

ALEX POHL

# PARASIT

JEDER HAT EIN DUNKLES GEHEIMNIS.

WAS IST DEINS?



THRILLER

# PARASIT

JEDER HAT EIN DUNKLES GEHEIMNIS. WAS IST  
DEINS?

ALEX POHL

THRILLER

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Lektorat: Anne Bräuer, Textbüro Bräuer, Frankfurt am Main, Umschlaggestaltung: Ideekarree Leipzig

**Copyright © 2021 by Alex Pohl.** Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit schriftlicher Genehmigung des Autors. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Autors reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Alle in diesem Roman beschriebenen Personen sind fiktiv. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Originalausgabe 220.2081714

**Impressum**

Alexander Pohl  
Breitenfelder Str. 32  
04155 Leipzig

E-Mail: [autor@alex-pohl.de](mailto:autor@alex-pohl.de)

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

*Gestern Nacht träumte ich, ich sei wieder in Manderley.*  
– Daphne du Maurier, Rebecca

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# KAPITEL 1

## EMMA

**E**s tut mir leid, habe ich gesagt. Mehrfach. Und das stimmt. Es tut mir wirklich leid, so hätte das alles nicht laufen sollen, auf keinen Fall. Nichts davon. Und es war meine Schuld, mal wieder.

Ganz allein meine Schuld.

Die Sonne geht gerade unter, als ich aus dem Wald hervortrete. Ich komme mir vor wie eine Sagengestalt, Rübezahl vielleicht oder die böse Hexe aus dem Märchen. Ja, das trifft es besser. Die bucklige Alte mit dem zahnlosen Grinsen und der ekligen Warze auf der Nasenspitze, das würde jetzt zu mir passen: Wart ihr Kinder denn auch alle fein artig? Und gnade euch Gott, falls nicht.

Nachdem ich es hinter mich gebracht hatte, bin ich noch eine ganze Weile durch den Wald gelaufen, um irgendwie runterzukommen. Na ja, ziellos umhergestolpert trifft es wohl besser, aber ich musste einfach versuchen, meinen Kopf irgendwie klar zu bekommen, weil Sophie sonst ganz bestimmt etwas merken wird.

Ich muss mich zusammenreißen, sage ich mir immer wieder. Völlig normal wirken, ich darf auf keinen Fall die Kontrolle verlieren. Sogar ein paar der Atemübungen aus dem Yoga-Kurs, den wir früher gemeinsam besucht haben, habe ich probiert. Aber natürlich haben auch die nicht funktioniert. Durch das Herumgerenne im Wald ist mein Gedankenkarussell ja erst so richtig in Schwung gekommen. Wie dumm diese ganze Sache war. Dass mir von vornherein hätte klar sein müssen, wie das nur enden konnte,

und jede Menge anderer Was-wäre-wenns, und noch mehr Was-wäre-wenn-nichts. Was wäre, zum Beispiel, wenn wir nie nach Élysée gezogen wären? Das zu denken, kommt mir beinahe vor wie Blasphemie; immerhin ist ein Haus in Élysée ja erwiesenermaßen das schönste Zuhause, das man überhaupt für Geld kaufen kann. Pervers viel Geld, um genau zu sein, aber das haben wir ja.

Oder – was wäre, wenn ich Sophie nie kennengelernt hätte?

Uh-oh, ganz dünnes Eis. Nein, diesen Gedanken verbanne ich lieber ganz schnell wieder aus meinem Kopf. Es wäre einfach unfair, so verdammt unfair. Sie liebt mich und ich liebe sie, basta. Daran müssen wir festhalten, das ist eine Tatsache. Eine unerschütterliche *Wahrheit*. Eine von denen, die sich nicht verbiegen oder interpretieren lassen, für jetzt und immerdar.

Bis dass der Tod uns scheidet.

Es ist schnell dunkel geworden dort drinnen, im tiefen, finsternen Märchenwald. Zwischen den Bäumen, wo der weiche Boden aus verrottenden Nadeln und Blättern meine Schritte verschluckt, als wäre ich gar nicht körperlich anwesend. Ich streiche mir die Haare glatt, fahre mir mit beiden Händen übers Gesicht und bemerke dabei, dass meine Wangen feucht und heiß sind. Na prima, eine Heulsuse bin ich also auch noch.

Als ich mein Auto erreiche, den kleinen, weißen Jeep Wrangler, den Sophie mir vor zwei Jahren zum Geburtstag geschenkt hat, und der jetzt am Rande des Waldwegs parkt, bin ich fast der Meinung, nun wieder einigermaßen mit der Welt klarzukommen. Dass meine Hände zittern, als ich den Autoschlüssel aus der Tasche hole, ignoriere ich geflissentlich. Bis ich zu Hause bin, wird sich das schon irgendwie gegeben haben. Hoffe ich zumindest.

Ich steige ein.

Dann sehe ich den Zettel.

Also steige ich wieder aus und schnappe mir das Ding, das unter dem linken Scheibenwischer klemmt. Falte es auseinander. Es ist die Hälfte eines DIN A4-Blatts, offensichtlich hastig aus einem Schreibblock herausgerissen und mit großen und vermutlich absichtlich ungelenken ausgeführten Druckbuchstaben beschrieben, die tief in das Papier eingedrückt sind. Auf dem Zettel steht:

*VERPISS DICH, LESBE!*

So sehr ich auch darauf starre, die Botschaft bleibt immer dieselbe und sie ist ja nun auch nicht besonders lang. Trotzdem kommt sie irgendwie gar

nicht richtig bei mir an. Gar nichts kommt an bei mir, da ist nur diese Kälte, während das Papier vor meinen Augen zu verschwimmen beginnt. Die dunklen Buchstaben beginnen zu tanzen, Blockbuchstaben aus schwarzer oder dunkelblauer Kulitinte, unmöglich zu sagen in dem Schummerlicht, aber unmissverständlich an mich gerichtet.

Nein, denke ich dann. Nicht an mich. Sondern an uns. An Sophie *und* mich.

*VERPISST EUCH, IHR LESBEN!*

Ich bemerke, dass meine Finger nicht mehr zittern, als ich den Zettel wieder zusammenfalte und ihn in meine Hosentasche stecke. Dann denke ich, dass das dumm war, weil ich ja jetzt ganz sicher irgendwelche Fingerabdrücke verwischt habe, die vielleicht auf dem Zettel waren. Dann, wie dumm das erst ist, weil so ein Zettel ja nun bestimmt nichts ist, mit dem sich jemals irgendwer je befassen wird, der sich für Fingerabdrücke interessiert. Wie die Polizei zum Beispiel, und auch diesen Gedanken verbanne ich besser ganz schnell wieder aus meinem Kopf.

Nein, keine Polizei.

Auf keinen Fall.

Was mich augenblicklich zu meiner nächsten Frage führt. Soll ich den Zettel Sophie zeigen? Damit sie mir endlich glaubt, dass man uns in Élysée vielleicht doch nicht mit ganz so offenen Armen empfangen hat, wie sie das immer behauptet? Dass es da ein paar äußerst seltsame Zeitgenossen gibt mit ein paar äußerst antiquierten Ansichten, was die Liebe betrifft – und wer weiß, was noch?

Damit sie mir vielleicht glaubt, dass man sich mit einem Haufen Geld eben vielleicht doch nicht *alles* kaufen kann?

Aber das geht nicht.

Sophie würde herauskriegen wollen, von wem der Zettel stammt. Sie würde mich fragen, wo und wann ich das Ding gefunden habe. Sie würde der Sache auf den Grund gehen wollen, mit detektivischem Eifer, immerhin ist sie ja Schriftstellerin. Professionelle Puzzle-Löserin, sozusagen. Sie würde alles ganz, ganz genau wissen wollen. Zum Teufel, sie würde den Zettel vielleicht tatsächlich auf Fingerabdrücke untersuchen lassen, das brächte sie zustande.

Vor allem aber würde sie mich fragen, was ich um diese Zeit hier, am Waldrand, zu suchen hatte. Und wenn sie mich das fragt, ganz direkt, und mir dabei in die Augen schaut – nein, ich könnte sie nicht belügen. Nicht

so, niemals. Immerhin ist sie meine Frau. Die Frau, die ich liebe. Dann käme auch alles andere raus. Dann würde die Welt untergehen.

Also nein. Ich werde ihr den Zettel nicht zeigen. Stattdessen werde ich das Ding verbrennen und im Klo runterspülen. Ja, das ist ein guter Plan. Weg damit, aus den Augen, aus dem Sinn. Vermutlich war es sowieso nur ein dummer Streich und ... Moment.

Könnte der Zettel von *ihm* stammen?

Wäre das wirklich denkbar?

Unschlüssig kaue ich auf meiner Unterlippe herum, während ich das in Erwägung ziehe. Es wäre lächerlich, klar. Kindisch geradezu. Aber nicht unmöglich.

Nein, ganz und gar nicht unmöglich.

Das ist der Moment, in dem die Panik einsetzt. Ich muss weg hier, sofort. Weg von diesem verräterischen Ort, an dem einem irgendwelche Zettel unter die Windschutzscheibe gesteckt werden, die die Welt untergehen lassen könnten. Einfach so, mit einem Fingerschnippen.

Entschlossen starte ich den Wagen und trete aufs Gas. Höre, wie Erde und kleine Steine gegen die wuchtigen Radkästen meines kleinen Geländefahrzeugs prasseln, als der Motor aufheult und ich den Wagen beinahe gleich wieder abwürge. Dann endlich setzt er sich in Bewegung. Ich komme nur ein paar Meter weit, als ich aus dem Augenwinkel sehe, wie etwas aus dem Dunkel des Waldrandes heraus auf mich zuschießt.

Dann kracht es gegen meine Windschutzscheibe.

## KAPITEL 2

**D**as Mädchen war ungefähr elf oder zwölf Jahre alt, als es geschah, ja, das könnte ungefähr hinkommen. Damals spielte es am liebsten im Garten mit seinen Puppen und dem alten Puppenhaus, so auch an jenem Tag. Wie sie das eigentlich immer tat, wenn die Mutter das Mädchen nicht im Haus haben wollte, weil sie ihre Ruhe brauchte. Ruhe war sehr wichtig für die Mutter, besonders, wenn sie ihre Kopfschmerzen hatte. Dann verließ sie die schattige Kühle des Hauses manchmal für Tage nicht, und das Mädchen musste ganz allein draußen spielen.

Aber das machte dem Mädchen nichts.

Es war ein schöner Sommertag.

Die Sonne brach funkelnd durch die Blätter der Bäume, und streckte ihre Lichtfinger nach dem Mädchen aus, als wollten sie mit ihm Fangen spielen. Die Bäume kamen dem Mädchen wie Riesen aus dem Märchen vor, und manchmal bildete das Mädchen sich ein, dass der Wind ihren raschelnden Baumkronen Flüsterstimmen verlieh, mit denen sie miteinander sprachen, auch, wenn das Kleinmädchengedanken waren und das Mädchen sich schon fast ein bisschen zu alt dafür fühlte. Es waren vielleicht Pappeln, dort im Garten vor dem Haus. Lange, schlanke Bäume jedenfalls, und uralt. Das Mädchen mochte sie jedenfalls.

Das Mädchen besaß ein großes Puppenhaus aus Holz, und mit dem spielte es am liebsten. Es war uralt und echte Handarbeit; eine detailgetreue Miniaturversion des großen Hauses, in dem das Mädchen fast ganz allein mit seiner Mutter wohnte, einer dreigeschossigen Villa im Tudorstil, komplett mit Türmchen und Erkern und Mauern mit dekorativen Burgzinnen.

*Und einem Turmzimmer.*

*An der Vorderseite konnte man das Puppenhäuschen aufklappen und dann in die Zimmerchen hineinschauen. Es gab winzige Stühle, die um einen winzigen Tisch herumstanden, und Lampen und Bettvorleger und Badezimmer mit Waschbecken und winzigen Wasserhähnen, und sogar eine kleine Badewanne mit Klauenfüßen aus Zinn, alles ganz detailgetreu.*

*Am liebsten spielte das Mädchen Familie.*

*Dazu nahm es immer dieselben drei Puppen – Papa, Mama, Kind. Die Puppenfamilie verbrachte die meiste Zeit gemeinsam im Esszimmer des Puppenhauses und war überhaupt sehr fröhlich. Dort saßen die um die lange Tafel, aßen winzige Brote und Früchte aus bemaltem Salzteig und erzählten sich lachend vom Tage, wie eine richtige Familie das eben so tut.*

*Dem Mädchen wurde dieses Spiel nie langweilig.*

*Es war nämlich sein Lieblingsspiel.*

*Das Puppenhaus musste immer auf einer Wolldecke stehen, damit es nicht schmutzig wurde, oder feucht vom Gras. Das Mädchen hatte noch andere Puppen, aber die lagen meist nur in einem unordentlichen Haufen am Rand der Decke herum. Das Mädchen brauchte sie ja nicht zum Familienspielen.*

*An diesem Nachmittag fiel dem Mädchen ein neues Spiel ein. Die kleine Puppenmama würde heute etwas anderes machen als sonst, etwas ganz und gar Außergewöhnliches. Heute würde die Mama nämlich eine Migräne haben. Also ließ das Mädchen die Mama-Puppe von dem Tischchen aufstehen, an dem die Familie zusammensaß. Es schob das Stühlchen, auf dem die kleine Puppe gesessen hatte, zurück und ahmte dabei sogar mit dem Mund das Quietschen der Stuhlbeine auf dem Parkett nach, quieeetsch.*

*Dann ließ es die Mama eine höfliche kleine Verbeugung machen.*

*»Auf Wiedersehen, lieber Papa«, sagte das Mama-Püppchen, und dann: »Auf Wiedersehen, liebe Sophie«, dann nahm das Mädchen sie und legte sie auf das Bettchen im Schlafzimmer im ersten Stock.*

*Doch etwas stimmte nicht mit diesem Bild.*

*Natürlich, dachte das Mädchen, es war ja noch hell draußen, warum sollte sich die Mama also schon so früh zur Ruhe legen? Also stand das Püppchen wieder auf und für eine Weile wog das Mädchen sie unschlüssig in der Hand. Wohin mit dir, Mama?*

*Dann fiel es dem Mädchen ein.*

*Natürlich.*

*Das Turmzimmer.*

*Manchmal ging Mama dort hinauf, und wenn sie zurückkam, putzte sie sich stets ganz besonders gründlich die Zähne, doch das Mädchen konnte den leichten Rauchgeruch trotzdem wahrnehmen, der die Mama dann umgab. Das Mädchen fand den Geruch eklig, und es gar nicht schön, dass die Mama nach kalter Asche roch. Und ihm fiel auf, dass Mama dann manchmal ganz gerötete Augen hatte und anschließend besonders viel Zeit im Schlafzimmer verbrachte.*

*Plötzlich wusste das Mädchen, was die Puppe tun würde. Richtig, sie würde nach oben gehen, in das Turmzimmer, um dort zu rauchen, und dabei aus dem schmalen Fenster blicken, genau wie Mama das manchmal tat. Das Mädchen blickte sich nach einem dünnen Stöckchen um, das der Puppe als Zigarette dienen konnte, aber es fand keines.*

*Also stellte das Mädchen die Puppe ins Turmzimmer, ohne Miniaturzigarette, und lehnte sie an den Rahmen des schmalen Fensters, das es dort gab. Doch das Püppchen verlor sein Gleichgewicht, kippte vornüber aus dem langen Fenster und fiel, plumps, auf den Rasen, drei ganze Puppenhausstockwerke tief fiel es hinab. Der Anblick der Puppe, die mit dem Gesicht nach unten im Gras lag, löste eine beklemmende Übelkeit in dem Mädchen aus, sodass es rasch woanders hinsah.*

*Erst jetzt bemerkte das Mädchen, dass es so in sein Spiel vertieft gewesen war, dass es gar nicht mitbekommen hatte, wie spät es geworden war. Als das Mädchen den Blick hob, war die Sonne, die durch die Wipfel der Bäume brach, warm und rot wie frisches Blut.*

*Zwielicht.*

*Die blaue Stunde, die den Tag von der Nacht trennt, und das war die Lieblingstageszeit des Mädchens.*

*Doch nun verspürte das Mädchen Hunger, und durstig war es auch. Die Mutter hatte es nicht einmal zum Tee hineingerufen, wie merkwürdig, und wurde es nicht auch allmählich Zeit fürs Abendessen? Selbst, wenn ihre Migräne ganz schlimm war, ließ die Mama das gemeinsame Teetrinken doch sonst nie ausfallen, und das Abendessen schon gar nicht.*

*Schließlich war sie ja eine gute Mutter.*

*Das Mädchen ließ ihre Puppe liegen, sprang auf und lief zum Haus, hüpfte die breite Treppe hinauf, und dann betrat es die große Variante des Puppenhauses. Die, welche sich nicht aufklappen ließ an der Vorderseite, und wo so gut wie nie die Familie beisammensaß, und schon gar nicht den*

ganzen Tag lang. Der Vater des Mädchens war schon seit mehreren Wochen auf Geschäftsreise, wie so oft, irgendwo in Asien vielleicht, das Mädchen wusste es nicht genau. Der Vater des Mädchens war ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann, er baute nämlich Häuser. Nicht so schöne wie das Puppenhaus, in dem das Mädchen und ihre Mutter lebten, aber dafür sehr viele davon, und überall auf der Welt. Er verdiente sehr viel Geld damit, und die Mama und das Mädchen waren sehr stolz auf ihn.

In der Vorhalle des großen Hauses war niemand.

Die langen Vorhänge wogten sanft im Wind, die Fenster waren weit geöffnet. Das war ungewöhnlich, fand das Mädchen, denn Mama verabscheute den kleinsten Windhauch. Sie sagte, vom Zug bekäme man eine Erkältung und einen bösen Schnupfen. Als das Mädchen die breite Freitreppe in den ersten Stock hinaufstieg, funkelten die blutig roten Sonnenstrahlen ihr im Vorübergehen verschwörerisch zu.

Nur weiter, liebes Kind, schienen sie zu sagen. Steig hinauf und sieh, ob du nicht deine Mama finden kannst. Also stieg das Mädchen weiter hinauf, bis in den dritten Stock stieg sie, doch nirgends fand es auch nur eine Spur von seiner Mutter.

Oben angekommen, begann es zu rufen: »Mama? Bist du hier irgendwo?«, doch es erhielt keine Antwort. Es war ein sehr großes Haus, und seine dünne Kleinmädchenstimme drang sicher nicht bis in jeden Winkel vor. Jedoch wusste das Mädchen, dass seine Mutter nur sehr wenige Räume der Villa überhaupt je benutzte. Die meist Zeit verbrachte sie im Schlafzimmer, besonders, wenn sie ihre Migräne hatte. Dann verließ sie das Bett höchstens, um dem Mädchen Essen zu machen und ihm dabei zu helfen, das Puppenhaus am Morgen auf die Wiese zu schleppen, wobei sie stets eine große, dunkle Sonnenbrille trug, weil das Licht ihr sonst in die Augen stach, wie sie sagte.

Doch das Mädchen fand die Mutter nicht im Schlafzimmer, und sie war auch nicht in der Bibliothek, und schließlich klopfte das Kind sogar zaghaft an der Tür zum elterlichen Badezimmer, dann klinkte es und öffnete vorsichtig die Tür.

Doch auch hier war die Mutter nicht.

Als es zurück auf die Galerie trat, hörte das Mädchen das Klopfen zum ersten Mal. Zunächst nur leise und unregelmäßig, doch als das Mädchen ganz still dastand und lauschte, kam es zu dem Schluss, dass das Geräusch von oben kommen musste. Es hob den Kopf, sah die Treppe hinauf. Über

ihm befand sich nur der Dachboden und das Mädchen konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, was seine Mutter dort oben anstellen und wozu sie so derart unrhythmisch auf irgendwas herumklopfen sollte. Dort oben gab es nur Staub und eklige, fette Spinnen, manche davon tot, nur leere, seltsam verkrümmte, ausgetrocknete Hüllen. Das Mädchen hatte selbst nachgesehen.

Dann kam ihr das Turmzimmer in den Sinn. Vielleicht war die Mama ja dort hinaufgegangen, um zu rauchen?

Das Turmzimmer hatte einen kreisrunden Grundriss und verfügte über einen kleinen Erker mit einem langen, doppelflügeligen Fenster. Dort oben standen nur ein paar mit alten Laken verhüllte Sitzmöbel herum, die nach Mottenkugeln rochen, und die das Mädchen ein bisschen gespenstisch fand, was den Raum jedoch nur umso interessanter machte. Der größte Reiz des Turmzimmers bestand überhaupt darin, dass der Papa dem Mädchen strengstens verboten hatte, es jemals zu betreten. Vermutlich hing das mit dem Fenster zusammen, dessen Sims kaum knöchelhoch war. Der Papa wollte sicher nicht, dass sie hinausfiel, drei ganze Stockwerke tief, und unten ins Gras plumpste.

Das unrhythmische Klopfen ertönte erneut.

Nun war das Mädchen sicher.

Ja, das Geräusch kam eindeutig aus dem Turmzimmer.

Für einen Moment stand sie noch unschlüssig am Fuße der schmalen Holztreppe, die nach oben führte, doch schließlich fasste sich das Mädchen ein Herz und beschloss, sich über das Verbot des Vaters hinwegzusetzen. Dem langen Fenster, versprach es ihrem Vater im Stillen, würde es auch ganz bestimmt nicht zu nahe kommen. Doch es musste einfach wissen, was es mit diesem Klopfen auf sich hatte. Ein geheimnisvolles Geräusch unbekannten Ursprungs, in einem uralten, riesigen Haus, das war einfach unwiderstehlich. Das Mädchen würde ein Abenteuer erleben, und vielleicht sogar einen richtigen Geist dort oben treffen. Aber kein grusliges, böses Gespenst, sondern einen freundlichen kleinen Flattergeist, mit dem sie sich vielleicht anfreunden könnte. Einen Geist, der vielleicht genauso einsam war wie das Mädchen selbst.

Also stieg sie hinauf.

Als sie das Turmzimmer betrat, stellte das Mädchen enttäuscht fest, dass der Ursprung des geheimnisvollen Klopfens erschreckend trivialer Natur war. Das lange Fenster stand weit offen, und in der leichten Brise schlugen

beide Fensterflügel in unregelmäßigen Abständen gegen die Außenwand. Nicht einmal flatternde Vorhänge gab es hier. Und schon gar keinen Geist. Nur dieses nervtötende Geklapper, dachte sie enttäuscht, und ging nun doch zum Fenster mit dem flachen Sims hinüber, um es zu schließen. Und als es einmal dort stand, konnte es dann doch nicht widerstehen, noch ein Stückchen näher heranzugehen, und dann noch ein klitzekleines Stückchen, und für einen Augenblick hinauszuschauen. Wer konnte sagen, wann sich wieder eine solche Gelegenheit ergeben würde – und ob überhaupt?

Vorsichtig stellte das Mädchen sich vor den niedrigen Sims, hielt sich mit beiden Händen gut am Fensterrahmen fest und blickte dann hinaus in die Welt. Bis weit hinter das riesige Grundstück blickte das Mädchen, blickte über die Wipfel des dichten Waldes, in dessen Mitte das Haus lag, blickte in die Ferne und bis zum Horizont, hinter dem just in diesem Moment die Sonne mit ein paar letzten Strahlen glühend unterging, und dem Mädchen ein letztes Mal an diesem Tag ihre sanfte, ersterbende, blutrote Wärme sandte.

Es war wunderschön.

Dann wandte das Mädchen den Blick nach unten, vermutlich, weil man das eben so macht, wenn man an einer erhöhten Stelle steht, es ist ein ganz natürlicher Instinkt. Einen Moment lang genoss es das Gefühl, sich einzubilden, es würde fallen. Das angenehme Kribbeln in seinem Bauch, bei der Vorstellung, schwerelos durch die Luft zu gleiten wie ein Vogel. Seine Schwingen auszubreiten und einfach davonzufiegen, mitten in die weite Welt hinein.

Dann sah es nach unten.

Sah wirklich hin.

Da unten auf dem Rasen vor dem Haus lag jemand, nur ein winziger Umriss inmitten von endlosem Grün – klein und ganz verdeht, und ein sanfter Wind ließ das geblühte Sommerkleid, das sie trug, sich bauschen. Es war eine Frau, sah das Mädchen. Es war ihre Mutter, da unten im Gras.

Sie liegt da wie eine Puppe, dachte das Mädchen bei sich, während sie hinab starrte und der Tag starb. Wie eine Puppe, die man weggeworfen hatte, weil das Spielen mit ihr keinen Spaß mehr macht.

## KAPITEL 3

### EMMA

**A**ls ich auf den umzäunten Lehrerparkplatz einbiege, läuft sie mir beinahe vors Auto.

Ein paar der Schüler drehen die Köpfe, als meine Bremsen quietschen, aber die alte Hexe tut so, als hätte sie gar nicht mitbekommen, dass ich sie gerade fast überfahren hätte. Taub ist sie allerdings nicht, das weiß ich. Ich starre sie durch die Windschutzscheibe an, in der linken unteren Ecke breitet sich ein Spinnennetz von Rissen zur Mitte hin aus. Sehe der alten Martha dabei zu, wie sie da herumsteht, als gehöre ihr die Welt, und in aller Ruhe ihrem Pudel beim Pissen zuschaut, die Kötteltüte in der einen, die Hundeleine in der anderen Hand. Auf dem Kopf eine dieser lächerlichen Plastiktüten gegen den Regen, der vermutlich bald einsetzen wird.

Sie sieht aus, als könne sie kein Wässerchen trüben. Und gar nicht so, als würde sie ihren Pudel manchmal an der Leine in die Höhe zerren, nur so zum Spaß, bis er nur noch dünne, fiepsige Laute ausstößt, die Augen verdreht, und ihm die Zunge aus dem Maul hängt.

Dann entdeckt sie mich, oder tut wenigstens so, als hätte sie gerade erst Notiz von mir genommen. Sie lächelt mich an, dieses falsche Miststück. Das Grinsen zieht ihre grellrot geschminkten Lippen auseinander und halb erwarte ich, dass darunter kleine, nadelspitze Zähne zum Vorschein kommen, die endlich das Monster offenbaren, das sie in Wirklichkeit ist. Doch sie hebt nur die Hand mit dem Köttelbeutel, um mir zuzuwinken.

Grüßt mich mit einem Sack voll Hundescheiße. Wie man das eben so tut unter Nachbarn. Ich verziehe keine Miene und wünsche ihr im Stillen weiterhin die Pest an den Hals.

Irgendwann ist der Hund endlich fertig mit seinem Geschäft und stolziert davon, bis er einen Meter später stehenbleibt, die Wollkugel seines Schwanzes zitternd in die Höhe gereckt. Eine Sturmbö fegt über den Platz und die Alte zieht den Kopf zwischen die Schultern und presst die Hand mit der Leine auf die Plastiktüte auf ihrem Kopf, damit die nicht fortgeweht wird. Dann folgt sie dem Hund, der sich erneut in Bewegung setzt, sobald seine Leine das zulässt. Das alles sieht erschreckend banal aus. Nur eine alte Frau mit ihrem Hund. Aber ich weiß, was sie in Wirklichkeit ist, und mir ist inzwischen vollkommen egal, ob mir das irgendwer glaubt. Vielleicht sollte ich beim nächsten Mal versuchen, heimlich mein Handy zu zücken und sie zu filmen, wenn ich sie mal wieder dabei überrasche, wie sie ihren Hund misshandelt.

Ja, vielleicht sollte ich das wirklich tun.

Ich schaue den beiden noch ein Weilchen nach, bis hinter mir ein scharfes Hupen ertönt. Natürlich, auch andere Lehrer wollen heute Morgen zur Arbeit. Also trete ich aufs Gas und fahre auf den Parkplatz, wo ich eine reservierte Parkbucht habe, direkt neben der von Simon Schwarz. Nur für mich und meinen kleinen, weißen Jeep mit der gesplitterten Windschutzscheibe. Sophie hat veranlasst, dass sie noch heute Nachmittag gewechselt wird. Jemand wird kommen, den Jeep abholen und das erledigen. Und ihn danach wieder zurückbringen, am selben Tag, versteht sich. Schließlich sind wir VIP-Kunden.

Sophie hat ein bisschen geschimpft über den Sprung in der Windschutzscheibe, aber letztlich war sie natürlich vor allem froh, dass der Stein den Lack der Motorhaube nicht zerkratzt oder den Außenspiegel erwischt hat. Oder mich. Natürlich konnte ich ihr das mit dem Zettel nicht sagen, dessen verkohlten Überreste ich gestern Abend tatsächlich im Klo runtergespült habe, und ich musste auch ein wenig improvisieren, als ich ihr erzählte, wo genau das mit dem Stein passiert ist, aber für mich besteht kein Zweifel, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen dem Zettel und dem Stein. Beides war ein Schuss vor den Bug, oder zwei Schüsse, Stufe eins und Stufe zwei. Die Aussage ist dabei dieselbe und sie kam mit Sicherheit von der selben Person.

*Verpiss dich, Lesbe. Verpisst euch alle beide!*

Aber nichts davon ahnt Sophie. Was sie betrifft, war ich gerade auf dem Weg zurück von der Stadt, wo ich mir neue Schuhe kaufen wollte, aber leider keine passenden gefunden habe, als es passierte, aus heiterem Himmel. Mitten auf der Landstraße. Einer von diesen blöden Lkws, der vor mir fuhr und dem dann plötzlich einen Stein von der Ladefläche fiel, und ich, ganz in Gedanken, bin vielleicht auch ein bisschen zu dicht aufgefahren, ja, kann schon sein. Ich war so geschockt, dass ich sofort rechts ranfahren musste und minutenlang nur zitternd auf die Windschutzscheibe starren konnte; zu keiner Reaktion fähig, zumindest dieser Teil ist ja nicht gelogen. Als mein Gehirn dann wieder einsetzte, war der Laster natürlich längst verschwunden, und das Nummernkennzeichen habe ich mir in dem ganzen Tohuwabohu natürlich auch nicht eingeprägt, so ein Pech. Für mich klang das glaubwürdig.

Ich musste Sophie natürlich hoch und heilig versprechen, mich beim Autofahren besser zu konzentrieren. Meine Gedanken nicht immer so abschweifen zu lassen. Aber was will man machen, so bin ich nun mal. Eine Träumerin. Sophie sagte, das mit der Windschutzscheibe mache rein gar nichts, entscheidend sei doch letztlich nur, dass mir nichts passiert sei. Dass es mir gut geht.

Es hätte schließlich auch ganz anders ausgehen können.

Damit hat sie durchaus recht. Mehr, als sie ahnt.

Ich schließe den Wagen ab und setze mein Alles-Paletti-Gesicht auf. Das fällt mir ganz leicht, genauso leicht wie mit den Kids hier an der Schule klarzukommen. Das hier ist schließlich nicht irgendein Gymnasium. Die Schüler stören nie den Unterricht oder verprügeln sich gegenseitig auf dem Pausenhof, und außerdem sind sie alle ziemlich intelligent, was wirklich ein Segen ist – und offengestanden eine wohltuende Abwechslung zu den Schulen, an denen ich vorher gearbeitet habe. Selbstbewusst sind sie, das schon, und nicht zu knapp, aber niemals vorlaut oder gar rüpelhaft. Es macht Spaß, mit ihnen zu arbeiten. Und das sollte es auch, auf mein Gehalt als Lehrerin sind wir – bin ich – schließlich nicht angewiesen, deswegen mache ich den Job ja auch gar nicht. Es ist nur so, dass mir irgendwann klar wurde, dass ich wieder einer Arbeit nachgehen wollte, irgendeiner sinnvollen Beschäftigung. Den ganzen Tag zu Hause herumhängen? Da fiel mir die Decke auf den Kopf, und außerdem weiß ich, dass Sophie ihre Ruhe braucht, während sie an ihrem neuen Buch arbeitet. Umso mehr freue ich mich auf unsere gemeinsamen Abende, unter der Decke auf der Couch,

oder bei einem Glas Wein in der Badewanne (die so gigantisch ist, dass man darin locker ein paar Bahnen schwimmen könnte) oder im Bett, wenn uns danach ist. Es ist immer noch sehr schön mit uns, daran halte ich fest. Und leidenschaftlich, was nach all den Jahren eine echte Leistung ist.

Etwas Besonderes.

Als ich das Schulgebäude durch den Seiteneingang betrete, nickt mir der Wachmann freundlich zu. Er heißt Jan, glaube ich, oder Nils. Keine Ahnung, jedenfalls irgendein einsilbiger Name. Vielleicht auch Lars? Nick?

Vor dem Klassenzimmer bleibe ich wie jeden Morgen einen Moment lang stehen, um mich zu sammeln. Schau auf meine neue Uhr, eine roségoldene Rolex Datejust aus der neuesten Kollektion und natürlich ebenfalls ein Geschenk von Sophie. Ich bin genau rechtzeitig, stelle ich fest, wie so ziemlich jeden Morgen. Ich mag zwar eine Träumerin sein, aber was das betrifft, bin ich sehr zuverlässig. Ich schüttele die elegante Uhr zurück unter die Manschette meiner Bluse. Noch immer schäme ich mich manchmal fast für diesen zur Schau gestellten Reichtum, auch wenn wir es uns ja nun wirklich leisten können, und eine solche Uhr an einer Schule wie dieser kaum auffällt, die Juliane ist auch unter den Schülern recht beliebt.

Als ich nach der Klinke greife, überkommt mich für einen Sekundenbruchteil eine alpträumhafte Vorstellung. Die Schüler grinsen mich verstohlen an, und als ich mich zur Tafel umdrehe, steht dort in ungelassenen Druckbuchstaben ... *VERPISS DICH, LESBE!*

Aber nein, das ist natürlich Unsinn.

Nicht diese Schüler, nicht an dieser Schule. Ausgeschlossen. Also straffe ich mein Lächeln, öffne die Tür. Wie immer sitzen alle bereits auf ihren Plätzen und schauen erwartungsvoll in meine Richtung, als ich eintrete. Diesmal reagieren sie allerdings ein wenig zögernd auf mein fröhliches: »Guten Morgen!«, fast ein bisschen unterkühlt, und mein Herzschlag beschleunigt sich wieder ein bisschen.

Nein, sage ich entschlossen zu mir selbst. Sie können nichts davon wissen, keiner von ihnen. Du bildest dir etwas ein, Emma. Es wäre schließlich nicht das erste Mal.

Es ist schummerig im Zimmer, beinahe düster. Draußen jagen schwere Regenwolken über einen bestenfalls bleigrauen Himmel. Herbstwetter. Also mache ich das Licht an und die Atmosphäre im Zimmer kippt augenblicklich, als die industriemäßige Helligkeit das Zimmer bis in den letzten Winkel ausfüllt. Keine Geheimnisse, die sich jetzt noch dort

verstecken könnten. Keine Monster in düsteren Winkeln, keine Dachboden-Gespenster im Turmzimmer, die kleinen Mädchen Angst machen. Gut.

Als ich mich wieder zur Klasse umdrehe, fällt es mir auf.

Ein Platz ist leer.

Ich muss nicht nachdenken, wessen Platz das ist, als sich mein Blick richtiggehend festsaugt an der leeren Tischplatte und dem ordentlich unter den Tisch geschobenen Stuhl dahinter.

Jetzt habe ich erst recht den Eindruck, dass mich alle anstarren. Vorwurfsvoll. Anklagend? Dabei ist es ganz normal, dass Schüler hin und wieder nicht zum Unterricht erscheinen. Weil sie krank sind, zum Beispiel. Nichts Schlimmes, natürlich, nur eine Erkältung oder sowas, immerhin haben wir Oktober. Kein Grund also für verstohlene Blicke, kein Grund für die zögerliche Begrüßung oder die merkwürdige Stille im Klassenraum heute Morgen. Vermutlich sollte ich die Klasse trotzdem fragen, ob einer weiß, was mit Mia los ist, weil man das eben so macht.

Weil sie das von mir erwarten.

Doch bevor ich dazu komme, der Sache weiter auf den Grund zu gehen, geschweige denn, mit dem eigentlichen Unterricht zu beginnen, klopft es an der Tür zum Klassenraum und Doris, die Sekretärin unseres Direktors, tritt ein. Sie schenkt mir ein Lächeln, das ein bisschen gequält wirkt, dann kommt sie auf mich zu und flüstert mir etwas ins Ohr, so leise, dass ich sie kaum verstehen kann: »Würden Sie bitte Herrn Doktor Weber aufsuchen? In seinem Büro. Ich würde hier so lange übernehmen.«

»Jetzt gleich?«

Sie nickt bestimmt, und ihr Lächeln wird schmaler, verschwindet für einen Moment fast ganz. Ich schaue sie stirnrunzelnd an. *Sie* will meine Klasse übernehmen? Sie ist ja noch nicht mal eine Lehrerin, geschweige denn hat sie eine Ahnung, wo wir gerade im Stoff stehen. Was aber eigentlich nur bedeuten kann, dass mein Gespräch mit Weber nicht besonders lange dauern wird.

»Okay«, sage ich. »Klar.«

Dann wende ich mich an die zwölfte Klasse und erkläre ihnen, dass ich in ein paar Minuten zurück sein werde und sie bis dahin *brav wie die Lämmchen* sein sollen. Keiner lacht über meine bewusst gewählte Grundschul-Ausdrucksweise. Okay. Merkwürdig. Das fahle Lächeln auf Doris' Gesicht kommt mir vor, als wäre es nur aufgemalt, und irgendwie

schief, aber vermutlich bilde ich mir das nur ein. Wer weiß, was ihr Problem ist.

Als draußen etwas gegen das Fenster klatscht, zucken alle zusammen, mich eingeschlossen, aber es ist nur der Ast einer Kastanie, die dort steht, und die jetzt vom Sturm gebeutelt wird, der es allmählich ernst zu meinen beginnt. Die ersten, fetten Tropfen klatschen gegen die Scheibe, dann geht es richtig los.

Da kann sich die alte Hexe mit ihrem Pudel ja glücklich schätzen, ihre dämliche Plastiktüte auf dem Kopf zu haben, denke ich grimmig, und wünsche ihr, dass sie trotzdem klatschnass wird und sich eine Lungenentzündung holt, während ich aus dem Zimmer auf den Gang hinaustrete und mich wie gewünscht auf den Weg zum Büro des Direktors mache.

Ich bin mir sicher, dass es sich dabei um nichts Tragisches handeln kann.

Aber das mulmige Gefühl werde ich trotzdem nicht los, während ich durch das leere Schulhaus gehe, und die gedämpften Geräusche des Unterrichts jenseits der geschlossenen Türen wahrnehme, wie aus einem fernen Universum, zu dem ich keinen Zugang habe.

## KAPITEL 4

Die Tür zum Vorzimmer des Direktors steht ein Stück offen. Doris' verlassener Schreibtisch steht in der Ecke vor einem wuchtigen Aktenschrank, der leere Bürostuhl dahinter ist an den Tisch geschoben, die Lehne akkurat zur Kante des Schreibtischs ausgerichtet, die Papierstapel auf der Tischplatte sind säuberlich angeordnet. Es wirkt, als hätte hier jemand Feierabend gemacht, der nicht vorhatte, heute noch wiederzukommen. Die Vorstellung, dass Doris, die eigentlich dort sitzen müsste, jetzt gerade vor meiner zwölften Klasse steht und sich als Deutschlehrerin versucht, ist absurd. Vielleicht lässt sie die Schüler ja gerade Bilder malen oder einen Aufsatz über ihr schönstes Ferienerlebnis verfassen, auszuschließen wäre das jedenfalls nicht.

Während ich das Vorzimmer durchquere und auf das Büro des Direktors zugehe, versuche ich angestrengt, mir vorzustellen, was Doktor Weber von mir wollen könnte. Vielleicht geht es ja um einen Schüler, der ihm, überwältigt von schlechtem Gewissen, gestanden hat, dass er hinter dem Zettel und dem Steinwurf auf mein Auto steckt, aber das ist wohl eher unwahrscheinlich.

Zumal an dieser Schule – oder zumindest hoffe ich das inständig.

Denn wenn es nämlich tatsächlich der Grund ist, aus dem ich jetzt vor Webers Bürotür stehe, würde das bedeuten, dass ich Sophie doch noch beichten müsste, dass die Sache mit dem Lkw erfunden war und dass das mit dem Steinwurf ganz woanders passiert ist als mitten auf der Landstraße. Ich müsste ihr dann sagen, dass ich dort war, im Wald, und dass ich sie belogen habe. Und vielleicht auch, wieso.

Gar nicht gut.

Ich atme ein.

Dann stoßweise wieder aus.

Wie im Yoga-Kurs.

Es hilft auch diesmal kein bisschen gegen die aufkommende Panik und für einen Moment bin ich fast so weit, umzukehren und fortzulaufen. Einfach loszurennen wie Forrest Gump und nicht wieder damit aufzuhören, bis ich außer Reichweite von allem und jedem bin.

Stattdessen klopfe ich an die Tür. Einmal, zweimal, dann öffne ich entschlossen und trete ein. Bloß keine Furcht zeigen, sagt Sophie immer.

Weber hebt den Kopf, den er über irgendwelche Papiere gesenkt hatte, und quält sich ein Lächeln raus, als er mich erkennt. Dann verblasst das Lächeln sofort wieder. »Schön, dass Sie es einrichten konnten«, sagt er, ganz professionelle Höflichkeit. »Würden Sie bitte die Tür schließen?«

Ich nicke. Schließe die Tür. Weber deutet auf den Besucherstuhl, der vor seinem Schreibtisch steht. Jedes Möbelstück in seinem Büro ist aus dunkel gebeiztem Nussbaumholz, sämtliche Sitzflächen sind mit hochwertigem Leder bezogen, sogar der Sitz des Besucherstuhls ist ausgesprochen bequem. An den Wänden reihen sich deckenhohe Regale, in denen sich Bücher, Ordner und lose Schriftstücke stapeln, die aussehen, als hätte jemand versucht, absichtlich den Eindruck von Zerstreutheit zu erwecken, die man gemeinhin Genies nachsagt. Ein paar Auszeichnungen und gerahmte Schwarz-weiß-Fotos hängen an den Wänden, auf denen Weber irgendjemandes Hände schüttelt, alles wichtige Leute vermutlich.

Das Leder unter meinem Hintern quietscht nicht mal, als ich mich setze, er muss es wohl gut pflegen. Draußen klatscht der Regen inzwischen in einem Trommelfeuer dicker Tropfen gegen die dreifach isolierte Fensterscheibe.

Der Sturm ist hier.

Weber setzt seine Brille ab, zieht die hohe Stirn unter der Halbglatze kraus, während er mich ernst mustert, und sagt: »Ich fürchte, es gibt ein Problem, Emma. Und zwar ein großes.«

## KAPITEL 5

»Wie lange sind Sie jetzt bei uns, Emma? An der Schule, meine ich.«

Natürlich, was könnte er auch sonst meinen? Außer dem subtilen Hinweis darauf, dass wir auch immer noch ein bisschen die Neuen in Élysée sind. Vermutlich würde der Herr Direktor selbst ganz gern dort wohnen, die Eltern seiner Schüler als Nachbarn haben, zu deren Grillpartys eingeladen werden und das alles. In gewisse Kreise aufsteigen, auch außerhalb seiner Position als Schulleiter. Doch höchstwahrscheinlich wird das nie passieren. Ich gehe davon aus, dass Doktor Weber finanziell gut dasteht, obere Mitte, würde ich sagen, durchaus solide. Aber ich weiß auch – zumindest in etwa – wie viel Geld Sophie und unsere Nachbarn in Élysée besitzen. Es sind verschiedene Welten.

Ich überlege. »Ich bin seit etwa sechs Monaten hier, Doktor Weber.«

»Und vorher?«

»Bei ein paar anderen Schulen, wie Sie wissen. Steht ja alles in meiner Bewerbung.«

»Stimmt«, sagt er und nickt, rückt aber immer noch nicht damit heraus, wieso das plötzlich wichtig sein soll. »Aber ich meine, Sie waren vorher noch niemals an einer solchen Bildungseinrichtung wie der unseren, nicht wahr? Ich meine ...«

»An einem Gymnasium?«, frage ich – ein bisschen provokant, aber nicht schnippisch. Das niemals. Man darf sich nicht von seinen Gefühlen überwältigen lassen, sagt Sophie. Sich nicht in die Karten blicken lassen. Das wäre unprofessionell. Nicht unserer gesellschaftlichen Position entsprechend.

»Ich meinte, an einem *gehobenen* Gymnasium«, erklärt Weber. »Einem, das in aller Regel gewissen Kreisen vorbehalten ist.«

Daher weht also der Wind.

»Nein«, sage ich. Wie er ebenfalls weiß. Zumindest, falls er meinen Lebenslauf überhaupt gelesen hat, bevor er mich eingestellt hat. Nicht, dass auch je nur der geringste Zweifel daran bestanden hatte, dass ich den Job kriegen würde. Die Gesuche mancher Menschen lehnt man einfach nicht ab. Die von Sophie Stratmann, zum Beispiel.

»Ich verstehe«, sagt er und macht eine Kunstpause. Dann: »Welche Beziehung haben Sie zu Mia Neumann, Emma?«

»Welche Beziehung?«, frage ich, und denke: *Ernsthaft?* »Sie ist eine meiner Schülerinnen, Herr Doktor Weber. Wie Ihnen ebenfalls bekannt sein dürfte.« Jetzt mit etwas mehr Nachdruck. Weber mag mein Boss sein, aber ich muss mir von ihm keine Spielchen gefallen lassen. Das muss ich von niemandem. Ich höre Sophie leise applaudieren. *Zeig's ihm, kleine Tigerin!*

Wieder nickt er ernst, dann lässt er die Bombe platzen. Und was für eine.

»Und das ist alles, da sind Sie sicher?«

»Worauf wollen Sie eigentlich hinaus?«, frage ich und die Tigerin in mir beginnt augenblicklich zu schrumpfen. Ich hoffe, dass er es nicht merkt.

»Nun, Emma, mir sind leider ein paar wirklich ungeheuerliche Dinge zu Ohren gekommen. Ich fürchte, dies ist der einzige passende Ausdruck dafür. Ungeheuerlich.«

Ich schlucke. Wovon redet Weber da bloß? Ich kann ihn nur anstarren, wieder kriege ich kein Wort raus. Jetzt nicht mehr. Die Tigerin hat sich aus dem Staub gemacht, einfach so. Miese Verräterin.

»Man hat mir zugetragen, dass Sie ein Verhältnis mit Mia pflegen. Ein sehr vertrauliches Verhältnis, Emma. Eines, das weit jenseits dessen liegt, das zwischen einer Schülerin und ihrer Lehrerin als angemessen ...«

»Wie bitte?«, schnappe ich, beinahe schon erleichtert. Das ist derart absurd, dass er es unmöglich ernst meinen kann. Es kann sich nur um ein grauenhaftes Missverständnis handeln, dass sich mit Sicherheit ganz einfach aufklären lassen wird. Einfach so, mit einem Fingerschnippen. »Das ist jetzt nicht Ihr Ernst, Doktor Weber, oder?«

»Leider doch, fürchte ich.« Er nickt wieder. Langsam, beinahe elegisch. Dazu hat er diesen tief betroffenen Ausdruck in den Augen, der sich jetzt noch verstärkt, so, als verstehe er die Welt plötzlich nicht mehr. Aber

vielleicht hat er das nie. »Man hat mir die Sache sehr detailliert auseinandergesetzt. Und es ist mehr als nur das, Emma. Es gibt ein Video.«

»Ein Video. Aha.«

»Ja. Und daher würde ich Sie bitten, sich dieses Video jetzt in meinem Beisein anzuschauen und mir anschließend zu erklären, was Ihrer Ansicht nach darauf zu sehen ist. Würden Sie das tun? Vielleicht klärt sich ja doch noch alles auf, Emma. Das hoffe ich jedenfalls inständig.«

Da ist er nicht der Einzige. Ich kapiere gar nichts mehr.

Weber öffnet die oberste Schublade seines viktorianischen oder edwardianischen oder welcher Epoche auch immer entstammenden Schreibtischs und entnimmt ihr ein Computertablet in einer Echtlederhülle. Die klappt er auf, schaltet das Tablet ein und dreht es dann so, dass ich auf das Display schauen kann. Auf dem Display erkenne ich zunächst gar nichts außer ein paar verschwommenen Flecken und Grünschattierungen.

»Bereit?«, fragt er, als wäre das hier ein Test oder so. Ein Spiel, bei dem ich in kürzester Zeit möglichst viele richtige Antworten geben muss.

Ich nicke, und er tippt auf das Display.

Das Video startet, die verschwommenen grünen Kleckse werden jetzt zu Laubblättern. Lindenblättern vielleicht, oder Birke, so genau kenne ich mich da nicht aus. Deutlich zu sehen ist jedenfalls, dass sich der Hobbyfilmer hinter einem Baum versteckt. Ein Spanner also, denke ich, aber ich kann nicht darüber lachen. Weil ich allmählich zu ahnen beginne, was als Nächstes zu sehen sein wird, auch wenn ich nicht begreife, wie es davon ein Video geben kann. Der heimliche Filmer verändert seine Position und es ist das leise Rascheln der Blätter in den Zweigen zu hören, als er sich bewegt. Fehlt eigentlich nur noch, dass er schwer zu atmen beginnt.

Dann sieht man zwei Menschen, die sich gegenüberstehen. Fraglos bin eine davon ich. Der Filmer zoomt ein kleines Stück heran, das Bild wird kurz unscharf, dann wieder scharf. Ich, links im Bild, und mir gegenüber steht Mia Neumann. Das blonde Mädchen ist ein Stückchen kleiner als ich, aber nicht viel. Im Hintergrund der Wald. Offenbar reden wir miteinander, ziemlich angeregt, oder zumindest ich. Ich gestikuliere ziemlich wild auf sie ein, während sie mir mit verschränkten Armen und gesenktem Kopf gegenübersteht. Dann hebt sie den Kopf, sagt irgendetwas, und mein Gestikulieren hört für einen Moment auf. Sehe ich wirklich so aus, wenn ich mit jemandem rede? Das ist ja furchtbar, wie ein Gebrauchtwagenhändler auf Speed.

Man hört sogar, wie der Spanner leise atmet (nicht schwer, sondern normal), vielleicht sogar sogar besonders leise, weil er versuchen will, uns auch noch zu belauschen, was aber nicht zu klappen scheint, man kann jedenfalls nicht hören, worüber wir reden. Vermutlich stehen wir dafür zu weit weg.

Es ist ein unwirkliches Gefühl, sich in einer Situation zu betrachten, bei der man selbst die Hauptrolle spielt und bei der man sich unbeobachtet glaubte. Irgendwie verletzend, ein beinahe zerstörerisches Vordringen in meine Privatsphäre.

Und auf jeden Fall ein böswilliges.

Ich sage gerade etwas zu Mia, und sie lässt ihre Arme sinken, gleichsam fährt sie ihre Abwehr herunter, das ist ihrer Körpersprache deutlich anzusehen. Der heimliche Beobachter verändert erneut seine Position, schleicht jetzt um den Baumstamm herum (es ist tatsächlich eine Birke, das erkenne ich nun an dem weißen Stamm), man hört ganz leise das Laub unter seinen Füßen rascheln, als er sich vorsichtig bewegt.

Dann kommen wir wieder ins Bild, Mia und ich, diesmal allerdings sieht man eher meinen Rücken, und ich verdecke sie ein bisschen. Ich berühre Mia sanft an der Schulter, dann ziehe ich sie in meine Arme, was sie bereitwillig zulässt. Ihr blonder Scheitel lugt über meiner Schulter hervor, ihr Kopf zittert leicht, sie weint offenbar. Einen kurzen Moment lang stehen wir so da, und dann ist zu sehen, wie sie zögernd ihre Hände hebt, offenbar, um mich ebenfalls zu umarmen. Das hatte ich damals gar nicht mitbekommen, denke ich, und in diesem Moment überfällt mich ein Anflug von unsagbarer Traurigkeit. Und gleichsam eine Art Vorahnung, ein seltsames Gefühl, dass ich nicht in Worte fassen kann.

Nicht mal in Gedanken.

Dann ploppen Herzchen über unseren Köpfen auf, die in den Himmel schweben. Offenbar ein grafischer Effekt, den der Hobbyfilmer eingefügt hat, um seine Botschaft zu verdeutlichen.

Und es ist klar, was diese Botschaft nur sein kann.

Man sieht, dass ich eine meiner Hände hebe, um Mia sanft über den Kopf zu streichen. Sie weint jetzt, das weiß ich, aber auf dem Video ist das nicht zu erkennen.

Die Herzchen sind alle davongeschwebt.

Und ja, für einen winzigen Moment könnte man fast annehmen, dass wir kurz davor wären, uns zu küssen oder sowas. Ein Paar, das sich gerade heftig gestritten hat und sich nun versöhnt. Aber das ist natürlich

vollkommen absurd. Auf sowas könnte man nur kommen, wenn man den Kontext nicht kennt. Wenn man vom Kontext nicht die beschissen leiseste Ahnung hat, denke ich, und die Tigerin erwacht nun doch wieder in mir.

Diesen kindischen Unsinn muss ich mir wirklich nicht bieten lassen.

Dann plötzlich geht eine ruckartige Bewegung durch die beiden Frauen auf der Lichtung, und Mia macht sich von mir los. In einer beinahe verzweifelten Bewegung stößt sie mich fort, was jedoch nur dazu führt, dass sie selbst einen kleinen Schritt rückwärts stolpert. Meine ausgestreckten Arme deuten in ihre Richtung, bevor ich sie langsam wieder sinken lasse.

Doch Mia hat sich umgedreht und rennt davon.

Das Video stoppt.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 6

»Und?«, fragt Weber mich.

»Was, und?«

»Was sagen Sie zu dem Video, meine ich. Das sind doch Sie und Mia, oder nicht?«

Hätte es irgendeinen Sinn, das zu leugnen?

»Ja«, sage ich. »Das sind wir. Und offenbar wurden wir während einer privaten Unterredung heimlich von einer Person gefilmt. Die Ihnen dann dieses Filmchen zugesandt hat, offenbar in erpresserischer Absicht.« Auf diesen spontanen Einfall bin ich ziemlich stolz. Es lässt die Sache in völlig anderem Licht erscheinen, finde ich.

»So war es nicht ganz«, sagt Weber ziemlich nebulös. »Und darum geht es im Moment auch nicht, Emma.«

»Oh, ich finde aber schon, dass es darum gehen sollte«, sage ich, und werde vielleicht auch ein kleines bisschen lauter als unbedingt nötig. Gut so, kleine Tigerin. Weiter so!

»Bitte, Emma. Lassen Sie uns das vernünftig betrachten. Eins nach dem anderen.«

»Also schön, ich habe mit Mia gesprochen, ja. Und was soll das Ihrer Meinung nach beweisen?«

»Nun ja. Es sieht nach einer recht privaten Unterhaltung aus, beinahe schon vertraulich, Emma. Denken Sie nicht?«

»Natürlich sieht es danach aus. Es war ja auch vertraulich.«

»Mitten im Wald, Emma?«

»Das war Mias Idee. Sie wollte sich dort gern mit mir treffen. Das, was sie mir zu sagen hatte, wollte sie nicht in der Nähe des Schulgeländes

besprechen.« Oder auf dem Gelände von Élysée, setze ich in Gedanken dazu, wo die Büsche manchmal Augen und die Wände manchmal Ohren haben. »Ich fand ihren Wunsch nach Privatsphäre durchaus nachvollziehbar, also war ich damit einverstanden. Ist das etwa verboten?«

»Das ist es nicht, Emma. Aber es macht leider auch deutlich, dass Sie gerade nicht ganz ehrlich zu mir waren.«

»Wie bitte?«

»Als ich Sie gerade fragte, ob Sie ein besonderes Verhältnis zu Mia Neumann haben, verneinten Sie das. Und ich gehe nicht davon aus, dass Sie regelmäßig Schülersprechstunden an versteckten Plätzen im Wald abhalten.«

Ich schweige. Weiß einfach nicht, was ich darauf antworten soll. Kapiere nicht, was hier gerade läuft. Was er glaubt, das da im Wald passiert sein soll. Ich wünschte, Sophie wäre jetzt hier. Wenn seine Anschuldigungen in Élysée die Runde machen, ob begründet oder nicht, werden die Eltern der Schüler Amok laufen, so viel ist klar. Und zwar gegen uns beide.

»Das Problem ist«, sagt Weber, »dass dieses Video nicht allein bei mir landete. Man trug mir zu, dass es inzwischen bereits unter den Schülern kursiert. Jemand hat es ins Internet hochgeladen und den Link verbreitet.«

Okay, das erklärt zumindest, was vorhin im Klassenzimmer ablief. Ich begreife nur nicht, warum die Schüler dem Video überhaupt eine Bedeutung beimessen. Man sieht, wie ich mich mit Mia unterhalte. Im Wald, okay, wo wir ungestört sind. Wie ich sie in den Arm nehme, weil sie das in diesem Moment offensichtlich gebrauchen kann – na und? Wo ist das verdammte Problem – und wieso scheint jeder außer mir überhaupt eines zu sehen? Ist das nicht normal, dass Lehrer auch nach Schulschluss noch für ihre Schüler da sind, wenn diese Probleme haben und sich an sonst niemanden wenden können? Wenn sie – rein hypothetisch, versteht sich – einen kompletten Psycho zum Vater haben, der ihnen zu Hause das Leben zur Hölle macht, zum Beispiel? Rein hypothetisch natürlich.

»Okay«, sage ich. »Mia kam auf mich zu. Sie hatte offenbar Sorgen, und ich habe ihr angeboten, dass wir darüber reden können. Und ja, das haben wir nicht nur ein Mal gemacht. Später bat sie mich darum, dass wir uns im Wald zu treffen. An einem etwas abgelegenen Ort, ja. Aber auch nicht an einem geheimen Treffpunkt, sondern an einem frei zugänglichen Ort, was ja schon allein die Existenz dieses Videos beweist. Und nicht,

damit wir beide dort ungestört rumknutschen können, was dieses Filmchen offenbar suggerieren soll, sondern weil sie einfach jemandem brauchte, mit dem sie über ihre Probleme reden konnte.«

»Und welche Probleme waren das?«

»Ich habe ihr versprochen, das niemandem zu erzählen, das war ihr expliziter Wunsch. Und wissen Sie was? Das habe ich auch nicht vor. Ich schätze nämlich das Vertrauen, das mir meine Schüler entgegenbringen, und möchte es nicht aufs Spiel setzen. Schon gar nicht wegen solch eines himmelschreienden Unfugs.«

»Verstehe«, sagt Weber und starrt nachdenklich auf das Display seines Tablets, das sich inzwischen abgeschaltet hat. Ein schwarzer Spiegel, mehr nicht. Seine Lippen sind zu einem schmalen Strich zusammengepresst.

»Sie glauben mir nicht«, stelle ich fest.

»Es geht nicht darum, ob ich Ihnen glaube, Emma.« Auch dabei schafft er es nicht, mich anzusehen.

»Aha«, sage ich. »Und worum geht es dann?«

»Es geht darum, dass es eben nicht nach einer bloßen Unterredung zwischen Lehrerin und Schülerin *aussieht*. Es kommt zu körperlichen Berührungen zwischen ihnen beiden, das ist klar zu erkennen.«

»Ja, das ist richtig. Wir umarmen uns.« Dann wird es mir klar, blitzartig. Alles. Woher der Wind weht, und vielleicht auch, wer ihn wehen lässt. »Das ist jetzt nicht Ihr Ernst, oder?«, frage ich leise. »Es ist, weil ich eine offen lesbische Beziehung führe, richtig? Weil ich eine *Frau* geheiratet habe.«

Er sagt gar nichts, starrt nur weiter auf den schwarzen Spiegel vor sich auf dem Tisch.

»Was genau befürchten Sie eigentlich, hm? Dass ich Ihre Schülerinnen mit dem Lesben-Virus anstecke, und sie dann auch alle zu Lesben werden, und die Jungs zu Schwulen?«

»Bitte, Emma ...«

Doch ich bin nicht zu bremsen. »Oder denken Sie, dass ich meine Hände nicht bei mir behalten kann, wo ich doch sowieso schon eine Perverse bin? Dass ich mich an Ihrer Schule eingeschlichen habe, um junge Mädchen aufzureißen? Ist es das, wirklich?«

Sein Gesicht ruckt hoch, doch ich sehe in seinen Augen nicht die Spur von Überraschung über das, was ich gerade gesagt habe. Er scheint beinahe damit gerechnet zu haben, vielleicht schon seit Beginn unseres Gespräches.

»Nein, Emma«, sagt er dann, eine glatte Lüge. »Das ist ganz sicher nicht der Grund. Es geht mir lediglich darum, die Tatsachen ...«

»Sie wollen Tatsachen?«, unterbreche ich ihn. »Okay. Warum bestellen Sie dann nicht Mia ein und fragen sie, was da passiert ist? Ob ich eine heimliche Liebesbeziehung zu ihr, einer minderjährigen Schülerin, habe, oder um was es da im Wald wirklich gegangen ist, falls sie darüber reden möchte. Ich jedenfalls werde das ganz sicher nicht tun.«

Nun rede ich wirklich zu laut, brülle fast. Keine Spur von Contenance. Aber das ist mir inzwischen vollkommen egal.

»Mia ist heute nicht an der Schule«, sagt er mit matter Stimme. In seinem Gesicht ist eine merkwürdige Wandlung vorgegangen. Er ist bleich geworden, sieht richtig kränklich aus. Von seiner vorwurfsvollen Miene ist nicht mehr viel übriggeblieben. Vermutlich, weil er sich inzwischen daran erinnert, wer die *andere* Lesbe in Élysée ist. Und dass die ihn spielend durch die Mangel drehen könnte. Mit einem Fingerschnippen. Einfach so.

»Dass Mia fehlt, ist mir durchaus auch schon aufgefallen«, sage ich. »Sie hätte nämlich vorhin bei mir Deutsch gehabt.«

Er nickt wieder. »Ihr Vater hat mich angerufen und mich davon in Kenntnis gesetzt, dass sie heute nicht zum Unterricht erscheinen wird. Es geht ihr nicht gut. Eine Erkältung, sagte er. Nichts Schlimmes.«

Wer's glaubt. Andererseits kein Wunder, denke ich, wenn man einen Typen wie Viktor Neumann zum Vater hat, da ginge es mir auch nicht gut. An keinem Morgen. Der Vater von Mia ist Oberstaatsanwalt, Witwer und alleinerziehend, und außerdem ein ausgemachtes Arschloch, und er hält sich offenbar für so etwas wie den König von Élysée. Der Oberkracher ist jedoch, dass die meisten anderen Bewohner das anzuerkennen scheinen, einfach so. Als würden sie diesem aufdringlichen Kerl was schulden. Aber ich weiß inzwischen, dank Mia, was im Haus der Neumanns wirklich hinter verschlossenen Türen vor sich geht. Aber das werde ich ganz sicher nicht in Mias Abwesenheit vor einem Direktor Weber ausbreiten.

»Dann schlage ich vor, dass Sie dieses Gespräch mit Mia nachholen, sobald sie wieder hier ist«, sage ich. »Und wenn das dann alles wäre, würde ich gern zurück in meine Klasse. Wir haben viel Stoff abzuarbeiten heute Morgen.«

»Ich werde der Sache nachgehen, Emma, verlassen Sie sich darauf, und natürlich werde ich auch mit Mia sprechen. Bis dahin jedoch, also bis zur restlosen Aufklärung aller Umstände ...« Jetzt sieht er wirklich erbärmlich

aus, ganz klein und zerknirscht. »Also, bis dahin muss ich Sie leider vorläufig vom Unterricht suspendieren, Emma.«

»Wie bitte?«, frage ich. Nein, hauche ich nur. Zu mehr fehlt mir die Kraft.

Er schaut mich an, seine Lippen sind nur ein schmaler, blutleerer Strich. Man kann ihm ansehen, welche Mühe ihm das bereitet. Beinahe könnte er mir leidtun. Aber nur beinahe.

Also stehe ich auf, drehe mich um und stakse auf wackligen Beinen aus dem Zimmer, die Tür lasse ich hinter mir offenstehen. Dann den Gang runter und zum Seiteneingang raus auf den Parkplatz, wo ich es gerade noch bis zu meinem kleinen, weißen Jeep schaffe.

Kaum sitze ich auf dem Fahrersitz, beginne ich hemmungslos zu flennen.

Als es nach einer Weile vorbei ist, und ich nur noch leise schluchze, beginne ich wieder, einigermaßen klare Gedanken zu fassen. Erst jetzt fällt mir auf, dass ich ganz vergessen habe, Weber zu fragen, wer ihm diese ungeheuerliche Behauptung einer Affäre zwischen mir und Mia Neumann überhaupt eingeredet hat. Wer der Absender dieses Videos und der ominösen Enthüllungsbotschaft ist, in der behauptet wird, ich hätte was mit einer Schülerin. Es wäre verdammt noch mal mein Recht gewesen, das zu erfahren, wenn man mir schon eine solch ungeheuerliche Behauptung an den Kopf wirft.

Aber ich habe nicht nachgefragt.

## KAPITEL 7

### ÉLYSÉE, FRÜHER

**W**ir lebten zwar erst seit zwei Wochen in Élysée, aber Sophie fühlte sich bereits, als wären wir schon seit Jahren hier zu Hause, das war ihr deutlich anzumerken. Sie fühlte sich richtig wohl hier. So, als hätten wir von Anfang an genau hierhergehört, in dieses Viertel. Zu diesen Leuten. Sophie hatte alle möglichen Hebel in Bewegung setzen müssen, damit wir überhaupt auf der Warteliste für den Erwerb des Grundstücks landeten, aber glücklicherweise ist sie ziemlich gut darin, alle möglichen Hebel in Bewegung zu setzen.

Ich hatte so meine Mühe dabei, mich neu zu orientieren. Wie jedes Mal, das war schon immer so bei mir, es fällt mir deutlich schwerer als Sophie, die Vergangenheit loszulassen. Mahnmal klammere ich mich regelrecht daran.

Aber allmählich sprang das Gefühl wohl auch auf mich über. Ankommen, zu Hause sein, unter Freunden.

Akzeptiert sein.

Zum einen war unser Haus echt ein Traum. Ich nannte es insgeheim die Shiloh-Ranch, nach einer alten Westernserie, die ich als Kind gern gesehen hatte. Sophie hatte mir zimal erklärt, welchen wichtigen Baustil das Gebäude nachahmte und wieso, aber so etwas kann ich mir einfach nicht merken. Vermutlich hatte das Gebäude mit einer echten Western-Ranch so gut wie gar nichts gemeinsam, aber mir kam es trotzdem so vor. Wenn ich nicht so genau hinsah, konnte ich mir fast einbilden, dass jenseits unserer

übermannshohen Hecken die endlose Weite der Prärie wartete. Cowboys und Indianer, Pferde und Abenteuer, Schlachtrufe und Marterpfahle, aber natürlich teilte ich meine kindischen Fantastereien nicht Sophie mit. Sie hätte mich vermutlich ausgelacht.

Nun wohnten wir also in einer zweigeschossigen Villa mit einem Anbau, der groß genug gewesen wäre, um als eigenständiges Häuschen durchzugehen, und der teils als Garage, teils als Schuppen für die Gartengeräte und den Mähtraktor genutzt wurde. Das Haus war auf allen Seiten von einer gigantischen Rasenfläche umgeben, es gab ein gutes Dutzend schlanker Bäume, die sich sanft im Wind bogen, Pappeln glaube ich. Das gesamte Gelände war von akkurat gestutzten Hecken umgeben, die einen vollkommenen Sichtschutz boten und uns den eisernen Zaun vergessen lassen sollten, der sich dahinter verbarg.

Natürlich gab es auch einen Pool. Das Ding war riesig. Beheizt und überdacht, sodass man sommers wie winters seine Bahnen darin ziehen oder es sich mit einem Cocktail in der Hand auf einem Liegestuhl gemütlich machen konnte. Bisher war ich erst einmal darin gewesen, und Sophie überhaupt noch nicht, aber das stand alles schon fest auf unserem Programm – immerhin waren wir ja erst vor zwei Wochen hergezogen, und noch nicht mal die Hälfte unser Zimmer war komplett eingerichtet. Wir würden es langsam angehen, hatten wir uns gesagt. Immerhin sollte alles perfekt sein, und Perfektion braucht eben etwas Zeit. Sogar mit Sophie.

Die Küche war ein Traum mit einer riesigen Kücheninsel in der Mitte, samt Spülbecken, Herd und einer Warmhalteplatte, sogar einen kleinen Steinofen gab es. Ideal, um stundenlang mit Freunden zusammensitzen, Rotwein zu trinken und französische Käsesorten auszuprobieren, und dazu frisch gebackenes Steinofenbrot aus eigener Produktion, wenn man Lust dazu hatte. Wenn nicht, gab es ein bestens ausgestattetes Feinkostgeschäft und eine kleine Bäckerei innerhalb der umzäunten Wohnanlage, nebst einer kleiner und unverschämt teurer Boutiquen – so etwas wie einen SuperJuliant sucht man in Élysée natürlich vergebens.

Man hätte eigentlich komplett darauf verzichten können, Élysée jemals zu verlassen. Alles Wichtige gab es hier drin, und alles weniger Wichtige konnte man sich selbstverständlich liefern lassen, was Sophie auch häufig und gern in Anspruch nahm. Wir brauchten uns nicht mal mehr ins Fitnessstudio zu bemühen, im Keller gab es einen bestens ausgestatteten Fitnessraum, nebst Sauna, versteht sich.

Sophie igelte sich sofort in unserem neuen Zuhause ein. Sie verließ unser Grundstück während der ersten Wochen kein einziges Mal, sondern wuselte ständig im Haus und im Garten herum, nahm einen endlosen Strom von Lieferungen und handwerklichen Dienstleistungen entgegen und entfaltete dabei ihr beträchtliches Talent für Inneneinrichtungen und den stilvollen Umgang mit Lichtelementen und Farben. Alle Räume im Haus waren schon vor unserer Ankunft genau nach ihren Vorgaben gestrichen worden. Alles harmonierte perfekt – ein Talent, für das ich Sophie wirklich bewundere. Ich kenne ja noch nicht mal einen Unterschied zwischen Agave und Jade, für mich ist das alles einfach Grün.

Martha war die erste unserer Nachbarn, die uns in Élysée begrüßte. Sie wohnte zwei Häuser weiter auf derselben Straße wie wir und war der Archetyp der freundlichen, alten Dame, wenn ihre grellrot geschminkten Lippen mir zunächst auch etwas furchteinflößend erschienen. Und, so sagte sie mit Stolz, sie war die älteste Bewohnerin von Élysée, wobei sie offenließ, ob sie sich damit auf das Datum ihres Einzugs oder ihr Lebensalter bezog. Beides hätte stimmen können, Letzteres aber ganz bestimmt.

Martha brachte uns einen selbstgebackenen Kuchen vorbei (zu viel Salz und viel zu wenig Zucker, aber es war lieb gemeint) und eine Flasche Barolo (der hingegen war perfekt), und erklärte uns die organisatorischen Dinge in Élysée. An wen wir uns wenden sollten, falls es mal Probleme im Haus gab, unter welcher Nummer der Wachmann vom Tor zu erreichen war, und außerdem schärfte sie uns mehrmals ein, dass wir Élysée niemals ohne unsere Chipkarten verlassen sollen, besonders, wenn wir vorhatten, erst nach Einbruch der Dunkelheit zurückzukehren.

Martha sah man ausschließlich in Begleitung ihres Pudels Buster. Ein drolliges Tier, mit großen, schwarzen Knopfaugen, der ständig wie ein kleiner, wolliger Gummiball durch die Gegend hüpfte, ganz aufgeregt, so als sähe er alles und jeden zum ersten Mal. Das Gras, den Bordstein, unsere Hecke, ja sogar Sophies Steinguttöpfe – alles wurde von Buster ausgiebig inspiziert und probenhalber angebellt.

Putziger kleiner Kerl.

Ein paar Abende später hatte ich die Idee gehabt, eine Runde um das gesamte Gelände von Élysée zu joggen. Normalerweise laufe ich fast jeden Tag, es entspannt mich. Hilft mir dabei, abzuschalten und den Gedanken freien Lauf zu lassen. Normalerweise bevorzuge ich dafür ein Waldstück

oder wenigstens einen Park, aber an diesem Abend war es ziemlich spät geworden, und so hatte ich keine Lust, mit dem Auto in den nahen Hamstetter Forst zu fahren, wie ich das später regelmäßig tat.

Allerdings hatte ich den Umfang des Geländes drastisch unterschätzt, und dabei war die Laufstrecke noch nicht mal sonderlich toll gewesen, zu viele asphaltierte Wege für meinen Geschmack. Der Sonnenuntergang erwischte mich mitten auf der Strecke und ich stellte fest, dass ich nicht mal eine Taschenlampe oder wenigstens mein Handy mitgenommen hatte. Als ich endlich wieder am vorderen Tor ankam, war die Sonne längst untergegangen und es war stockdunkel. Zum Glück erkannte mich der Wachmann am Tor und ließ mich ein, obwohl ich neben meinem Handy auch noch meine Chipkarte für den Außenbereich vergessen hatte. Toll, Emma.

Als ich gerade in die Straße einbog, die zu unserem Grundstück führte, sah ich in einiger Entfernung eine Gestalt unter einer Straßenlaterne stehen, die mir den Rücken zuwandte, und sich just in diesem Moment zur Seite drehte, als wolle sie in meine Richtung schauen, die Drehbewegung dann aber nicht vollendete.

Ich kann bis heute nicht sagen, wieso ich mich reflexartig an die nächststehende Hecke drückte, als ich sie da so stehen sah. Doch dann bemerkte ich, dass die Gestalt unter der Laterne, die mich bis dahin offenbar nicht bemerkt hatte, nicht allein war. Sie hatte einen Hund dabei, unverkennbar einen Pudel. Spätestens jetzt hätte ich aus den Schatten treten, Martha einen schönen Abend wünschen und dann endlich nach Hause gehen sollen, doch dann passierte etwas Merkwürdiges.

Martha ließ die Verriegelung der Hundeleine einschnappen, und Buster blieb wie angewurzelt stehen. War das ein kleiner Trick, den sie ihm beigebracht hatte? Dann lief der Hund in widerstrebenden, kleinen Toppelschritten auf sein Frauchen zu, während diese die Leine einholte wie ein Matrose ein Ankertau, mit beiden Händen, und dabei schwer atmete. Ich konnte es sogar in meinem Versteck hören.

Schließlich stand der kleine Buster direkt vor ihr und sah zitternd zu ihr hinauf. Er schien zu wissen, was nun kam. Und schien doch unfähig, sich aus dem Bann seines Frauchens zu lösen.

Martha beugte sich hinab und packte die Leine kurz über dem Halsband, mit beiden Händen, dann richtete sie sich langsam wieder auf, wobei sie den Hund mit sich in die Höhe zog. Buster streckte Hals und

Beine, soweit es ging, bis er auf den Hinterfüßen tippelte, als vollführe er einen grotesken, kleinen Tanz. Die Fellkugel seines Schwänzchens zitterte aufgeregt, während ihn die alte Frau noch weiter in die Höhe zog, langsam und unerbittlich – und mit erstaunlicher Körperkraft.

Spätestens da hätte ich vermutlich möglichst geräuschvoll aus den Schatten treten und mich bemerkbar machen sollen, ein gekünsteltes Hüsteln ausstoßen oder so. Aber in meiner Situation war mir das vollkommen unmöglich. Ich konnte nichts anderes tun, als weiter auf diese bizarre Szene zu starren. Wie bei einem Autounfall.

Dann verlor Buster den Kontakt zum Boden.

Der Hund stieß ein klägliches Wimmern aus, als Martha seinen Körper am Halsband immer weiter in die Höhe hob, seine Hinterbeine zuckten jetzt in der Luft, inzwischen gut einen halben Meter über dem Boden. Es war ein bizarrer und zugleich zutiefst verstörender Anblick. Wie das Gemälde irgendeines verrückten Künstlers mit dem Titel: *Alte Frau mit Hund – aber nicht, wie Sie sich das vielleicht vorstellen.*

Und Buster unternahm nichts, um sich zu wehren. Er versuchte nicht, zu bellen, stieß nicht mal ein Winseln aus. Martha hob ihn immer höher, bis Busters Kopf vor ihrem Gesicht schwebte. Dem Pudel hing die Zunge nun aus dem Maul. Und noch immer unternahm er rein gar nichts dagegen.

Da sie direkt unter der Straßenlaterne standen, konnte ich gut sehen, wie er der Hund seine schwarzen Knopfaugen himmelwärts verdrehte, bis nur noch das Weiße darin zu sehen war, während Martha ihn jetzt wenige Zentimeter vor ihrem Gesicht hielt und ganz, ganz genau hinsah. Wie ein Wissenschaftler, der eine interessante chemische Reaktion in einem Glaskolben betrachtet. Das Abstoßendste war jedoch, wie Martha sich dabei mit der Zungenspitze ganz aufgeregt über ihre Lippen leckte.

Plötzlich ertönte ein leises Plätschern und ich sah, dass Busters Blase sich in einem dünnen Strahl auf den Asphalt entleerte, offenbar hatte der Hund die Kontrolle über seine Körperfunktionen verloren. Ein paar Tropfen davon mussten auch auf Marthas Mantel gelandet sein, aber sie schien das gar nicht zu bemerken.

Als das Plätschern aufgehört hatte, nahm Martha das bewusstlose Tier auf den Arm und ging einfach davon, offenbar war Busters abendliche Gassirunde damit beendet. Auf dem Asphalt unter der Straßenlaterne blieb nur eine kleine Pfütze zurück, die bis zum Morgen verschwunden war.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 8

### ÉLYSÉE, HEUTE

■ rgendwie habe ich es dann doch nach Hause geschafft. Wir sitzen auf der Couch im Wohnzimmer, und kuscheln uns in eine leichte Decke, obwohl der Kamin eine wohlige Wärme verbreitet. Sophie hält mich einfach nur im Arm, und das ist genau das, was ich jetzt brauche. Ihre Wärme. Ihre Ruhe und Kraft, und das Selbstvertrauen, die sie ausstrahlt. Als könne ihr nichts und niemand etwas anhaben, und sie nimmt diese Tatsache einfach huldvoll zur Kenntnis, ohne sie je hinterfragen zu müssen. In Momenten wie diesen bewundere ich sie sogar noch mehr als sonst. In diesen Momenten weiß ich ganz genau, warum ich sie geheiratet habe.

»Ach, Liebes«, sagt sie und streicht mir über das Haar wie eine Mutter ihrem Kind. »Liebes, ist ja schon gut. Wir klären das, versprochen. Aber jetzt erzähl mir erstmal alles, ganz genau, und von Anfang an.«

Also tue ich das. Als ich an die Stelle komme, an der Direktor Weber mich beurlaubt hat, weil er glaubt, ich habe ein Verhältnis mit einer meiner Schülerinnen, runzelt Sophie die Stirn. Manchmal, zum Beispiel, wenn ich mal wieder tollpatschig war, tut sie das auch und sieht so schön und liebevoll dabei aus, dass ich gar nicht anders kann, als sie anzulächeln und mich für mein Missgeschick zu entschuldigen, wie ein kleines Mädchen. Jetzt sieht sie allerdings überhaupt nicht liebevoll aus, oder verständnisvoll. Ich möchte nicht in Webers Haut stecken.

»Okay«, sagt sie, nachdem ich meine Erzählung beendet habe. »Gut.«

»Gut?«

»Gut in dem Sinne, dass wir jetzt die Fakten kennen, oder zumindest ein paar davon. Und gut auch, dass die Zeit auf unserer Seite ist.«

»Was?«, frage ich. »Wieso das denn?«

»Doktor Weber hat da einen schweren Fehler gemacht, und ich denke, das ist ihm inzwischen ebenfalls bewusst. Und das wird später vielleicht nützlich sein.«

»Also gehen wir morgen zu ihm und stellen ihn zur Rede, um die Sache aus der Welt zu schaffen?«

»Nein«, sagt sie und klingt so, als hätte sie schon längst einen konkreten Plan ausgetüftelt und die nächsten Schritte wären der reine Spaziergang, einfach einen Schritt nach dem anderen, bis zum großen Sieg am Schluss, wie immer. Mein Fels in der Brandung. Meine starke Sophie.

»Okay«, sagt sie dann. »Und du bist wirklich sicher, dass du wieder unterrichten möchtest, nachdem das hier vorbei ist? Nachdem er sich entschuldigt hat, oder seinen Job los ist, je nachdem.« Sie sagt es leichthin.

»Ja«, sage ich. »Klar doch. Ich trage die Verantwortung für meine Schüler, und außerdem liebe ich meinen Job.« Und manchmal auch die Tatsache, für ein paar Stunden außerhalb unseres wunderschönen Hauses etwas Sinnvolles zu tun, denke ich, aber das sage ich natürlich nicht. »Aber mir geht es gar nicht um eine Entschuldigung, und sie müssen ihn auch nicht feuern, es ist nur ...«

Ja, was eigentlich? Gegen Ende unseres Gespräches in seinem Büro hatte ich beinahe den Eindruck, Weber sei das alles noch deutlich unangenehmer als mir. Irgendwie sträubt sich etwas in mir dagegen, ihn jetzt zum Buhmann für Dinge zu machen, für die er vielleicht gar nichts kann. Egal, wie mies er sich verhalten hat.

»Das, was an dieser Schule passiert, ist ein klarer Fall von homophober Diskriminierung, Emma«, sagt Sophie entschieden. »Man unterstellt dir Dinge, die man einer Hetero-Lehrerin so nie unterstellen würde. Und bei einem Hetero-Mann wäre man auch sehr vorsichtig mit solchen Anschuldigungen. Verleumdung ist kein Kavaliersdelikt, meine Liebe. Wir könnten die Schule verklagen, und das würde Wellen schlagen, die ein Herr Weber ganz bestimmt nicht übersteht. Vielleicht nicht mal die Schule.«

»Okay«, sage ich. »Aber wollen wir das denn wirklich? Ich meine ...«

»Nein«, sagt sie. »Zumindest im Moment noch nicht. Soll dieser Weber mal ruhig noch ein bisschen im eigenen Saft schmoren. Wir sollten allerdings herausfinden, wer wirklich dahintersteckt.«

»Wer das Video gedreht und es an Weber geschickt hat, meinst du?«

»Genau. Vielleicht ist diese Person ja rein zufällig vorbeigekommen, und hat gesehen, wie ihr euch heimlich getroffen habt.«

»Es war nicht heimlich«, sage ich. »Es war nur ... Mia wollte nur nicht an der Schule darüber reden.«

»Okay, aber es ist nichts ... na ja, also nichts Verwerfliches passiert?«, fragt sie und sieht mich eindringlich an. »Nichts, weswegen du dir irgendwelche Vorwürfe machen müsstest?«

»Nein!«, rufe ich entsetzt. »Natürlich nicht, auch wenn sich Weber scheinbar alle Mühe gibt, das anders zu interpretieren. Ich habe mich einfach nur mit Mia unterhalten, und wollte sie ein wenig trösten, weil sie ...«

»Richtig«, sagt Sophie und beginnt wieder, mir sanft über den Hinterkopf zu streichen. »Sie wollte mit dir sprechen, nicht umgekehrt. Ein wichtiger Punkt, daran sollten wir festhalten. Und worum ging es bei eurem Gespräch? Was hat sie dir genau erzählt, Emma?«

»Puh, Sophie ... ich weiß nicht, ob ich das erzählen sollte. Sie hat mich eigentlich gebeten ...«

»Es vertraulich zu behandeln, ich weiß. Und sieh, wohin es dich gebracht hat, Schatz. Uns, vielleicht.«

»Sophie, ich bin ihre Lehrerin, ich dachte ...«

»Natürlich, Süße«, sagt sie. »Und ich bin doch da völlig bei dir. Dennoch werden wir demnächst an ein paar Käfigstäben rütteln müssen, und darauf müssen wir vorbereitet sein, wir beide. Das verstehst du doch?«

»Okay«, sage ich schließlich. »Mia hatte Probleme, vor allem zu Hause. Ihr Vater kann wohl ziemlich aufbrausend sein und er setzt sie manchmal ganz schön unter Druck. Immer nur Bestnoten, alles andere ist *inakzeptabel*, sagt er. Solche Sprüche. Du kennst ihn ja.«

Sophie nickt langsam. »Klar, der Staatsanwalt Neumann. Und das ist alles, was Mia mit dir besprechen wollte?«

»So ziemlich, ja. Bei diesem Gespräch im Wald kochte das dann alles irgendwie hoch. Sie hatte sich kurz zuvor mal wieder mit ihrem Vater gestritten, und er hat sich dabei auf ihre Mutter berufen, wie enttäuscht die doch wäre, wenn sie wüsste, und so weiter.«

Bloß ist das eben nicht *ganz* alles, aber das verschweige ich Sophie im Moment lieber. Ich möchte Mia nicht noch weiter reinreiten, als ich das

ohnehin schon getan habe, und von dieser zweiten Sache weiß ihr Vater mit Sicherheit nichts. Wer weiß, was er sonst mit ihr angestellt hätte.

»Ihre Mutter ist tot, nicht?«

Ich nicke. »Seit fünf Jahren, ja. Neumann ist Witwer. Mia vermisst ihre Mutter immer noch sehr, glaube ich. Sie hat an diesem Nachmittag auch davon gesprochen, fortzulaufen, einfach abzuhausen, aber ich habe versucht, ihr das auszureden, ich meine ... Streitigkeiten mit den Eltern sind ja ganz normal in diesem Alter, und unter diesen Umständen auch wirklich nachvollziehbar.«

»Und glaubst du das? Ich meine, dass sie wirklich fortlaufen wollte?«

Ich überlege. »Nein«, sage ich dann. »Eigentlich nicht. Ihr Vater mag ein Arschloch sein, und sie ist eben allmählich in dem Alter, in dem sie ihn mit etwas nüchterneren Augen betrachtet. Nicht nur als ihren Vater, sondern auch als Mensch. Mit all seinen Fehlern, und von denen hat er ja offenbar ein paar. Eine übertriebene Auffassung von schulischem Eifer, zum Beispiel.«

»Viktor Neumann«, sagt Sophie nachdenklich. »Ja, der ist in der Tat ein recht ehrgeiziger Mann.«

»Ehrgeizig?« Ich stoße ein humorloses Lachen aus. »Der Kerl ist doch ein kompletter Egomane. Weißt du noch, als er vor ein paar Monaten einfach so auf unser Grundstück spazierte und durchblicken ließ, dass der Schatten unserer Pappeln auf den Garten der Harfelds fällt? Wohlgemerkt, nicht auf *sein* Grundstück, und soweit ich weiß, stört das bisschen Schatten die Harfelds kein bisschen, oder zumindest haben die sich nie bei uns darüber beschwert. Er spielt sich auf, als wäre er hier der verdammte Bürgermeister. Das stinkt mir, echt. Wenn ich sowas hätte haben wollen, hätten wir auch in eine Plattenbauwohnung in Pankow ziehen können.«

Sophie schaut mich für einen Moment aus zusammengekniffenen Augen an, offenbar habe ich einen wunden Punkt erwischt, Mist.

»Tut mir leid«, sage ich. »Aber diese ganze Sache mit dem Video macht mich echt wütend.«

»Schon klar, Liebes.« Sophie blickt nachdenklich auf den flachen Cafétisch vor der Couch. »Ich denke«, sagt sie dann, »ich denke, am schnellsten können wir das alles lösen, wenn wir das Problem direkt bei der Wurzel anpacken.«

»Du willst mit Neumann reden?«

»Ja. Und zwar mit einer guten Flasche Rotwein unterm Arm. Nur ein höflicher Freundschaftsbesuch unter Nachbarn. Und mit Mia sollten wir bei dieser Gelegenheit auch gleich mal sprechen. Sagen wir, so gegen acht? Da sollten die beiden doch zu Hause sein. Und wir müssen auch nicht ewig bleiben. Ich rufe ihn gleich mal an.«

»Aber Mia ist krank.«

»Ausgerechnet an dem Tag, an dem das Video von euch beiden in der Schule die Runde macht? Glaubst du das wirklich?«

»Nein«, sage ich niedergeschlagen. Der Aussicht, Viktor Neumann heute noch gegenüberzutreten und ihn zu beschuldigen, seine Tochter psychisch zu terrorisieren, blicke ich aber nun wirklich nicht mit großer Vorfreude entgegen. Aber Sophie hat Recht, wir dürfen das nicht einfach auf uns sitzenlassen.

»Und jetzt?«

»Jetzt hast du erstmal für den Rest des Tages schulfrei, Liebes«, sagt sie. »Und ich habe das Bedürfnis, dich zu verwöhnen und nur für dich da zu sein. Was wollen wir machen? Schwimmen gehen im Pool? Uns eine Serie auf Netflix anschauen? Eiscreme aus dem Deli bestellen?«

Ich lächle sie an, sie ist so gut zu mir. Dann kuschele ich mich wortlos an sie. Später beginnen wir dann tatsächlich, irgendeine Netflix-Serie zu schauen, aber meine Gedanken schweifen immer wieder ab. Sicher, Sophies Idee, sich mit Viktor Neumann und seiner Tochter auszusprechen, ist gut. Es ist das Vernünftige. Das, was man eben tut, wenn es mal Unstimmigkeiten gibt unter Nachbarn. Die Dinge klären, bevor sie unabsichtlich zum Problem hochkochen. Lächeln, sich die Hände schütteln und wieder vertragen. Es ist das, was ich meinen Schülern ständig predige, damit sie mal vernünftige Erwachsene abgeben.

Ich bin mir nur nicht sicher, dass Viktor Neumann das genauso sieht.

## KAPITEL 9

**G**erade, als wir aus dem Haus gehen wollen, klingelt mein Handy. Meine Mutter. Ausgerechnet sie, und ausgerechnet jetzt. Sie hat wirklich einen Riecher dafür, mich immer in den unmöglichsten Momenten zu erwischen. Aber sie ist schließlich meine Mutter.

Also setze ich ein Lächeln auf und sage zu Sophie: »Es ist meine Mom. Haben wir noch fünf Minuten? Dauert bestimmt nicht länger.«

»Klar, Schatz«, sagt sie und lächelt zurück. Dann lässt sie sich auf den Polstersitz des Stuhls fallen, der im Flur neben dem Ankleidespiegel steht und holt ihr Handy aus ihrer Handtasche, um darauf herumzuspielen. Grüße lässt sie keine ausrichten. Ich drücke die Anruf-Annehmen-Taste auf dem Display und verziehe mich hastig in die Küche.

»Hi!«, sage ich. »Schön, dass du anrufst, Mama. Allerdings ist es gerade etwas ungünstig, weil wir dabei sind, außer Haus zu gehen. Was gibt es denn?« Ich hasse mich selbst für meine Wortwahl. *Außer Haus*, wie das klingt. Vermutlich denkt meine Mutter jetzt, wir wären unterwegs zu irgendeiner exklusiven Dinnerparty, um uns unter Filmsternchen und Industriemagnaten zu mischen.

»Oh«, sagt meine Mutter, als müsse sie erstmal überlegen, was meine Worte zu bedeuten haben. »Ach so, du willst noch ausgehen heute Abend. Ja, klar, natürlich. Also, wenn ich andermal ...« Immer die Servile, um Frieden bemühte, das jedenfalls hat sie gut gelernt bei Papa.

»Kein Problem, wie gesagt«, sage ich. »Was gibt es denn?«

»Ach, eigentlich gar nichts. Wir wollten uns nur mal wieder bei dir melden. Papa und ich.«

»Aha«, sage ich und etwas in meinem Magen krampft sich heiß zusammen. Papa ist mittwochs beim Skatabend mit seinen Kollegen aus der Werkstatt. Wie ein Uhrwerk, da kommt ihm nichts dazwischen. Zwei oder drei Bier später, aber niemals nach elf Uhr, und niemals mehr als drei Bier, ist er wieder zu Hause, kriecht ins Bett und beginnt, lautstark zu schnarchen. Jeden Mittwoch, seit ich denken kann. »Na, dann richte ihm bitte liebe Grüße aus«, sage ich und kämpfe die Übelkeit herunter, die meine Kehle emporzukriechen versucht.

»Er grüßt schön zurück«, lügt sie. Die Stille hinter ihrer Stimme brüllt mich förmlich durch den Hörer an. »Also, wie geht es dir, mein Kind?«, fragt sie, als würde sie den Text von einem Blatt ablesen.

»Danke, uns geht es gut. Wie immer.« Ich verzichte auch diesmal darauf, sie einzuladen, alle beide oder auch nur meine Mutter. Ich habe es oft genug versucht, in den ersten Monaten nach unserem Einzug in Élysée, und mir immer dieselbe Ausrede anhören dürfen. Sie hätten so viel zu tun auf Arbeit, im Haus und dem kleinen Kräutergarten dahinter. Das Unkraut nimmt schon wieder überhand, und in den Äpfeln ist vielleicht der Wurm drin dieses Jahr, kann man sich das vorstellen? Ja, kann man, und man könnte ganz sicher auch etwas dagegen unternehmen, genau wie gegen tropfende Wasserhähne und einen schimmelnden Keller. Aber das ist nicht der wahre Grund, aus dem sie nicht herkommen und das auch nie tun werden. Der Grund ist auch wirklich nicht Sophie, oder der Umstand, dass ich mit einer Frau verheiratet bin – auch wenn Papa seinen diesbezüglichen Standpunkt bereits deutlich gemacht hat, als ich den beiden von der Verlobung erzählte. Was, wenn ich mich recht erinnere, überhaupt das letzte Mal war, das ich mit meinem Vater gesprochen habe.

Ich denke, das eigentliche Problem ist vielmehr, dass Sophie eine *reiche* Frau ist und meine Eltern sich, solange ich denken kann, nichts geleistet haben außer dem immer gleichen Jahresurlaub, und in ihren Jobs schuften, bis sie abends auf der Couch vor dem Fernseher einschlafen. Jeden verdammten Abend, jeden Tag dasselbe, so lange ich denken kann, wie Maschinen, und mittwochs ist Skatabend.

Und natürlich hatten sie diese Zukunft auch für mich vorgesehen.

» ... müsste mal wieder umgegraben werden, aber du weißt ja, dass es dein Vater mit dem Rücken hat«, tönt die Stimme meiner Mutter durch den kleinen Lautsprecher. Offenbar geht es mal wieder um den beschissenen Garten und irgendwelche baulichen Veränderungen an ihrem beinahe

abbezahlten Haus, die sowieso nie stattfinden werden, und ganz bestimmt nicht deshalb, weil mein Vater einen kaputten Rücken hat.

»Na, dann wünsche ihm mal gute Besserung von mir«, floskle ich nach Kräften ins Telefon und will das Ding in diesem Moment einfach nur gegen die nächste Wand schmeißen. Warum kann Mutter mich nicht einfach in Ruhe lassen, warum unternimmt sie immer wieder diese krampfhaften Annäherungsversuche, wieso beendet sie diese lächerliche Farce nicht einfach? Braucht sie das, um sich besser zu fühlen, oder versteht sie wirklich nicht, was hier läuft?

»Das mach ich, mein Kind«, sagt sie, betont fröhlich, auch wenn ich weiß, dass sie nichts dergleichen tun wird. Sie wird meinem Vater noch nicht mal verraten, dass sie überhaupt mit mir telefoniert hat. Wie immer. »Na, dann will ich dich mal nicht länger aufhalten.« *Dich*, immer nur *dich*. Und niemals *euch*.

So, als existiere Sophie gar nicht.

»Mach's gut Mama«, sage ich mit letzter Kraft.

»Tschüß!«, flötet sie in den Hörer, dann legt sie endlich auf.

## KAPITEL 10

Ich starre auf das Mosaik über der Tür zur Villa der Neumanns, während wir darauf warten, dass der große Zampano uns in sein Reich einlässt. Es stellt einen Raubvogel dar, der seine Schwingen ausbreitet, bereit, sich auf jeden unerwünschten Besucher herabzustürzen, aber vielleicht ist das nur meine Interpretation des Bildes. Es ist eine Eule, und in ihren Krallen trägt sie irgendein weißes Beutetier. Ein reichlich bizarrer Wandschmuck, könnte man meinen. Aber nur, wenn man Viktor Neumann nicht kennt. Ich wette, der Kerl hat ein Jagdzimmer, und an den Wänden jede Menge Elchgeweihe, Elefantenstoßzähne und Tigerköpfe. Ihn könnte ich mir gut bei einer Safari vorstellen, wie er aus der Sicherheit seines Jeeps heraus auf wehrlose Tiere ballert, die vom Aussterben bedroht sind. Genau das wäre sein Stil.

Dann öffnet sich die Tür.

Ich hätte mit vielem gerechnet, aber ganz sicher nicht damit, dass Viktor Neumann uns freundlich anlächelt, als er die Tür aufmacht. »Na bitte«, sagt er dann, zu meiner weiteren Verblüffung. »Das war ja wohl schon länger fällig, meine Lieben. Kommen Sie rein, meine Damen, kommen Sie rein.«

Ganz der Gentleman. Ekelhaft.

Und doch komme ich nicht umhin, den leichten Vorwurf aus seiner Stimme herauszuhören, weil wir ihm bisher noch nicht unsere Aufwartung gemacht haben. Ich beschließe, es zu ignorieren. Gute Miene zum bösen Spiel und das alles. Zumindest vorerst.

In dieser Hinsicht habe ich gottlob in den letzten Jahren viel von Sophie gelernt. In unseren Kreisen trägt man seine Gefühle nicht nach außen, niemals. Man spricht stets in vernünftigen Ton und verhält sich gesittet.

Offene Auseinandersetzungen sind ein Tabu, wozu gibt es schließlich teure Anwälte? Und augenscheinlich ist auch Viktor Neumann in der Kunst der Reserviertheit bestens bewandert – zumindest, bis man sich eingehender mit seiner Tochter unterhält. Dann bekommt man ein etwas anderes Bild von jedermanns bestem Freund und Gartennachbarn.

Sophie reicht ihm die Flasche Rotwein, unser Gastgeschenk, die sie extra noch in einen Geschenkbeutel gestopft hat. Es ist ein schwerer Barolo, ich habe mir die Flasche aber gar nicht so genau angesehen, Sophie versteht sich ohnehin besser auf diese Dinge. Sie weiß immer, was angemessen ist. Viktor Neumann nimmt die Flasche mit einem huldvollen Lächeln entgegen.

»Oh, das ist aber lieb von Ihnen beiden«, säuselt er. Neumann ist ein großer Mann, breitschultrig und kräftig, aber nicht direkt fett. Jedenfalls nicht übermäßig fett für einen Mittfünfziger, der in den weltlichen Genüssen reich bewandert ist. Mit seinem grau melierten Haar und der gepflegten Erscheinung ist er außerdem recht attraktiv, sodass ich mich für einen Moment frage, warum er eigentlich noch nicht wieder geheiratet hat. Auch, wenn Mia ihre Mutter nach fünf Jahren noch vermisst, würde eine weibliche Hand der Beziehung zwischen Vater und Tochter doch bestimmt guttun. Aber dann fallen mir meine eigenen Eltern ein und ich verkneife mir weitere Gedanken in diese Richtung.

Er geleitet uns ins Wohnzimmer, das, genau wie der Rest seines Hauses, ausgesprochen stilvoll eingerichtet ist, aber auch irgendwie nüchtern, auf eine fast schon protzige Art *leer*, wenn das irgendeinen Sinn ergibt. Außerdem lässt die Einrichtung jeden Hauch von Moderne vermissen, alles hier schreit nach altem Geld, das auf sehr konservative Weise verdient wurde, vermutlich waren seine männlichen Vorfahren allesamt Anwälte. Und die Frauen allesamt Sekretärinnen oder Vollblut-Hausfrauen, denke ich in einem Anflug von Boshaftigkeit. Weiße Wände, viel Stuck, schwere Kronleuchter aus Messing an der Decke, Eichenmöbel, wohin das Auge blickt, solche Sachen. Es ist so ziemlich das komplette Gegenteil von unserem gemütlichen Zuhause. Ich möchte hier nicht mehr Zeit verbringen als unbedingt nötig.

Wir nehmen auf der Couch Platz, auf die er deutet, ein gigantisches Ding aus Leder, das sich kalt gegen meinen Rücken presst und furchtbar quietscht, wenn man sich darauf bewegt. Ich verstehe wirklich nicht, was manche Leute an Ledermöbeln finden. Auf einem kleinen Tischchen neben

dem Sofa steht ein wuchtiger Aschenbecher aus Kristallglas, blitzblank geputzt. Zigarre raucht er also auch gelegentlich, war ja klar. Ganz der Mann von Welt.

Als er uns für einen Augenblick nicht ansieht, zwinkert mir Sophie verschwörerisch zu, legt mir den Arm um die Schulter und rückt noch ein bisschen näher an mich heran. Vielleicht, um eine Reaktion bei Neumann zu provozieren, ob dieser schamlos zur Schau gestellten Liebe zwischen Frauen, aber es kommt absolut keine. Er lächelt einfach weiter sein jugenhaftes Lächeln, für das er irgendwie viel zu groß und wuchtig wirkt, dann hebt er den Zeigefinger und bittet uns um einen Augenblick Geduld, während er sich in der Küche um den Wein kümmern möchte. Der perfekte Gastgeber. Was hatte ich auch erwartet?

Wir entschuldigen ihn und er verlässt den Raum. Kurz darauf hören wir ihn in der Küche rumoren, es ertönt das leise Klingeln dünnwandiger Gläser, die aneinanderschlagen, und Sekunden später ist er mit einer Kristallkaraffe und drei Rotweingläsern zurück, und bestimmt sind es exakt die zu dem Wein passenden. Sophie amüsiert sich immer darüber, dass es in meiner Welt einfach nur Weingläser gibt, ob nun für Bordeaux, Burgunder oder – das Sakrileg schlechthin – für Weißwein.

Ich bezweifle, dass ich diese Unterschiede je lernen werde.

Es wäre unschicklich, den Wein sofort einzugießen und zu verköstigen, das immerhin habe ich von Sophie gelernt. Zuvor muss er *atmen*, und das kann er aus irgendeinem Grund am besten in einer Kristallkaraffe, nach allgemeiner Expertenmeinung. Erst dadurch kann sich das Aroma richtig entfalten oder sowas.

Neumann setzt sich im rechten Winkel zu uns auf eine weitere, schmale Couch, schlägt die Beine übereinander und dreht seinen Oberkörper dann zu uns. Seltsam, ich hatte irgendwie erwartet, dass er sich mit gespreizten Beinen uns gegenüber in den Sessel fläzen würde, der dort steht, und uns dabei mit Blicken verschlingen, während er sich vorstellt, wie wir aneinander *rummachen*. Aber davon ist nun wirklich nichts zu spüren, alles an ihm wirkt beinahe erschreckend normal und ja, zuvorkommend, regelrecht *freundlich*. Ich ertappe mich dabei, beinahe selbst auf seine Fassade vom harmlosen Nachbarn hereinzufallen.

Aber das ist er nicht. Ganz und gar nicht. Ich muss aufpassen.

Wir ergehen uns für eine Weile in alltäglichen Plaudereien, und als er fragt, wie wir mit Martha auskämen, muss ich beinahe laut auflachen, denn

das sollte er wohl lieber Buster fragen, nicht? Ich erfahre, dass er und Mia schon beinahe zehn Jahre hier in Élysée leben und ertappe mich bei dem Gedanken, dass das eine verdammt lange Zeit ist, so hinter verschlossenen Türen in einer hermetisch abgeriegelten Welt, besonders für einen Teenager, aber vielleicht kommt mir das auch nur so vor in diesem Haus. Oder in Anwesenheit eines Mannes, der nie etwas anderes gekannt hat als den Luxus und die Verantwortung, die Reichtum nun einmal mit sich bringt. Und die Einsamkeit. Das manchmal auch.

Schließlich wird es Zeit für den Wein, und ich atme innerlich auf. Bis jetzt hat Sophie sich die meiste Zeit mit ihm unterhalten, ich habe nur hin und wieder zustimmend genickt oder knapp geantwortet, wenn er sich direkt an mich gewandt hat. Und viel gelächelt.

»Na, dann wollen wir uns mal dieses köstlichen Tropfens annehmen«, schlägt Neumann vor und zwinkert mir grinsend zu. Es ist eine Weile her, dass ich jemandem habe im Genitiv sprechen hören. Dann beginnt er, den Wein aus der Karaffe in die Gläser zu gießen, die er uns anschließend über die makellos saubere Glasplatte des flachen Cafétisches hinschiebt. Dann hebt er sein eigenes Glas und ruft halblaut: »Auf gute Nachbarschaft!«

Ich quäle mir ein Lächeln raus und murmle eine passende Erwiderung. Dann genehmige ich mir einen großen Schluck von dem Wein.

»Ist Mia eigentlich da?«, frage ich beiläufig. Lächle wieder. Ganz unschuldig.

Eine Weile breitet sich Schweigen aus, während Neumanns Lächeln jetzt für einen Moment etwas Verkrampftes bekommt. Also doch. Ich bin dabei, die Fassade zu durchbrechen, na endlich. Also mache ich weiter, wie ein Specht am Baum auf der Jagd nach einem fetten Insekt. »Ich dachte, wo ich doch ihre Lehrerin bin. Da wäre es doch sicher nett, wenn Sie auch dabei wäre.«

»Das wird nicht möglich sein, fürchte ich«, sagt er. Das Lächeln verschwindet und stattdessen bildet sich nun eine steile Falte auf seiner Stirn, exakt in der Mitte zwischen seinen Brauen.

Da bin ich wohl in ein Fettnäpfchen getreten. Diesmal allerdings mit Absicht.

»Und darf ich erfahren, wieso nicht?«

»Sie ist nicht zu Hause«, sagt er, und höre ich da nicht ein leichtes Zittern in seiner Stimme? »Sie ist ... ausgegangen.«

»Ausgegangen?«, wiederhole ich. »Ist es nicht ein bisschen spät dafür? Immerhin ist morgen ja ein Schultag, nicht wahr?«

»Mia ist siebzehn, und sehr erwachsen. Ich denke nicht, dass ...«

»Wussten Sie eigentlich schon, dass ich heute von der Schule beurlaubt wurde, Herr Neumann?«

»Emma, bitte«, zischt Sophie mir zu. Liebevoll, und sie lächelt dabei, aber trotzdem ein bisschen so, wie eine Mutter ihr ungehöriges Kind zurechtstutzen würde. Ich ignoriere sie.

»Ja, und zwar, weil der Direktor mir vorwarf, ich hätte was mit Ihrer Tochter, Herr Neumann, wie finden Sie das?«

»Wie bitte? Wie ich das *finde*? Ich habe keine Ahnung, was für eine Reaktion Sie jetzt von mir erwarten, Emma. Wenn das ein Scherz sein soll ...« Er wirkt völlig verdutzt, oder zumindest spielt er es so gut, dass man es ihm fast abnehmen könnte. Das Weinglas in seiner Hand schwebt vor ihm in der Luft und er starrt mich aus aufgerissenen Augen an. Doch in diesen Augen lese ich neben dem gespielten Entsetzen noch etwas ganz anderes. Er fühlt sich ertappt, auch wenn dieser Ausdruck beinahe im selben Augenblick wieder verschwindet, in dem er aufgetaucht ist.

Und da wird es mir klar. Sophie hatte Recht mit ihrer Vermutung.

»Sie haben ihm das Video geschickt, nicht wahr?«, sage ich.

»Was? Wovon reden Sie da? Was soll das hier gerade werden, Emma? Ich bin wirklich entsetzt, das muss ich schon sagen. Ich habe keine Ahnung, was ...«

»Ach nein? Und davon, was hier in diesem Haus passiert, wenn keiner zusieht, wissen Sie wohl auch nichts? Davon, was Mia mir erzählt hat?« Ein gewagter Zug, das ist mir klar. Falls Mia gelogen haben sollte ... aber ich bin mir ziemlich sicher, dass sie das nicht hat. Nicht darüber und auch nicht über diese *andere* Sache.

Er stellt das Glas auf dem Tisch ab, ganz langsam. Räuspert sich. Schaut mich an, lange und forschend. Als versuche er, einzuschätzen, wie viel ich wirklich wissen kann. Oh, denke ich, ich weiß eine Menge, mein Lieber. Mehr, als dir recht sein kann, du Großkotz.

Dinge, von denen noch nicht einmal Sophie etwas ahnt.

»Okay«, sagt er schließlich, und alle Freundlichkeit ist jetzt aus seinem Gesicht gewichen. Sogar ein bisschen blass ist er geworden. Na bitte, da ist er ja, der Viktor Neumann, den ich erwartet hatte. Die Fassade ist futsch. »Mia und ich hatten unsere Probleme in der jüngsten Vergangenheit, das ist

leider wahr. Sie ist eine hervorragende Schülerin, wie Sie wissen, aber gelegentlich braucht sie eben ein bisschen zusätzliche Motivation. In ihren Noten war ein gewisser Abwärtstrend erkennbar in der letzten Zeit.«

»So nennen Sie das also«, sage ich und lächle süffisant. »Ein bisschen Motivation.«

»Emma«, sagt Sophie scharf. »Bitte!«

Doch ich lasse mich nicht mehr bitten, ich komme jetzt erst richtig in Fahrt. Die Tigerin ist aufgewacht. »Sehen Sie, Herr Neumann, ich glaube nämlich, dass folgendes passiert ist. Mia hat Ihnen erzählt, dass sie sich mir anvertraut hat. Dass ich bescheid weiß darüber, wie Sie sie unter Druck setzen. Also haben Sie beschlossen, mich loszuwerden. Nichts einfacher als das, für einen Mann in Ihrer Position. Sie rufen einfach Ihren Kumpel Direktor Weber an und liefern ihm eine fadenscheinige Begründung, damit er mich feuern kann. Kommt das in etwa hin?«

Neumann senkt den Kopf, schüttelt ihn. »Nein«, sagt er dann. »Das ist kompletter Unsinn, Emma. Wie kommen Sie überhaupt auf diese absurde Idee? Und von einem Video weiß ich auch nichts. Was soll überhaupt darauf zu sehen sein, auf diesem Video?«

»Nun«, sage ich. »Mia und ich, wie wir uns unterhalten. Es ging übrigens um Sie, mal wieder.« Unter anderem.

»Ja, und?«

»Offenbar gibt es Menschen, die in dieser Unterredung eine weit vertraulichere Zusammenkunft sehen wollen. Eine *intime* Zusammenkunft, verstehen Sie? Zwischen mir und Ihrer Tochter.«

»Was?«, ächzt er, nun regelrecht entsetzt. Das spielt er echt gut. Vermutlich hat er darin jahrzehntelange Erfahrung, beruflich und privat. »Das ist doch absoluter Unfug. Und was soll ich Ihrer Meinung nach damit zu tun haben?«

»Keine Angst«, sage ich, ohne auf seine Frage einzugehen. »Ich kann Ihnen natürlich versichern, dass nichts in irgendeiner Art Verwerfliches zwischen mir und Ihrer *minderjährigen* Tochter je passiert ist, aber offenbar genügt allein der unbegründete Vorwurf, um mich von der hiesigen Schule feuern zu lassen – und zwar ohne irgendeine Anhörung oder auch nur auf die Chance, sich zu verteidigen. Wie finden Sie das, als Mann des Gesetzes, hm?«

»Sie sagten, Sie seien lediglich beurlaubt«, korrigiert er abwesend. Ganz der Anwalt.

»Ja, für den Moment. Aber ohne einen einzigen für mich ersichtlichen Grund. Und mir ist ziemlich klar, was die schlussendliche Absicht hinter dieser Maßnahme ist, nämlich, mich ganz loszuwerden. Und genauso ist mir klar, dass das nicht allein auf Webers Mist gewachsen sein kann.«

»Und jetzt glauben Sie, dass ich ...?«

»Shit!«, zischt Sophie neben mir.

Ich bekomme gerade noch mit, wie das Weinglas, das sie mit dem weiten Ärmel ihres Strickpullovers erwischte haben muss, auf den Glastisch knallt, und dort mit einem lauten Klirren zerbricht. Ein großer und mehrere kleine Splitter brechen aus dem Glas, der Wein ergießt sich über den ganzen Tisch. Sonst passiert so etwas normalerweise eher mir.

Sophie und Neumann springen beinahe gleichzeitig auf und hasten in die Küche, Sekunden später kommen sie mit Wischtüchern bepackt zurück und beginnen gemeinsam, das Malheur vom Tisch zu wischen. Dabei sagt niemand ein Wort, und für einen Augenblick komme ich mir wieder wie das fünfte Rad am Wagen vor. Wie die nicht Eingeweihte. Wie das Kind, das schweigend zusehen muss, während die Erwachsenen wichtige Dinge tun. Vielleicht bin ich sogar ein bisschen wütend auf Sophie, weil sie mir in die Parade gefahren ist, wenn auch unabsichtlich.

»Nichts passiert«, sagt Neumann, als sie mit dem Tupfen und Wischen endlich fertig sind. Er hat recht, der Wein hat den fraglos teuren Teppich nicht erreicht, und von den Gläsern hat er vermutlich auch noch ein paar Dutzend übrig, welch ein Glück. Aber er lächelt nicht, als er das sagt. Dies ist kein freundliches Gespräch unter Nachbarn mehr, und Sophies Missgeschick hat den Bruch in unserem Gespräch klar Julianiert.

Wir sind nicht länger willkommen im Hause Neumann.

Was mir nur recht ist.

»Ich mache das schon«, sagt Sophie, und nimmt Neumann die mit Wein vollgesogenen Küchentücher aus der Hand, um sie zusammen mit dem zerbrochenen Weinglas in die Küche zu schaffen. Neumann lässt sich wieder in die Polster sinken, diesmal allerdings tatsächlich in den Sessel mir gegenüber, die Beine weit gespreizt, anstatt sie wie vorher, gesittet übereinanderzuschlagen. Und die Fassade bröckelt immer weiter, denke ich.

Ich bleibe einfach sitzen, sage gar nichts, während er mich ansieht, mit diesem fragenden und irgendwie leeren Blick. Es erscheint mir sinnlos, ihm jetzt noch weiter auf den Zahn zu fühlen. Ich habe gesagt, was ich sagen

wollte, und er hat einfach alles abgestritten, was hatte ich auch erwartet? Immerhin ist der Mann ein mit allen Wassern gewaschener Staatsanwalt.

Als Sophie aus der Küche zurückkehrt, kommt sie mir etwas blass vor. Offenbar hat ihr das kurze Gespräch zwischen Neumann und mir ebenfalls zugesetzt. Vielleicht hat sie das mit dem Weinglas absichtlich getan, damit die Situation nicht noch weiter eskaliert, aber ganz ehrlich? Ich hätte in diesem Moment nichts dagegen gehabt, dass sie das tut. *Mia und ich hatten unsere Probleme in der Vergangenheit*, dass ich nicht lache! Ich bin immer noch überzeugt davon, dass er hinter diesem Video stecken muss, auch wenn ich das vermutlich nie werde beweisen können. Meine Güte, ich würde nicht mal ausschließen, dass er einen Privatdetektiv angeheuert hat, der seiner eigenen Tochter in den Wald gefolgt ist.

Oder *mir*?

Ein ziemlich erschreckender Gedanke – so oder so.

Da Sophie keine Anstalten macht, sich wieder hinzusetzen, stehe ich ebenfalls auf. Aber das Bonbon habe ich mir bis ganz zum Schluss aufgehoben. »Mia war die ganze Zeit oben in ihrem Zimmer, nicht wahr?«, sage ich zu Neumann. »Und vermutlich darf sie erst wieder runterkommen, wenn wir das Haus verlassen haben. *Sehr* erwachsen, wie Sie das handhaben, ich muss schon sagen.«

Neumann erhebt sich ebenfalls und schaut mich lange an. Dann schüttelt er den Kopf. »Nein«, sagt er dann. »Sie ist nicht da, wie ich sagte. Und ich glaube, Sie sollten jetzt ebenfalls gehen.«

Mit dem größten Vergnügen.

Wir treten in den Flur. Da er keine Anstalten macht, uns voranzugehen, bin ich es, die die Tür öffnet und hindurchtritt. In die kühle Nachtluft eintaucht. Ein Gefühl, als würde man durch die Oberfläche eines Sees stoßen und endlich wieder Luft zum Atmen haben. Die Oberfläche eines schmutzigen Sees voller stinkendem Brackwasser. Sophie dreht sich noch einmal zu ihm um und sagt: »Es tut mir leid wegen des Glases. Ich werde es selbstverständlich ersetzen.«

Mir tut es nicht leid, denke ich. Im Hause Neumann sind schon ganz andere Dinge zu Bruch gegangen, und das hat ihn schließlich auch nicht gestört.

Er nickt nur. Jetzt sieht er einfach nur alt aus, dieser Mann, der mir vorhin noch wie ein bedrohlicher Koloss vorkam. »Sophie«, sagt er dann, »ich möchte, dass Sie wissen, dass niemand hier etwas gegen Sie hat. Oder

gegen Sie, Emma. Wir alle hier in Élysée mögen Sie beide sehr, das *müssen* Sie mir glauben.«

Ich trete lächelnd hinaus in die Nacht.

Einen Scheiß müssen wir.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 11

### ÉLYSÉE, FRÜHER

**D**iese Sache mit Martha und was sie ihrem Hund angetan hatte, ging mir auch Wochen später nicht aus dem Kopf. Wovon *genau* war ich da eigentlich Zeugin geworden? Okay, die alte Frau hatte offenbar einen Hang zum Sadismus, und den ließ sie manchmal an ihrem wehrlosen Hund aus – gesetzt den Fall, dass *ich* nicht diejenige mit einer Störung war und mir Dinge einbildete, die gar nicht da waren.

Gleich am Morgen des nächsten Tages – es muss ein Sonntag gewesen sein – besuchten uns Martha und und ihr Pudel Buster wieder, und ich begann mir tatsächlich ein bisschen Sorgen um meine geistige Gesundheit zu machen. Martha war wieder die leicht zerstreut wirkende alte Frau und unerschöpfliche Plaudertasche aus der Nachbarschaft, die sie immer gewesen war und Buster erfreute sich offenbar bester Gesundheit. Ich achtete genau darauf, ob er sich Martha gegenüber aggressiv oder vielleicht auch besonders unterwürfig zeigen würde, aber ich konnte nichts dergleichen feststellen.

Alles war ganz normal.

Also beschloss ich, die Sache zu vergessen. Schon allein Sophie zuliebe, und weil ich mir ja wirklich nicht sicher sein konnte über die Natur dessen, was ich da gesehen zu haben glaubte. Vielleicht hatte sie ihn überhaupt nicht am Halsband hochgezogen, sondern einfach nur auf ihre Brust gehoben, ihn mit der anderen Hand gestützt, oder was weiß ich, und ich hatte es nicht richtig gesehen, immerhin war es ja schon dunkel

gewesen. Vielleicht hatte Buster auch nicht die Augen verdreht, während ihm die Zunge aus dem Maul gehangen hatte, sondern nur herzlich gegähnt.

Andererseits hatten sie direkt unter einer Straßenlaterne gestanden.

Ich hatte sogar deutlich gesehen, wie sie sich mit der Zunge über die Lippen geleckt hatte, während ihr armer, kleiner Pudel mit dem Erstickungstod gerungen hatte.

Aber hatte ich das wirklich?

Nein, beschloss ich, genug davon. Wir waren die Neuen hier in Élysée, ich kannte die örtlichen Gepflogenheiten nicht, und in den zwei Wochen seit dem Vorfall hatte ich absolut nichts Merkwürdiges in Élysée beobachtet. Nicht bei Martha, und nicht bei einem unserer anderen Nachbarn, die uns alle freundlich und überaus hilfsbereit empfangen hatten. Einzig dieser Staatsanwalt, ein gewisser Viktor Neumann, wirkte vielleicht eine Spur zu aufdringlich, wenn er auf seinem Weg zu den Harfelds seinen Kopf über den Zaun streckte und bei uns nach dem Rechten sah, wie er es nannte. Aber nach einem kurzen Plausch musste er meist schon weiter und die Stelle, an der gelegentlich sein Kopf auftauchte, würde ohnehin spätestens im Frühjahr von der Hecke komplett zugewuchert sein, die wir dort gepflanzt hatten.

Ich wollte, dass wir einen guten Start hier bekamen, nachdem meine Eltern ganz demonstrativ nicht zu unserer Hochzeit erschienen waren, und jede Einladung nach Élysée seitdem hartnäckig abgelehnt hatten. Sophie überspielte das nach Kräften und tat einfach so, als würde sie jede einzelne der ausnahmslos fadenscheinigen Ausreden glauben, die meine Mutter immer wieder erfand. Dabei wussten wir beide, dass sich mein Vater rundheraus weigerte, die Ehe seiner Tochter mit einer anderen Frau als eine solche anzuerkennen – und unser gemeinsames Zuhause damit natürlich auch. Für ihn waren das bestenfalls Flausen.

Eine Phase, die ich irgendwann überwinden würde.

## KAPITEL 12

### ÉLYSÉE, HEUTE

**W**ir hatten Sex letzte Nacht, und es war wundervoll. So schön wie schon lange nicht mehr. Wie früher, bevor wir ... na ja, bevor wir nach Élysée gezogen sind. War es also wirklich ein Fehler?

Nein, ich weigere mich, das so zu sehen.

Schon allein wegen Sophie. Ich kann ihr das nicht antun, bloß, weil es wegen dieser Sache mit dem Video gerade mal ein bisschen holpert bei mir. Sie hat sich so auf unser gemeinsames Leben in Élysée gefreut, wir beide hatten das. Und sie hat zu mir gestanden gestern Abend bei diesem Arschloch Neumann, einhundertprozentig.

Ich finde, wir haben uns gut geschlagen gegen Viktor Neumann, und vielleicht genügt das ja schon. Vielleicht telefoniert er in diesem Moment bereits mit Direktor Weber, um dafür zu sorgen, dass der meine Beurlaubung zurückzieht. Und vielleicht gibt ja noch etwas Gutes an der ganzen Sache. Eine Aussprache zwischen Vater und Tochter war im Haus der Neumanns doch schon längst überfällig, und ich bin ziemlich sicher, dass direkt nach unserem Besuch gestern Abend eine solche stattfand.

Das kann Mia nur nützen, und darum geht es doch schließlich.

Es wäre schön, wenn Mia nun nicht mehr ganz so unter der Fuchtel dieses egomanischen Patriarchen zu leiden haben würde. Schon allein dafür hätte sich dieser Sturm im Wasserglas gestern gelohnt.

Als Sophie die Küche betritt, strahlen wir uns an.

Es war gut gestern Nacht, das mit uns, richtig gut. Beinahe zwei Stunden lang haben wir uns nur miteinander beschäftigt – und einer neuen Flasche Rotwein, und dabei kein einziges Wort und keinen einzigen Gedanken an Neumann oder unsere anderen Sorgen verschwendet.

Keinen einzigen.

Oder doch, als ich den Verband um ihr Handgelenk gesehen hatte, der mir vorher noch gar nicht aufgefallen war. Vermutlich, weil ich so mit meinen eigenen Problemen beschäftigt gewesen war. Sie war abgerutscht, sagte Sophie, mit der Gartenkralle, ausgerechnet. Es sei aber keine tiefe Wunde, sagte sie, und dass ich mir keine Gedanken machen sollte deswegen.

Auch bei mir wird sich alles wieder einrenken, da ist sie sich absolut sicher. Ich glaube ihr und mehr noch – ich *will* sie. Wie ich sie da so stehen sehe, mit ihrem Handtuchturban auf dem Kopf, in ihren kuscheligen, weißen Bademantel gehüllt, da will ich sie, wie ich niemals einen Menschen zuvor gewollt habe. Weil sie dieser *eine* Mensch ist für mich.

Ich war eine Idiotin, auch nur eine Sekunde an uns gezweifelt zu haben – aber um dieses Problem habe ich mich ja mittlerweile auch gekümmert. Für den Bruchteil einer Sekunde fällt mir der Stein wieder ein, wie er gegen meine Windschutzscheibe kracht, wie ich panisch auf die Bremse steige – der Stein, und der Zettel, *verpiss dich, Lesbe*, und für eine Sekunde will sich mein Herz verkrampfen.

Aber ich lasse es nicht zu.

Ich bin stärker als dieser Mist.

Wir beide sind stärker, und wir werden uns auch hier behaupten, wir werden eine gute Zeit haben in Élysée, wir werden dazugehören. Und hier gemeinsam alt werden. Ja, das auch.

Sophie setzt sich neben mich auf die Sitzecke und drängt ihren Körper an meinen. »Das war schön gestern Nacht«, sagt sie, tastet nach meinem Gesicht. Wir küssen uns, sie schmeckt nach Zahnpasta, ich nach Kaffee – hoffe ich zumindest, denn ich habe heute Morgen noch keine Zähne geputzt. Unser Kuss wird länger und etwas atemlos, bevor wir wieder voneinander lassen können, doch in ihren Augen spiegelt sich jetzt auch mein erwachendes Verlangen.

»Kaffee, Liebling?«, frage ich.

»Gleich«, haucht sie. Kurz darauf verschwinden wir erneut in Richtung Schlafzimmer, auf dem Tisch bleibt mein Kaffeebecher zurück, aus dem

sich kleine Dampfschwaden in Richtung Decke kräuseln.

Als ich eine Stunde später frisch geduscht in die Küche zurückkehre, ist mein Kaffee kalt. Sophie kuschelt sich oben in die warmen Laken, ist vielleicht sogar noch einmal eingeschlafen. Ich setze neuen Kaffee auf, schreibe ihr einen Zettel, dass ich heute nochmal versuchen möchte, in der Stadt nach Schuhen zu schauen. Das ist einleuchtend, auch, weil mir das vielleicht hilft, mich von dieser ganzen Sache mit Neumann und seiner Tochter abzulenken. Darunter kritzele ich drei Herzchen, wie ein verliebtes Schulmädchen, und bin ich das denn nicht auch?

Ich starte meinen weißen Jeep mit der inzwischen ausgewechselten, brandneuen Windschutzscheibe, um in die Stadt zu fahren. Außerdem packe ich meine Sporttasche mit den Joggingklamotten ein, weil ich später vielleicht noch eine Runde im Wald laufen gehen möchte. Ich nehme mir fest vor, diesmal wirklich mindestens ein Paar Schuhe in der Stadt zu kaufen. Nicht, dass Sophie noch auf dumme Gedanken kommt, für die es ja nun absolut keinen Anlass mehr gibt. Ich liebe sie, und es fühlt sich gut an, das zu denken. Ich habe sie immer geliebt. Das mit Simon Schwarz war nur ein dummer Ausrutscher, eine einmalige Sache, und ich verspüre nicht die geringste Lust auf eine Wiederholung. Ich war nur verwirrt, nur einen dummen Augenblick lang aus dem Tritt geraten – doch nun bin ich wieder auf der richtigen Spur. Ich bin erwacht wie Dornröschen, aus einem sehr kurzen, wirren Traum. Alles ist gut.

Ich muss nur noch diese Sache mit dem Zettel klären.

## KAPITEL 13

### SCHULE, FRÜHER

**A**ls ich an jenem Nachmittag aus dem Seiteneingang der Schule auf den Parkplatz trat, stellte ich fest, dass mein Auto fast das einzige war, das jetzt noch dort stand. Das andere, ein älterer dunkelblauer VW Passat, stand direkt daneben. Vor dem Hinterrad auf der Beifahrerseite kniete ein Mann und machte sich mit einem Radkreuz an der Felge zu schaffen. Zuerst dachte ich, es sei vielleicht ein Autodieb. Oder ein Schüler, der einem Lehrer einen Streich spielen wollte – allerdings ein ziemlich übler Streich, wenn es dabei um gelöste Radmutter ging. Doch dann fiel mir wieder ein, wo ich mich hier befand und wie lächerlich jede dieser beiden Varianten war.

»Hallo«, sagte ich also zu dem vermeintlichen Autodieb.

»Scheiße!«, zischte der Mann, weil er in diesem Moment mit dem Radkreuz abrutschte, das mit einem metallischen Klirren auf den Asphalt fiel. Dann wandte er den Kopf.

Als er mich erkannte, sagte er: »Oh. Sorry.« Vermutlich wegen des Fluchs. Dann stand er auf. Und lächelte mich an. Ich erkannte ihn, Simon Schwarz, ebenfalls Oberstufe. Sport und Geschichte, wenn ich mich nicht irrte.

»Du bist die Neue«, stellte er treffend fest. »Emma, äh ...?«

»Äh, Stratmann«, antwortete ich grinsend. »Und Sie sind Herr Schwarz, nicht?«

»Nee,« sagte er. »Das bin ich noch nicht mal für die Kids. Simon, bitte.« Er streckte mir die Hand hin. Dann bemerkte er, wie schmutzig sie war und zog sie wieder zurück. Dabei grinste er wie ein kleiner Junge, der etwas ausgefressen hat. Ein Junge, der weiß, dass er Mist gebaut hat, aber auch, dass er damit durchkommen wird. Weil Jungs nun mal so sind. *Diese* Art von Lächeln.

Er mochte Mitte Dreißig sein, ein paar Jahre älter als ich.

»Du hast nicht zufällig ein Radkreuz dabei, oder?«, fragte er. »Meins ist so ausgeleiert, ich rutsche ständig von den blöden Muttern ab. Hab ´nen Platten, wie du siehst.«

Ich zuckte mit den Schultern, während ich seinen Wagen mit einem Blick streifte. Der war wirklich eine ziemliche Schrottkarre, ein ungewohnter Anblick auf *diesem* Lehrerparkplatz. »Da müsste ich nachschauen«, sagte ich, wenn auch ein wenig zögerlich, denn eigentlich hatte ich vorgehabt, joggen zu gehen und wenn ich das noch vor Einbruch der Dunkelheit schaffen wollte, musste ich allmählich los. »Ich hab's noch nie gebraucht.«

Er grunzte etwas, nickte knapp und begann dann, sich die Hände an seiner Lederjacke abzuwischen. Meines Wissens war er der einzige Lehrer an der gesamten Schule, der nicht mit Jackett und Krawatte zum Unterricht erschien, und seine dunkelbraune Lederjacke unterstützte diesen Außenseiterlook noch zusätzlich. Sie war alt und an vielen Stellen abgewetzt, aber robust. So ein Teil, das man das ganze Leben lang tragen kann und das dann irgendwie zu einem Julianenzeichen der eigenen Persönlichkeit wird, ganz anders als die mindestens saisonal wechselnde *Haute couture*, die man in unseren Kreisen sonst zu tragen pflegt. Und wehe, dein Hosenanzug entspricht nicht dem neuesten Trend. Auch ich hatte mich recht schnell der allgemeinen Förmlichkeit an meiner neuen Schule angepasst, aber Simon Schwarz schien sich nicht um unausgesprochene Kleidervorschriften zu kümmern.

Und der Direktor tolerierte das offenbar bei ihm. Interessant.

Es stellte sich heraus, dass sich der Werkzeugkasten bei meinem Jeep in einem Staufach befand, an das man gelangte, wenn man eine Klappe unter der hinteren Sitzreihe öffnete. Ein Radkreuz lag da ebenfalls, beides brandneu und offensichtlich unbenutzt. Ich gab beides Simon und er machte sich ans Werk. Ich schaute zu, wie er mit seinen kräftigen, schmutzigen Händen das Rad löste, dessen Reifen schon kaum noch ein Profil aufwies.

Das Ersatzrad, das er aus dem Kofferraum seines Autos wuchtete, machte auch keinen wesentlich besseren Eindruck, aber zumindest schien der Reifen die Luft noch einigermaßen zu halten.

Das Ganze dauerte nur ein paar Minuten, was ich ziemlich beeindruckend fand, andererseits machte der Wagen auch den Eindruck, dass da kleinere Reparaturen schon fast zum Tagesgeschäft gehörten, also hatte Simon vermutlich einige Erfahrung darin. Und mir fiel auf, dass ich schon lange keinem Menschen mehr beim Verrichten von körperlicher Arbeit zugesehen hatte. Ich meine, die Art, die wirklich einen praktischen Nutzen hat, und nicht nur dazu dient, im Fitnessstudio Gewichte von A nach B zu bewegen.

Grinsend reichte Simon mir das Radkreuz, was ich wieder in das Staufach meines Jeeps legte. »Danke, da hast du mir echt aus der Patsche geholfen, Emma Stratmann. Wüsste nicht, was ich ohne dich gemacht hätte. Zigarette?«

Er tastete die Taschen seiner Lederjacke ab und hielt mir dann die Packung hin. Camels. Ich hatte schon ewig keine mehr geraucht, und eigentlich auch keinerlei Verlangen danach, aber aus irgendeinem Grund nahm ich trotzdem eine. Er war echt anders als alle anderen Lehrer. Eine Weile rauchten wir schweigend, bis er irgendwann fragte: »Fährst du weit? Ich meine, von hier bis nach Hause.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Wir wohnen in Élysée, kennen Sie das?«

Das brachte ihn zum Lachen. Natürlich. Immerhin kam gut die Hälfte der Schüler hier aus Élysée, und es war auch kein Geheimnis, dass die Schule nicht gerade für die Kids aus der unteren Mittelschicht gedacht war, und wer sie zum Großteil finanzierte.

»Und da arbeitest du als Lehrerin?«, fragte er und stieß Rauch durch seine Nase. »Offenbar zahlen sie dir wohl ´nen anderen Tarif als mir.«

Durchaus möglich, dachte ich.

»Das glaube ich nicht«, sagte ich lachend. »Aber stimmt schon, wegen des Geldes müsste ich wohl nicht unterrichten. Ich mag einfach die Arbeit mit den Jugendlichen.«

Er nickte. Schnippte die Asche von der Spitze seiner Zigarette. Dachte nach. Sagte: »Und man kommt mal raus dort, oder?«

»Raus?«

»Na, aus dem goldenen Käfig. Ich meine, man sieht mal andere Gesichter, lernt neue Leute kennen. Sieht ein bisschen was von der schönen

Gegend.« Er deutete mit der Spitze seiner Zigarette auf den nahegelegenen Waldrand.

»Stimmt«, sagte ich und dachte, dass er vielleicht nicht ganz unrecht hatte, was den goldenen Käfig betraf. Vielleicht brachte er mit dieser Bemerkung irgendetwas in mir zum Klingen, was da schon länger geschlummert hatte. Eine Art leisen Zweifel vielleicht, ob ich wirklich das Richtige getan hatte – ob *wir* das Richtige getan hatten, als wir nach Élysée gezogen waren. »Ich geh nach der Arbeit manchmal joggen«, sagte ich. »Dort hinten, im Wald. Ich nehme meine Joggingklamotten morgens gleich mit und ...«

»Ist mir schon aufgefallen.« Wieder dieses verschmitzte Lächeln. »Ich hab dich gesehen.«

»Oh?«

»Ich hab dich nicht gestalkt, keine Angst. Ich wohne nur da, im Wald, und hab dich mal vorbeilaufen sehen. Hast mich wohl nicht erkannt, weil ich im Auto saß, schätze ich.«

»Du wohnst da, im Wald?«, fragte ich und stellte mir eine Art Blockhütte vor, und davor einen Hackklotz, in dem eine Axt steckte, und manchmal hackte er dort Kaminholz, natürlich oberkörperfrei und schweißglänzend. Ich musste kichern, weil das so ein dämliches Klischee war.

»Was ist?«, fragte er und setzte dann, ein bisschen verschnupft, hinzu: »Schließlich kann sich nicht jeder eine Villa in Élysée leisten.«

»Deswegen habe ich nicht gelacht«, sagte ich, und dann schwiegen wir beide für einen Moment. Nichts als das leise Knistern der Glut unserer Zigaretten war zu hören, so still war es geworden. Vom Wald scholl der Ruf irgendeines Vogels zu uns herüber, dann verstummte er wieder. Seine Schulter berührte leicht die meine. Ich bewegte mich nicht weg.

Und dann, keine Ahnung, wieso, sagte ich plötzlich: »Jedenfalls gibt es auf unserer Straße diese Frau, Martha. Sie hat einen Hund.«

»Die Alte mit dem grässlichen Pudel, die hier morgens manchmal herumläuft?«

Ich nickte, auch wenn ich Buster gar nicht grässlich fand, sondern süß.

»Klar, die kennt doch jeder. Nette alte Dame, aber ein bisschen verrückt, glaube ich.«

»Verrückt?«, fragte ich. »Wie meinst du das?«

»Wie alte Damen eben so sind. Kauzig. Mit ihrem Kötterbeutel in der Hand, und diesen grell geschminkten Lippen. Ein bisschen wie ein Clown, aber ein gruseliger Clown. Wie in diesem Horrorfilm.«

Wir lachten beide ein bisschen, weil es kindisch war, aber auch ein wenig gemein, die alte Frau mit dem kinderfressenden Clown aus der Kleinstadt Derry zu vergleichen. Andererseits ...

»Weißt du, ich habe da etwas Merkwürdiges beobachtet.«

Und dann erzählte ich es ihm, keine Ahnung, wieso. Ich schwächte meine Version allerdings ein bisschen ab. Dass Martha sich die Lippen geleckt hatte, während Buster die Kontrolle über seine Blase verlor, ließ ich weg. Aber den Rest erzählte ich Simon.

Er reagierte nicht, wie ich gedacht hatte, mit einem Kopfschütteln und dem allgemeinen Ratschlag, meinen Kopf mal gründlich vom Onkel Doc durchchecken zu lassen, wie ich erwartet hatte. Nein, er glaubte mir. Mehr noch, meine Erzählung schien ihn nicht im Geringsten zu überraschen.

Fast so, als hätte er mit so etwas gerechnet.

Es wurde dann doch nichts mehr aus dem Joggen im nahen Wald. Simon und ich sprachen an diesem Spätnachmittag auf dem Parkplatz so lange miteinander, dass ich erst bemerkte, dass zwei Stunden vergangen waren, als mein Handy klingelte und Sophie sich mit etwas sorgenvoller Stimme erkundigte, wo ich denn bliebe. Da erzählte ich ihr zum ersten Mal, ich sei laufen gewesen, obwohl das nicht stimmte. Und leider blieb es nicht bei diesem einen Mal.

# KAPITEL 14

## SCHULE, HEUTE

Ich lasse meinen Jeep ein paar Straßen weiter stehen und schlendere dann zurück in Richtung Schule. Für einen Moment hatte ich überlegt, ganz demonstrativ auf den Lehrerparkplatz einzubiegen, aber das wäre vermutlich keine so gute Idee gewesen. Die Wogen werden sich bald glätten, doch im Moment bin ich immer noch offiziell beurlaubt, weshalb das Fragen aufwerfen könnte – nicht nur bei Direktor Weber. Manchmal ist es besser – auch das ist eine von Sophies Weisheiten – dem Gegner die Chance zu geben, sein Gesicht zu wahren. Nichts ist gefährlicher als ein Raubtier, das sich in die Ecke gedrängt fühlt.

Stattdessen hänge ich also nun in der Nähe des Schulgeländes herum und tue so, als würde ich mir irgendwelche Schaufenster ansehen, während ich darauf warte, dass Simons Passat um die Ecke biegt. Fehlt nur noch, dass ich mir einen Kapuzenpullover überziehe und dazu eine verspiegelte Sonnenbrille aufsetze. Ich baue darauf, dass Simon wie üblich auf den letzten Drücker zum Unterricht erscheinen wird. Er fängt heute erst zur vierten Stunde an, das weiß ich, und davor ist die große Pause. Zwei Minuten später höre ich das Röhren seines altersschwachen Motors. Während sein Passat auf die Auffahrt vor dem Tor zusteuert, laufe ich hinüber.

Als Simon den Passat vor der Einfahrt zum Stehen bringt, kreischen die rostigen Bremsen des Wagens auf, und ich schaue mich instinktiv um. Niemand sonst in der Nähe, gut. Dennoch eine absurde Szene, beinahe so,

als wäre ich ein Junkie, der auf seinen Dealer wartet, um die nächste Ration Stoff in Empfang zu nehmen. Simon lässt die Scheibe seines Seitenfensters herunter, auch diese quietscht ein bisschen, und schaut zu mir hoch. Lächelt. Das sollte er nicht tun, er weiß, was er damit anrichten kann.

»Äh ... Hi?«, fragt er. Ja, klar, es ist eine etwas ungewöhnliche Art der Begegnung, zugegeben.

»Hi«, sage ich. »Simon, ich wollte kurz mit dir reden.«

»Äh, okay, sicher. Ich muss aber eigentlich zum Unterricht.« Er kichert. »Bin schon etwas spät dran, genaugenommen. Der Weber wird mal wieder ausrasten, fürchte ich.«

»Es dauert nicht lange, Simon.«

»Okay«, sagt er. »Steig ein.«

Wieder schaue ich mich um, dann öffne ich die Beifahrertür und schlüpfte in seinen Wagen. Allemal besser, als auf offener Straße herumzustehen und mich mit ihm durch das Seitenfenster unterhalten. Schweigend fahren wir zu Simons Parkplatz. Der daneben ist natürlich leer. Simon nimmt es mit gerunzelter Stirn zur Kenntnis, während er schwungvoll und etwas schräg einparkt, wie üblich.

Er stellt den Motor ab und ich frage ihn ganz direkt: »Ist alles gut zwischen uns?«

»Ja, klar«, sagt er. »Was sollte denn *nicht* in Ordnung sein?«

»Ich weiß nicht«, sage ich. »Ich frage nur, weil ... okay, also an dem Abend, an dem ich ... an dem wir ...« Ich stammele herum wie eine Achtklässlerin. Furchtbar.

»An dem du Schluss mit mir gemacht hast, Emma. Sagt man doch so, oder?«

Ich boxe ihn sanft in den Oberarm. »Blödmann. Das war eine einmalige Sache mit uns, das wusstest du. Ein dummer Ausrutscher, und es tut mir leid, wenn ...«

»Mir nicht«, unterbricht er mich. »Aber ja, es ist alles gut zwischen uns. Ich hab's kapiert, Emma. Du bist eine verheiratete Frau und so. Ich bin schon groß. Ich komme klar.«

»Okay, danke. Es ist nur ... jemand hat einen Stein nach mir geworfen«, sage ich. »Beziehungsweise nach meinem Auto. Auf die Windschutzscheibe.«

»Was?« Wenn seine Überraschung gespielt ist, macht er seine Sache ziemlich gut.

»Ja, an dem Abend, als ich von dir zu meinem Auto zurückgelaufen bin, nachdem wir ... es beendet hatten. Und unter dem Scheibenwischer steckte ein Zettel.«

»Dir ist doch nichts passiert?«

»Nein, und dem Auto geht's inzwischen auch wieder gut. Die Windschutzscheibe hatte nur ein paar Risse, das war alles.«

»Mann«, sagt er, denkt kurz nach, dann: »Und was stand auf diesem Zettel?«

»Dass ich Lesbe mich verpissen soll.«

»Oh.«

»Ja.«

»Warte. Und jetzt denkst du, dass ich ...?«

»Nein«, sage ich hastig. »Ich wollte nur sicher gehen.«

»Dass zwischen uns alles okay ist.«

»Genau. Ich meine ...«

»Also nochmal, zwischen uns ist alles paletti, Emma. Und auch, wenn ich es sehr bedauere, dass es bei diesem einen Mal bleiben wird, so ist doch das letzte, über das ich mir Gedanken mache, die Tatsache, dass du mit einer *Frau* verheiratet bist. Von mir aus auch mit einer Bergziege oder einem Gummibaum, das ist mir völlig egal. Klar?«

»Klar«, sage ich und versuche ein Lächeln.

»Gut. Und ich gehöre auch nicht zu den Typen, denen man zimal sagen muss, dass Schluss ist. Ich gehöre der seltenen Unterspezies von Männern an, die das beim ersten Mal kapieren. Und Zettelchen unter dem Scheibenwischer? Steine aus dem Hinterhalt? Ich glaube, du kennst mich besser als das.«

Stimmt. »Stimmt«, sage ich. »Das wäre nicht dein Stil.«

Er lacht auf. »Genau«, sagt er dann, und scheint meine Bemerkung aus irgendeinem Grund zum Schießen zu finden. »Nicht mein Stil. Haargenau.«

Nachdem er eine Weile grinsend durch die Windschutzscheibe auf die Ziegelwand der Schule gestarrt hat, fragt er: »Und wieso steht dein Wagen dann nicht hier? Oder hast du deine Klasse etwa schon mit einem Haufen Hausarbeiten in die Ferien geschickt? Was übrigens ziemlich clever wäre, Frau Stratmann.«

Ich schüttelte langsam den Kopf. »Weber hat mich gestern beurlaubt.«

»Er hat was?«

Also erkläre ich es ihm. Als ich zu der Stelle mit dem Video von Mia und mir komme, nickt er. Vermutlich hat er es auch schon gesehen. Überhaupt scheint es jeder an der Schule schon gesehen zu haben. Außer mir, bis Weber es mir gezeigt hat.

»Ich habe das für einen harmlosen Schülerstreich gehalten, Emma«, sagt er. »Du weißt schon, nach dem Motto: Die lesbische Lehrerin und die Schülerin, und gleich reißen sie sich die Klamotten vom Leib, ha ha. Dumme Jungsfantasien eben. Auch vor Eliteschulen macht die Pubertät nicht halt.«

»Ich finde das überhaupt nicht lustig, Simon.«

»Ich auch nicht, ich meinte nur ... oh shit, und dann die Sache mit dem Zettel und dem Stein – und jetzt denkst du ...«

Eine eisige Hand greift nach meinem Herzen. *Diesen* Zusammenhang hatte ich bisher noch gar nicht gesehen. Aber er hat recht, es ist ziemlich offensichtlich, dass es da einen geben könnte zwischen dem Zettel und dem Video. *Verpiss dich, Lesbe!*

Als ich ihm erzähle, dass wir wegen des Videos und meiner daraus folgenden Beurlaubung gestern Abend bei den Neumanns waren, wird er plötzlich sehr still. Dann sagt er: »Du glaubst, Viktor Neumann könnte das alles angestoßen haben? Wegen Mia? Weil er glaubt, dass du kein gutes Vorbild für seine Tochter bist oder irgend so ein Schwachsinn?«

»Der Kerl ist ein absoluter Tyrann, Simon, das hat Mia mir erzählt. Er setzt sie ständig unter Druck wegen ihrer Zensuren, und bloß, weil sie in letzter Zeit hin und wieder eine Zwei oder vielleicht auch mal eine Drei nach Hause bringt. Nach dem, was sie mir erzählt hat, rastet er wegen solcher Lappalien völlig aus, brüllt herum, stellt sie unter Hausarrest und verdonnert sie zum Büffeln unter seiner Aufsicht. Das ist doch völlig übertrieben.«

»Hm«, macht Simon, dann setzt er nachdenklich hinzu: »Also, einige der Eltern hier sind schon ganz schön ehrgeizig, was ihre Kinder betrifft. Die wollen sie an Unis sehen, wo ein zwei Komma dreier-Durchschnitt nicht so ganz für eine Aufnahme reicht.«

»Und die Kids? Haben die dazu denn kein Mitspracherecht?«

Er zuckt mit den Schultern, dann nickt er in Richtung der Ziegelwand. »Das hier ist nun mal ein Privatgymnasium, das sich durch die Schulgebühren finanziert, die die Eltern bezahlen. Und das funktioniert nur, wenn es sich einen gewissen Ruf bewahrt. Frag mal Weber danach.«

»Mag sein«, sage ich. »Ich habe Mia trotzdem gesagt, sie soll sich von ihrem Vater nicht einschüchtern lassen. Sie wird schon bald auf eigenen Beinen stehen können, wenn sie das möchte. Und ich habe ihr ebenfalls gesagt, dass sie nicht ewig hier festsitzen muss. Dass man nicht automatisch auf Lebenszeit an seine Eltern gekettet ist, für den Rest seines Lebens.«

»Das hast du ihr gesagt?«, fragt er und klingt nun regelrecht entsetzt, aber ich kann nichts Verwerfliches in meinem Ratschlag sehen. Ganz besonders nicht in Anbetracht dieser *anderen* Sache, die Mia mir erzählt hat. Was das betrifft, ist es vielleicht sogar besser, wenn sie sich so schnell wie möglich aus dem Staub macht und Élysée den Rücken kehrt. Diese *andere* Sache könnte ihr deutlich mehr versauen als nur den Zugang zu irgendeiner Elite-Uni.

»Mann«, sagt Simon nachdenklich. »Dann kapiere ich es wohl allmählich. Wenn Mia das ihrem Vater gegenüber wiederholt hat, dann ... puh, das ist echt übel.«

»Was ist echt übel?«

»Andererseits ... ach, vielleicht ist es ja alles nur ein Gerücht.«

»Was, Simon? Erzähl schon!«

»Ach, es ist nur, wegen Mia. Sie war gestern nicht in der Schule, und heute hat sie auch noch keiner gesehen.«

»Woher weißt du das denn«, frage ich, »wenn das deine erste Stunde heute ist?«

»Hab eben einen guten Kontakt zu meinen Schülern«, erwidert er augenzwinkernd.

»Ihr Vater behauptet, sie ist krank, aber ich glaube, sie hat einfach keine Lust, in die Schule zu gehen, wegen diesem verdammten Video, das unter den Schülern die Runde macht. Ist doch auch irgendwo verständlich.«

»Hm«, macht er.

»Was?«

»Na, überleg mal. Ein Typ wie Neumann. Glaubst du, der würde seine Tochter wegen so etwas in Schutz nehmen? Sie daheim krankfeiern lassen, bloß, weil sie keine Lust hat, zur Schule zu gehen wegen dieses Videos? Ein Kerl, der ausrastet, wenn sie mal ´ne Zwei nach Hause bringt?«

»Stimmt, das passt nicht zu ihm. Schon gar nicht, wenn er derjenige war, der Weber das Video geschickt hat.« Wovon ich inzwischen überzeugt bin.

»Eben. Und die Schüler erzählen sich auch etwas Anderes. Weil es nämlich seit gestern Morgen niemandem gelungen ist, zu Mia durchzudringen. Sie geht nicht an ihr Handy, reagiert nicht auf Nachrichten, ist nicht auf Instagram und TikTok aufgetaucht. Ein siebzehnjähriges Mädchen!«

»Das ist in der Tat ungewöhnlich«, sage ich. Aber das trifft es nicht ganz. Ungewöhnlich wäre es, wenn Sophie ihren morgendlichen Kaffee wegließe. Das hier ist eine ganz andere Liga.

»Ja, und weißt du, was die Schüler sich so erzählen?«

Ich schüttele den Kopf, komme aber nicht umhin, ihn mal wieder für seinen unheimlich guten Kontakt zur Schülerschaft zu bewundern. Simon ist bei allen Schülern sehr beliebt und wirklich respektiert, was man nicht von vielen Lehrern behaupten kann – selbst an einer Schule wie dieser werden die meisten Lehrkräfte nur als ein notwendiges Übel geduldet. Simon aber gilt als cool und ich glaube, dass so manche der älteren Mädchen schwer in ihn verknallt sind. Verständlicherweise.

»Sie glauben, dass es Mia diesmal vielleicht wirklich durchgezogen hat. Dass sie von zu Hause weggelaufen ist. Wenn das stimmt, und Neumann glaubt, dass du sie praktisch noch dazu ermuntert hast ...«

»Ich habe Mia nicht zu irgendwas ermuntert«, sage ich schwach, aber plötzlich habe ich ein ganz flaues Gefühl im Magen, als hätte ich seit zwei Tagen nichts gegessen.

Simon greift nach meiner Hand, und ich lasse es geschehen. »Wenn wirklich Neumann hinter dieser Sache steckt, dann würde ich dir raten, jetzt verdammt vorsichtig aufzutreten. Der Kerl kann ein absolutes Arschloch sein, Emma. Und er ist der verdamnte Oberstaatsanwalt. Mit dem fängst du besser keinen Krieg an, schon gar nicht in Élysée. Das ist nämlich *sein* Gebiet. Klar, Schwester?«

Meine Hand fühlt sich eiskalt in seiner an. Und Simons lustig gemeinte Gangstersprache kann mich auch nicht über das Gefühl hinwegtäuschen, dass der Krieg in Élysée schon längst begonnen hat.

## KAPITEL 15

### ÉLYSÉE, FRÜHER

**W**ir waren Marthas Aufforderung, sie doch auch endlich einmal zu besuchen, schließlich nachgekommen. Ich hatte lange sanft dagegen protestiert, aber da ich Sophie nicht sagen konnte, was der eigentliche Grund für mein Zögern war, gab es irgendwann einfach keine vernünftig klingende Ausrede mehr, ihrem ständigen Drängen noch länger zu widerstehen. Ich wusste nicht einmal selbst so genau, wieso ich Sophie nicht einfach erzählte, was ich an jenem Abend gesehen hatte. Oder zu sehen *geglaubt* hatte. Ich neige normalerweise nicht zu Halluzinationen, aber vielleicht war hier wirklich einfach meine Fantasie mit mir durchgegangen. Jeder Psychologe hätte mir das leicht erklären können. Meine Angst, hier nicht dazuzugehören, mich der Herausforderung namens Élysée als nicht gewachsen zu zeigen – all das konnten Gründe sein für alle Arten von unterbewussten Ängsten und deren Projektion nach außen.

Was nicht hieß, dass irgendetwas davon real war.

Ich verbot mir also, weiter in diese Richtung zu denken, ich war schließlich keine labile Person, sondern eine gesunde, junge Frau. Und glücklich, so glücklich, hier in Élysée und an Sophies Seite. Der schönen, von allen bewunderten Sophie Stratmann. Was hätte ich denn sonst sein sollen außer glücklich?

Also besuchten wir Martha und ich beschloss, die ganze Sache einfach künftig nicht mehr zu erwähnen, bis ich sie schließlich ganz vergessen haben würde, falls das möglich war. Sophie hatte einen Korb mit

Gebäckspezialitäten dabei – und die obligatorische Flasche Rotwein. Für einen Moment musste ich wieder an Marthas Kuchen denken, den sie uns zu unserem Einzug überreicht hatte und der sich mit dem, was in Sophies Korb lag, nicht messen lassen konnte – aber immerhin hatte ihn Martha selbst gebacken. Oder das zumindest behauptet.

Marthas Garten war ungefähr doppelt so groß wie unserer, und unserer war schon riesig. Sie musste ein ganzes Heer von Gärtnern beschäftigen, um ihn in Schuss zu halten. Allein die Rosenbüsche, ganze Kolonien, in allen möglichen Farben! Es gab sogar ein kleines Heckenlabyrinth seitlich des Hauses. Als Kind hätte ich hier meine helle Freude gehabt, und mich stundenlang absichtlich darin verirrt, aber irgendwie konnte ich mir nicht vorstellen, dass Martha hier mit derselben kindlichen Freude Verstecken spielte – und mit wem überhaupt? Etwa mit Neumann, wenn der auf einem seiner gelegentlichen Kontrollrundgänge durchs Viertel hier vorbeikam? Oder mit Buster?

Dass Martha vermögend war, war kein Geheimnis. Dieser Umstand verband schließlich alle Bewohner von Élysée. Aber *wie* vermögend sie sein musste, zumal als alleinstehende alte Frau, überraschte mich dann doch, als sich das Gartentor mit einem dezenten Summen öffnete und ich zum ersten Mal das ganze Ausmaß von Marthas luxuriösem Anwesen erblickte. Sie lebte in einem verdammt Schloss, zumindest nach allen mir bisher bekannten Maßstäben. Das Gebäude verfügte über fünf Stockwerke und sah aus, als hätte man es in Versailles ab- und hier wieder aufgebaut, Stein für Stein. Und es anschließend einer gründlichen und überaus detailversessenen Renovierung unterzogen.

Halb erwartete ich, dass sie uns im weitläufigen Garten hinter dem Haus empfangen würde, umgeben von ein paar altenglischen Adligen in Frack, Perücke und Knickerbockerhosen samt Seidenstrümpfen, und natürlich ganzen Horden ihrer Dienerschaft. Später würden wir vielleicht Croquet spielen, oder Tontaubenschießen mit Vorderladerpistolen. Dazu das Heckenlabyrinth – und plötzlich wurde mir klar, woran das alles hier mich erinnerte. Alice im Wunderland, keine Frage. Das hier war die Welt, in der die kleine Alice gelebt hatte, bevor sie einem weißen Kaninchen mit Zylinder und Taschenuhr folgte.

*Seltsamer und seltsamer ...*

Ganz so seltsam war es dann aber doch nicht bei unserer roten Königin. Martha erwartete uns am Haus, doch heute ließ sie ihr übliches, herzliches

Lächeln ein bisschen vermissen, auch wenn sie sich überschwänglich für den Korb mit den Delikatessen und den Wein bedankte.

Während Sophie ihr den Korb überreichte, fielen mir die Eulen zum ersten Mal auf. Hier gab es zwei davon, links und rechts des geschwungenen Portals, das den Eingang zu Marthas bescheidener Behausung darstellte. Sie reichten mir fast bis zur Hüfte und wirkten wie finster dreinblickende, steinerne Wächter am Eingang zu einer Gruft. Ich hätte vielleicht mit Löwenstatuen gerechnet – angesichts des Gebäudes wären mir diese nicht mal übertrieben vorgekommen – aber ausgerechnet Eulen?

Auch ich drückte Martha die Hand und sie bat uns herein. Als wir dann später im Teezimmer (wo sonst?) beisammen saßen und Sophie fröhlich mit ihr über alle möglichen Belanglosigkeiten plauderte, während ich an meinem Earl Grey nippte, der viel zu lange gezogen hatte, fielen mir noch mehr der stocksteif dahockenden Raubvögel auf. Es gab kleine, kaum größer als meine Faust, und größere, welche in den Ecken standen und Blumentöpfe auf ihren platten Köpfen balancierten, außerdem Gemälde von Eulen und sogar einen gestickten Wandteppich. Martha musste ein Faible für diese Vögel haben, aber mir kamen sie eher gruselig vor. Der starre Blick ihrer leuchtend gelben Augen, der einem durch das ganze Zimmer zu folgen schien, nein das war wirklich nichts für mich.

In einer Gesprächspause ergriff ich die Gelegenheit, mich auch mal in die Konversation einzubringen und fragte in beiläufigem Ton, wo denn eigentlich Buster sei. Marthas Kopf ruckte herum (nicht unähnlich dem einer Eule, die gerade eine Beute erspäht hat). Sekundenlang starrte sie mich schweigend an und ich spürte Sophies Hand, die sich zuerst auf meine legte und dann sanft zudrückte. Aber es war zu spät, die Frage war gestellt.

Martha schluckte ein paar Mal. Auch dabei musste ich an eine Eule denken. Vielleicht eine, die gerade eine fette Maus gefangen hat und sie nun in einem Stück herunterschlingt.

»Er ist fort«, sagte sie leise. »Buster wird seit ein paar Tagen vermisst.«

Ich hätte beinahe meine Teetasse fallen lassen. Mir war natürlich sofort alles klar. Hatte sie das arme Hündchen also doch umgebracht! Und nun saßen wir hier mit ihr herum und tranken Tee mit einer Hundemörderin. Nur mit Mühe konnte ich mich beherrschen, sitzen zu bleiben, während Sophies Druck um meine Hand stärker wurde.

»Das tut uns sehr leid zu hören«, sagte Sophie. »Sicher taucht er bald wieder auf.«

Der strenge Blick, den Martha auf mich gerichtet hatte, zerfloss, und wich dem altbekannten, milden Lächeln, als die alte Frau sich zu Sophie umdrehte und sagte. »Ja, sicher. Ganz bestimmt. Buster ist manchmal eben ein kleiner Herumtreiber. Wie die Männer eben so sind.«

Sophie nickte, und ich starrte in meinen Tee. Was zur Hölle?

»Dann wird er bestimmt bald zurückkommen«, plauderte Sophie einfach weiter, während sich der Griff ihrer Finger um meine Hand allmählich wieder entspannte. »Hier kommt er ja nicht raus. Aus Élysée, meine ich.«

Als wir eine Stunde später endlich gingen, hatte ich üble Kopfschmerzen. Marthas Gesichtsausdruck, mit dem sie mich gemustert hatte, als ich sie nach Buster gefragt hatte, war mir förmlich ins Gedächtnis gebrannt worden. Hatte sie mich damals, als ich mich im Schatten der Hecken verborgen wähnte, etwa doch gesehen? Hatte sie die ganze Zeit gewusst, dass ich sie beobachtet hatte, während sie ihr Haustier quälte? War dies eine weitere Machtdemonstration – war es etwa kein Zufall, dass Buster ausgerechnet an dem Tag ›verschwunden‹ war, als wir Martha besuchten?

Und wem wollte sie damit eigentlich was genau demonstrieren?

Auf dem Heimweg sprach ich Sophie darauf an, erwähnte aber auch diesmal nicht, was ich an jenem Abend zu sehen geglaubt hatte. Sophie hätte es nur falsch verstanden, und ich wollte nicht als diejenige dastehen, die sich über den Verlust der alten Frau lustig machte oder sie jetzt in ein schlechtes Licht rückte. Uns beiden war klar, dass Buster nicht wieder auftauchen würde – für einen kleinen Hund wie ihn war es nämlich *durchaus* möglich, durch die Stahlgitter der Zäune um Élysée zu schlüpfen, und ich hoffte inständig für Buster, dass er seiner Peinigerin tatsächlich davongelaufen war, anstatt jetzt unter einem ihrer Rosenbüsche zu liegen.

»Arme Martha«, sagte Sophie und ich hätte beinahe laut aufgelacht. Armer Buster traf es wohl eher.

»Zumindest hat sie noch ihre Eulen«, sagte ich.

»Hm?«

»Na, die Eulen. Sind die Dinger dir nicht aufgefallen? Das ganze Haus ist voll davon, sogar im Garten standen die herum, so wie bei anderen

Leuten, ich weiß nicht ... Gartenzwerge? Also, ich fand das schon ein bisschen bizarr.«

»Die Eulen?«

»Eher, dass sie so eine große Sammlung davon hat, die waren ja echt überall.« Ich versuchte eine sanfte Attacke. »Also, so richtig normal kommt mir das nicht vor, weißt du? Schon ein bisschen spleenig.«

Sophie blieb stehen und sah mir lange in die Augen, und ich erwartete schon halb eine ihrer (zugegebenermaßen in den letzten Monaten deutlich seltener gewordenen) Benimm-Predigten. »Es geht uns nichts an, weißt du?«, sagte sie. »Wir möchten, dass uns die Leute hier so akzeptieren, wie wir sind, oder nicht? Also sollten wir sie auch so nehmen, wie sie sind. Und wir mögen Martha doch. Oder nicht?«

Natürlich taten *wir* das.

Ich erwiderte ihren Blick, aber das schaffte ich nicht sehr lange. Das tue ich nie. »Ja«, sagte ich schließlich, und senkte den Kopf. Jetzt hatte ich tatsächlich beinahe ein schlechtes Gewissen. Sollte die alte Frau doch ihre Eulen haben, wenn sie ihr Freude machten. Wenn die Dinger einen nur nicht so verdammt durchdringend anstarren würden. »Wir mögen Martha, Liebling. Klar. Und sie darf ihre Eulen behalten. Ist okay für mich.«

Sophies Mund verzog sich zu einem Grinsen. Ich liebe es, sie zum Lachen zu bringen, auch wenn ich manchmal ein wenig den Trotzkopf spielen muss, um das hinzukriegen. Wir küssten uns, dann sagte ich: »Hey, vielleicht sollten wir uns auch ein paar Eulen anschaffen? Oder wenigstens Gartenzwerge?«

Sophie würdigte meinen Vorschlag keiner Antwort. Stattdessen griff sie nach meiner Hand. So gingen wir, bis wir vor unserer Haustür standen, händchenhaltend wie ein frisch verliebtes Paar. Wohltuenderweise ohne Eulen links und rechts des Eingangs zu unserer bescheidenen Villa, nicht einmal barocke Säulen gab es hier bei uns. Nur einfach einen weiß lackierten Türrahmen um die Haustür, in einer Wand aus Natursteinen.

Doch seit diesem Nachmittag bei Martha gingen mir die verdamnten Eulen nicht mehr aus dem Kopf, und irgendwann fing ich an, sie überall in Élysée zu sehen. So ziemlich jeder Nachbar, den wir besuchten, hatte ein oder zwei von diesen steif dahockenden Eulenstatuen irgendwo herumstehen, wenn auch nicht in einer derartigen Häufung wie Martha. Und sehr viel später bemerkte ich auch das Mosaik über der Eingangstür zu

Neumanns Villa. Eine überlebensgroße Eule mit ausgebreiteten Schwingen  
– und in ihren Krallen hielt sie eine weiße Maus.

Es hätte aber auch ein weißes Kaninchen sein können.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 16

### ÉLYSÉE, HEUTE

**A**ls ich endlich wieder zu Hause ankomme, bin ich ziemlich durch den Wind. Ich habe mir sogar tatsächlich ein paar neue Schuhe in der Stadt besorgt, aber die zu kaufen war eine Qual, weil ich mich kaum auf die Worte konzentrieren konnte, mit denen die etwas übereifrige Verkäuferin die Teile anpries. Sie waren jedenfalls teuer genug, dass ich davon ausgehen kann, dass auch Sophie sie hübsch finden und mich für meinen Geschmack loben wird. Ich musste die ganze Zeit über das nachdenken, was Simon auf dem Parkplatz gesagt hat. Besonders darüber, dass die Schüler mittlerweile zu glauben scheinen, dass Mia von zu Hause abgehauen ist. Und dass Viktor Neumann ernsthaft denken könnte, dass ich ihr diese Idee erst in den Kopf gesetzt habe.

Was ich natürlich nicht habe, aber ausgedet habe ich ihr die Idee nun auch nicht gerade, auch wenn sie das Vorhaben mir gegenüber nie so konkret erwähnt hat. Klar, ihr Vater und dessen ständige Forderungen nach Bestnoten gingen ihr auf die Nerven, verständlicherweise. Und dann noch diese andere Sache, die sie nur angedeutet hat, und von der ich nicht weiß, ob sie überhaupt wahr ist, oder vielleicht nur der Schrei eines pubertierenden Mädchens nach Aufmerksamkeit.

Sollten wir vielleicht nochmals zu Neumann gehen und ihn eindringlicher auffordern, uns mit Mia sprechen zu lassen? Was, wenn sie wirklich nicht zu Hause ist? Und sollten wir uns überhaupt noch weiter in diese Familiengeschichte einmischen? Habe ich nicht schon genug Schaden

angerichtet? Viktor Neumann ist fraglos ein gefährlicher Gegner – welchen Zusammenhang auch immer Simon da konkret gemeint haben mag, und offenbar habe ich ihn bereits verärgert. So, wie die Dinge stehen, war sein freundliches Getue am Anfang unseres Besuches komplett geschauspielt, weiter nichts. Was, wenn Neumann tatsächlich hinter der E-Mail an Direktor Weber steckt? Hinter dem Video? Und, wenn wir schon dabei sind – wieso nicht auch hinter dem Zettel unter meinem Scheibenwischer und dem Stein in meiner Windschutzscheibe?

Ausschließen kann ich keine dieser Möglichkeiten.

Wo sind wir da nur hineingeraten?

Als ich den Flur betrete, höre ich Stimmen aus dem Wohnzimmer. Verdammt, ich hatte das eigentlich in Ruhe mit Sophie besprechen wollen. Ich hoffe inständig, dass das nicht Martha ist, die uns besucht. Sie war schon immer eine endlose Quasselstrippe, die einfach nicht kapiert, wann es Zeit ist, zu gehen. Und seit Buster verschwunden ist, ist die Sache nicht besser geworden. Für sie ist das lediglich ein Grund mehr, noch öfter bei uns aufzutauchen als bisher und uns die Ohren vollzujammern deswegen, wobei ich immer noch nicht ganz ausschließe, dass sie ihn vielleicht selbst umgebracht hat, in einem Anfall von – was immer diese irre alte Schachtel auch geritten haben mag.

Es ist nicht Martha.

Sondern Vivian Lasalle.

Auch nicht wirklich besser, aber immerhin beherbergen wir mit ihr keine potenzielle Hundemörderin in unserm Haus. Vivian ist nämlich ein Fan-Girl. Natürlich nicht von mir, sondern von Sophie Stratmann, der berühmten Schriftstellerin. Mit ihrem Debüt ›Der Stich der Rose‹ gelang ihr auf Anhieb der Einstieg in die Spiegel-Bestsellerliste, und es erhielt viel lobende Kritik. Auch ein paar richtig miese Verrisse in einigen der großen Zeitschriften, aber sie versicherte mir, das sei eben so in der Welt der Kunst, da gäbe es für ein erfolgreiches Werk nur Hop oder Top, Pro oder Contra, nichts dazwischen. Die Verkaufszahlen sprachen jedenfalls für sich, und nur darauf kommt es schließlich an. Die Geschichte in Sophies Buch ist verwickelt erzählt, mit vielen Rückblenden, und immer wieder unterbrochen von Gedichten und kurzen Prosatexten, die nichts mit der eigentlichen Geschichte zu tun haben scheinen. Ich muss gestehen, ich konnte eher wenig damit anfangen, durch die letzten Kapitel musste ich mich regelrecht quälen, aber schließlich verstehe ich auch nicht viel von

hoher Kunst. Ich bin eher eine gelegentliche Krimileserin, wenn ich überhaupt mal ein Buch lese. Aber auch ich freute mich natürlich riesig über Sophies Erfolg. Was sie anpackt, wird einfach immer zu Gold. Meine goldene Sophie.

Natürlich hatte sich auch in Élysée schnell herumgesprochen, dass es sich bei Sophie um *die* Sophie Stratmann handelt, Autorin dieses allseits beachteten, wenn auch nicht allseits gefeierten Buches von der Rose und ihrem schmerzenden Stich, und allem, was dazwischen liegt. Sie wurde deshalb von Vivian Lasalle, der Vorsitzenden des örtlichen Lesekreises, nicht nur gebeten, bei einer der nächsten Sitzungen des Buchclubs zu lesen, sondern kurzerhand zur Ehrenvorsitzenden gemacht. Sie treffen sich seitdem alle zwei Wochen, um sich gegenseitig irgendwelche Bücher vorzustellen, und nach dem, was Sophie erzählt, handelt es sich dabei ausschließlich um hochtrabendes und schöngeistiges Zeug. Vivian benimmt sich bei jedem Treffen des Lesezirkels so, als wäre sie vierzehn und zum ersten Mal in ihrem Leben mit einem echten Star zusammen in einem Raum, etwa dem Sänger ihrer Lieblingsrockband. Man könnte beinahe eifersüchtig werden, merkte Sophie einmal lachend an – wenn ich daran denke, bleibt mir allerdings das Lachen im Halse stecken. Doch ich will nicht mehr an Dinge denken, die vorüber und begraben sind, also stürze ich mich ins Getümmel, indem ich die Tür zu unserem Wohnzimmer öffne.

Wie erwartet finde ich meine Frau und unsere Besucherin nicht fummelnd auf der Couch vor, sondern Kaffee trinkend – und einen Stapel Bücher vor sich auf dem Cafétisch. Ich gehe zu Sophie und begrüße sie mit einem Kuss, dann wende ich mich lächelnd zu Vivian um. Erst da bemerke ich, dass sie ziemlich ernst dreinblickt – zumindest für ihre Verhältnisse.

Ich gebe ihr die Hand und lasse mich in den Sessel gegenüber der Couch fallen, dann beobachte ich einen Moment lang den Blickwechsel zwischen Vivian und Sophie, die ihr schließlich sanft zunickt. Vivian wendet sich an mich und sagt: »Ich bin nur kurz vorbeigekommen, um ein paar Bücher abzugeben, und ich will auch nicht länger stören, Emma ...«

»Du bist hier immer gern gesehen, Vivian«, versichere ich ihr lächelnd.

»Danke, aber ... also, Sophie hat mir gerade erzählt, dass ihr gestern Abend bei Viktor drüben wart, also ...«

»Richtig«, sage ich und werfe Sophie einen kurzen Blick mit hochgezogener Augenbraue zu. Muss sie es gleich in ganz Élysée

herumposaunen, dass wir dem selbsternannten König des Viertels mal ein bisschen die Stirn geboten haben?

»Also, ich habe von meiner Tochter erfahren«, fährt Vivian fort, »dass Mia heute nicht in der Schule war, auch gestern nicht, und ...« Wieder ein kurzer Blickwechsel mit Sophie, als müsse sie die vor jedem Satz um deren Erlaubnis bitten. »Also, ich bin gut befreundet mit den Jensens, die sind ja direkte Nachbarn von Viktor Neumann. Und die haben mir gesagt, dass sie einen ziemlich üblen Streit mitgehört haben. Am Dienstag Abend. Vor zwei Tagen also.«

Der Abend, als ich den Zettel unter meinem Scheibenwischer fand, und mein Auto mit einem Stein beworfen wurde. Der Abend, an dem ich ... plötzlich ist das flaue Gefühl wieder voll da. Ich bohre den Nagel meines rechten Ringfingers kräftig ins Fleisch meines Zeigefingers. Der Schmerz bringt mich augenblicklich wieder zurück ins Hier und Jetzt. Ich lächle, es geht leichter, als ich gedacht hätte. Obwohl das Wummern meines Herzens fast meine eigenen Worte übertönt, als ich sage: »Dann muss es aber ziemlich laut zugegangen sein bei den Neumanns.«

Vivian nickt heftig. »Sie hatten die Fenster offen, und die Neumanns scheinbar ebenfalls. Sie haben nicht genau verstanden, worum es ging, aber die beiden haben sich richtig angebrüllt, Vater und Tochter Neumann. Aber das ... äh, das habt ihr nicht von mir, okay?«

»Natürlich nicht, meine Liebe«, sagt Sophie ganz souverän.

Ich lächle einfach weiter, während mein Gesicht mir vorkommt wie eine Maske, ein Fremdkörper, der nur in diesem Moment zu mir gehört, für einen kurzen Augenblick, und dann wieder zu einer anderen. Doch ich muss die Maskerade aufrecht erhalten, während ich angestrengt versuche, mich zu erinnern, ob wir eine dieser verdammt Eulenstatuen auch in Vivians Garten gesehen haben.

Später, nachdem Vivian gegangen ist, sitzen wir eng umschlungen vor dem Kamin und starren in die Flammen. Als ich Sophie frage, wie sie mit dem neuen Buch vorankommt, lächelt sie mich nur an, bleibt mir aber eine Antwort schuldig. Ich nehme daher an, dass ihre Schreibblockade weiterhin anhält. Ich wünsche ihr, dass sie bald weiterkommt, aber ich weiß, dass so etwas dauern kann. Künstler eben. Ich hoffe es auch ein bisschen für mich, denn solange Weber meine Beurlaubung nicht aufhebt, stehe ich wieder vor dem Problem, vierundzwanzig Stunden am Tag in diesem Haus herumhocken zu müssen.

»Weißt du was?«, unterbricht sie meine Gedanken, küsst die Haut meines Unterarms, und legt dann ihren Kopf darauf. Es jagt ein Kitzeln meinen Arm hinauf und ich bekomme eine Gänsehaut. Egal, wie oft sie das schon getan hat, es klappt jedes Mal aufs Neue. »Ich denke, dass Neumann das Video wirklich an Weber geschickt hat. Vielleicht, um von dem Streit abzulenken, den er mit seiner Tochter hatte. Du weißt ja, wie die Leute hier auf ihren Ruf bedacht sind – zumal er der Obertstaatsanwalt ist. Es würde vermutlich kein allzu gutes Licht auf ihn werfen, wenn das allgemein bekannt würde.«

»Glaubst du echt, das juckt den?«

»Ich denke schon, Liebes. Und ich denke ebenfalls, dass Mia ihm gesagt hat, dass sie vorhat, von zu Hause abzuhausen, und dass du sie bei dem Gedanken unterstützt hast.«

»Ich habe sie nicht ...«, protestiere ich schwach.

»Aber *er* sieht das so, und darauf kommt es im Moment leider an.«

»Von mir aus. Und wie erklärst du dir dann, dass Mia seitdem komplett abgetaucht ist? Dass sie nicht mal bei einem ihrer Social Media-Accounts etwas gepostet hat?«

»Sie ist siebzehn, Süße. Jung, aber nicht dumm. Die würden sie doch sofort finden, wenn sie ein digitales Lebenszeichen von sich gäbe.«

»Die?«

»Du weißt schon, die Polizei. Ihr Vater. Ich meine, es hat sicher Vorteile, Staatsanwalt zu sein. Und Neumann hat gute Kontakte zu allen möglichen Behörden, das ist bekannt. Ich wette, er könnte sogar einen SEK-Einsatz vom Zaun brechen, wenn er wollte. Mit Sturmtruppen, die sich aus dem Hubschrauber abseilen. Das volle Programm.« Sie kichert leise.

»Und jetzt?«, frage ich.

»Jetzt?«, fragt sie, »Jetzt wird es Zeit, dass wir den Spieß mal umdrehen.«

Dann steht sie auf und geht in die Küche. Wie sich herausstellt, um Vivian Lasalle anzurufen.

## KAPITEL 17

**A**ls Sophie aus der Küche zurückkommt, sieht sie sehr ernst aus. Aber vielleicht auch ein kleines bisschen schadenfroh.

»Also?«, frage ich und versuche, meiner Stimme einen lockeren und etwas amüsierten Klang zu verleihen. »Was habt ihr ausgeheckt, dein Fangirl und du?«

Das bringt Sophie zum Lächeln. »Vivian ist kein Fangirl, Emma, sondern eine liebe Freundin«, sagt sie in belehrendem Ton, aber der Anflug eines Lächelns um ihre Mundwinkel sagt mir, dass ihr Vivians glänzende Augen ebenfalls nicht entgehen, wann immer diese in der Nähe der berühmten Autorin Sophie Stratmann ist. Sophie setzt sich neben mich auf die Couch. Streicht mir sanft durchs Haar. Sieht auf die Polster zwischen uns hinab, während sie sagt: »Vivian hat mir etwas erzählt, im Vertrauen. Etwas über Viktor Neumann. Etwas sehr Unschönes.«

Jetzt schaut sie mich an, Sophies Augen suchen meine, und ich bin kurz versucht, nun selbst den Blick abzuwenden, aber dann fürchte ich, dass das die falschen Signale aussenden würde. »Er hat sich ihr aufgedrängt«, sagt sie dann leise. Mit regelrechter *Grabesstimme*, zumindest für Sophies Verhältnisse.

»Was?«

Sie nickt. »Es war bei einer Party in seinem Haus, und seitdem geht Vivian da nicht mehr hin, und er lädt sie wohl auch nicht mehr ein. Er hatte etwas zu viel getrunken, sagt sie ...«

»Was keine Entschuldigung ist«, entgegne ich, da mir natürlich klar ist, worauf diese Geschichte nur hinauslaufen kann.

»Ja, Liebes. Was keine Entschuldigung ist. Dann waren sie für einen Moment allein in der Küche, und er hat sie in eine Ecke gedrängt und ... sie hat seine Avancen natürlich ausdrücklich zurückgewiesen, aber ... nun ja.«

»Und er?«

Sie zuckt mit den Schultern. »Er hat gelacht und so getan, als habe er nur einen Scherz gemacht. Aber Vivian hatte wirklich Angst in diesem Moment, und überhaupt – sie ist verheiratet, da verbieten sich gewisse ›Scherze‹ einfach grundsätzlich, oder nicht?«

»Natürlich!«, sage ich im Brustton der Entrüstung und hoffe, dass Sophie nicht merkt, wie mir die Hitze in die Wangen schießt. »Hat sie ihn denn nicht angezeigt?«

»Neumann?« Sophie stößt ein verächtliches Lachen aus. »Du machst wohl Scherze, Liebes. Nicht hier in Élysée, und nicht ohne einen einzigen Zeugen. Niemand hätte ihr geglaubt, das ist doch klar.«

»Vermutlich«, sinniere ich. »Und jetzt?«

»Jetzt warten wir, Liebling. Vivian hat einen guten Draht zu den meisten Bewohnern von Élysée – vor allem zu den Ehefrauen, durch ihren Lesekreis. Und ich war so frei, ihr gegenüber auch ein paar Details durchblicken zu lassen.«

»Details?«, frage ich. »Was denn für Details?«

»Nun, zum Beispiel, dass Viktor Neumann offenbar ein Problem damit hat, dass eine offen lesbische Lehrerin an dem Gymnasium unterrichtet, das auch seine Tochter besucht. Und dass sich seine Tochter eben dieser Lehrerin anvertraut hat, weil er sie zu Hause regelrecht terrorisiert. Bisweilen so laut, dass es bis zu den Nachbarn zu hören ist. Und wer weiß, was er ihr sonst noch so alles antut hinter verschlossenen Türen.«

»Was? Aber das wissen wir doch gar nicht!«, protestiere ich.

Sophie schaut mich nur an, ihre linke Augenbraue ist eine Winzigkeit nach oben gezogen, mehr nicht. Aber das genügt. Sie hat vermutlich recht. Wir können inzwischen mit einiger Sicherheit davon ausgehen, dass Neumann derjenige war, der das Video von Mia und mir an Weber geschickt hat, und aus dessen Begleitmail ging praktisch der Vorwurf von sexueller Belästigung hervor – auch wenn es Weber versäumt hat, mir das genauer zu erläutern, als er mich beurlaubte.

»Und es wird noch besser«, sagt Sophie. Ihr Gesicht ist eine Maske der Beherrschtheit, aber ich weiß, dass sie im Inneren schadenfroh grinst. »Vivian hat mir gesagt, dass sie die Sache mit Neumann damals auf der

Party schon einigen Frauen im Vertrauen erzählt hat, und dass die Sache offenbar kein Einzelfall war.«

»Wie bitte? Was für ein Monster wohnt hier eigentlich in unserer direkten Nachbarschaft?«

»Und auch, wenn nicht anzunehmen ist, dass eine dieser Frauen oder auch Vivian damit an die Öffentlichkeit gehen wird, dürfte es für einigen Wirbel sorgen, wenn sie erfahren, dass Neumann nun auch gegen dich intrigiert hat – und damit gegen *uns*. Hinzu kommt das lautstarke Streitgespräch mit seiner Tochter, das sogar die Jensens mitbekommen haben und ...« Sie verstummt, macht ein nachdenkliches Gesicht.

»Was?«, frage ich, ganz mitgerissen von ihren Schlachtplänen. »Was denn noch?«

»Er ist Witwer, wie du weißt?«

»Äh, ja.«

»Es gibt wohl auch ein paar Gerüchte, was das Dahinscheiden seiner Frau betrifft.« Nun grinst sie nicht mehr, auch nicht innerlich, und ich auch nicht. Jetzt fröstele ich.

»Was willst du damit sagen, Sophie?«

»Überleg doch mal, Liebes. Offenbar ist Neumann schwer cholerisch, und er streitet, bis die Fetzen fliegen. Zudem ist er Staatsanwalt, kennt jede Menge Leute, die meisten davon aus dem Strafvollzug. Wenn überhaupt jemand den Tod seiner Frau perfekt vertuschen könnte, dann ...«

»Das hat dir alles Vivian erzählt?«, frage ich ungläubig. Mir war klar, dass die Gerüchteküche auch vor einem Ort wie Élysée nicht Halt machen würde und dass Vivian jemand ist, der einen maßgeblichen Anteil daran hat. Aber das? Ein vertuschter Mord an der Ehefrau? Ausgerechnet in Élysée?

»Vivian hat gewisse Dinge durchblicken lassen, aber darauf will ich auch gar nicht herumreiten, denn mittlerweile dürfte sich da überhaupt nichts mehr beweisen lassen, nach all den Jahren. Ich will nur, dass Vivian ein bisschen dafür sorgt, dass es den Leuten hier wieder ins Gedächtnis gerufen wird, zusammen mit allem anderen.«

»Okay«, sage ich. Ich muss das erstmal verdauen. »Und dann?«

»Dann will ich«, sagt sie mit einer eisigen Stimme, die ich schon viele Jahre nicht mehr gehört habe, »dass dieses Schwein Neumann aus unserem Leben verschwindet, und zwar für immer.«

## KAPITEL 18

### SCHULE, FRÜHER

**A**ls ich das nächste Mal mit Simon Schwarz auf dem Parkplatz hinter der Schule zusammentraf, war mit seinem Auto alles in Ordnung, und die Schule war gerade aus. Er stand da, an die staubbedeckte Seite seines Passats gelehnt, und rauchte. Natürlich verbotenerweise. Er ist überhaupt auch der einzige Lehrer hier, den ich je habe rauchen sehen. Und er raucht echte Zigaretten, nicht einen von diesen seltsamen Elektro-Verdampfern, die aussehen, als handle man damit bereits ein ernsthaftes Lungenleiden und sei nicht erst auf dem besten Weg, eins zu bekommen.

»Hey!«, begrüßte ich ihn, und als ich ihn da so stehen sah, bekam ich Lust, mich ein wenig mit ihm zu unterhalten. Und vielleicht auch auf eine weitere Zigarette, allerdings nicht auf dem Schulgelände. Ich war ja erst wenige Wochen hier nicht scharf drauf, schon jetzt mit Direktor Weber aneinander zu geraten, der mir ein eher pingeliger Zeitgenosse zu sein schien. Simon schien meinen Gedanken erraten zu haben, denn er hielt mir die Packung hin.

»Nicht hier«, sagte ich und musste grinsen. *Nicht hier*. Das klang ja richtig geheimnisvoll, wie zwei Spione, die gestohlene Informationen austauschen.

Nun stahl sich auch auf sein Gesicht ein Grinsen, und er trat seine Zigarette aus, dann hob er sie auf und steckte sie in die Tasche seiner Lederjacke. Offenbar hielt auch er sich zumindest an ein paar der Regeln. »Okay, Emma, wo dann?«, fragte er.

»Ich will nachher noch laufen gehen«, sagte ich und nickte in Richtung Wald.

»Aha.«

»Na ja, und du sagtest doch, du wohnst da. In einem Haus mitten im Wald. Stell ich mir romantisch vor.« Warum konnte ich bloß nicht die Klappe halten?

»Romantisch ... na, ich weiß ja nicht.« Er stieß ein Lachen aus.

»Ich könnte ja mal schauen, ob ich es finde«, fuhr ich fort. Ich wusste selbst nicht, woher ich plötzlich diesen Sinn fürs Abenteuer nahm, das war sonst gar nicht meine Art.

»Okay«, sagte er. »Mein Haus sollte nicht all zu schwer zu finden sein. Einfach den Hauptweg entlang, bis du an ein Schild kommst, auf dem ›Forsthaus‹ steht. Es ist so ein altes Holzding, schon ziemlich verwittert.«

»Das Haus?«

Er lachte wieder. »Ja, das auch. Aber ich meinte das Schild. Wenn du es findest, lade ich dich zu einem Kaffee ein, oder einen Fitnessdrink, wenn dir das lieber ist.«

»Ich dachte eher an die versprochene Zigarette«, sagte ich.

»Während des Joggens?«

»Man muss auch mal Pause machen.«

»Wie du meinst«, lachte er, ging um die Motorhaube seines Passats herum und stieg ein. Sekunden später ließ er mich in einer übelriechenden Abgaswolke stehen, sodass ich schnellstens ebenfalls in meinen Jeep stieg. Ich wartete noch zehn Minuten, bevor ich ihm folgte. Genau wie ein Spion das gemacht hätte, der zu einer geheimen Verabredung unterwegs war.

Ich stellte den Jeep auf dem kleinen Parkplatz ab, kurz bevor der Wald beginnt, und wechselte im Auto meine Klamotten, dann stieg ich aus, dehnte mich ein bisschen und rannte los. Niemand sonst war hier, aber ich konnte die Spuren seines Wagens deutlich im weichen Waldboden erkennen. Es war tatsächlich leicht, ihnen zu folgen, und ich fand sowohl das Schild als auch das Haus ohne Mühe.

Wir würden für ein paar Minuten mit ihm auf der Veranda sitzen, eine Zigarette rauchen, vielleicht einen Kaffee trinken, wenn er welchen da hatte. Und ich würde dabei einigermaßen nach Schweiß müffeln nach der halbstündigen Laufstrecke.

Es würde absolut nichts passieren.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 19

**E**s stellte sich heraus, dass ihn das bisschen Schweißgeruch kein bisschen störte, im Gegenteil.

Nachdem wir fertig waren, und ich in seinen Armen lag – inzwischen rochen wir beide gehörig nach Schweiß – sagte ich immer wieder: »O Gott«, das weiß ich noch, mindestens ein Dutzend Mal. Simon sagte gar nichts, er starrte nur zur Decke, und griff irgendwann nach der Zigarettenschachtel auf dem Nachttisch. Er reichte sie mir. Ich nahm mir eine Zigarette, setzte mich auf, zog die Knie an die Brust.

Wir rauchten schweigend.

»Scheiße«, sagte ich leise, als meine Zigarette sich dem Ende näherte. »Das hätte nicht passieren dürfen.«

Er sagte gar nichts, und dafür war ich ihm dankbar. Ich sog ein weiteres Mal an meiner Zigarette, stieß den Rauch an die Decke. Früher, in Frankreich, hatte ich viel geraucht. Alle drei hatten wir geraucht, praktisch ständig. Sophie, Mathieu und ich. Hauptsächlich Gauloises, manchmal hatten wir sogar die Filter abgerissen, um uns ganz besonders *bohème* zu fühlen. Mir fiel auf, dass dies das letzte Mal gewesen war, dass ich mit einem Mann geschlafen hatte, damals in Frankreich, als Studentin – oder zumindest hatte ich damals vorgegeben, zu studieren. Es war eine schöne Zeit gewesen mit Mathieu, zumindest, bis ...

Bis die Sache mit dem Aussichtsturm passiert war.

Ich schlug die Decke beiseite und stand auf. Ging, nackt wie ich war, um das Bett herum und drückte den Rest der Zigarette in dem Aschenbecher aus, der auf Simons Nachtschrank stand. Seine Augen folgten mir dabei, doch in seinem Gesicht konnte ich nicht lesen, was in

ihm vorging. Was er empfand, angesichts meines Verrats. Schlechtes Gewissen wohl eher nicht, und schließlich hatte ich nicht *ihn* verraten. Wir waren jetzt Komplizen, immerhin hatte ich soeben meine Ehepartnerin betrogen und von ihm wusste ich nicht mal, ob er eine Freundin hatte, oder – und wäre das nicht der Lacher schlechthin – einen Freund. Er war auch gar nicht der Typ für ein schlechtes Gewissen. Und das sah man im Übrigen auch seinem Häuschen überdeutlich an. Dieses war unverkennbar eine Junggesellenbude. Die Behausung eines Mannes, der das Studentenalter nie wirklich hinter sich gebracht hat. Schmutzige Wäsche, überall auf dem Fußboden verstreut. Pizzakartons, die sich in den Ecken stapelten. Eine überquellende Spüle, das Übliche eben. Nur hatte ich eine solche Behausung schon seit Jahren nicht mehr betreten. Schon mal, weil Sophie freiwillig keinen Fuß in so eine Bude gesetzt hätte. Sie war all dem längst entwachsen, und ich hätte es verdammt noch mal auch sein sollen.

Davon abgesehen war der Sex nicht schlecht gewesen, kurz und heftig, aber Simon wusste definitiv, was er da tat. Und Gott, hatte ich einen Mann vermisst. Allein bei dem Gedanken schnürte sich meine Kehle zu. Ich war verheiratet, Herrgott, mit einer Frau. Ich *liebte* Sophie, und sie liebte mich.

Ich hatte Scheiße gebaut, richtig große.

Und was bitte hatte ich denn zu vermissen? Diese schmutzige Rumpelkammer, die zerwühlten Laken, die seit Wochen nicht gewechselt worden waren? Den Geruch von Rauch und dem ersten Feierabendbier in Simons Atem? Seinen Schwanz? Was zur Hölle sollte so furchtbar erstrebenswert an diesem Körperteil sein? Ich drehte mich noch einmal zu Simon um. »Das darf nie jemand erfahren«, sagte ich. Überflüssigerweise.

»Ist mir klar, Emma«, sagte er. Lächelte.

Ich nickte und sammelte dann meine Klamotten vom Fußboden auf. Er sah mir dabei zu. Genüsslich, glaube ich. Als ich ihn wieder anschaute, hatte er ein leicht spöttisches Grinsen im Gesicht und unter der dünnen Decke, die ihn von den Hüften abwärts bedeckte, zeichnete sich erneut seine Erregung ab. Ich ließ einen letzten Blick über seinen Oberkörper streifen. Nicht durchtrainiert, aber durchaus gut in Schuss. Breite Schultern, muskulöse Brust, ein kleiner Bauchansatz. Genau der Typ für das hier, dachte ich und mir fiel auf, dass in diesem Gedanken eine gewisse Geringschätzung Simon gegenüber mitschwang. Umso besser, denn das würde es mir leichter machen, diese Sache zu vergessen. Je schneller, desto besser.

»Okay, dann mach ich mich mal wieder auf den Weg.«

»Bis morgen«, sagte er.

»Ja, bis morgen.«

Dann ging ich in die Küche hinüber und zog mich vollständig an, denn aus irgendeinem Grund wollte ich das nicht auch noch vor ihm tun. Im Flur schlüpfte ich in meine Laufschuhe. Als ich die Schnürsenkel band, fiel mir die gut zwei Meter hohe Holzskulptur auf, die da stand, und die ich beim Hereinkommen gar nicht bemerkt hatte. Offenbar die billige Kopie eines indianischen Totempfahls. Ganz oben, über allen anderen Tieren, saß eine Eule mit ausgebreiteten Schwingen, und blickte stumm und eindeutig vorwurfsvoll zu mir hinab.

Zu Recht vermutlich.

Ich verließ das Haus und verfiel nach wenigen Metern in leichten Trab, der immer schneller wurde, bis ich schließlich völlig ausgepowert und schweißgetränkt wieder bei meinem kleinen Jeep ankam. Selbst hier bildete ich mir noch ein, den starren Blick der Eule auf meinem Hinterkopf zu spüren.

## KAPITEL 20

### ÉLYSÉE, HEUTE

**S**päter sitzen Sophie und ich bei einem vorzüglichen *Cote Rotie* in unserer Küche beisammen. Ich versuche, sie darüber auszufragen, wie sie mit Ihrem neuen Buch vorankommt, doch sie weicht mir nur aus. Von Direktor Weber habe ich immer noch nichts gehört, was wiederum bedeutet, dass ich wohl noch bis zum Ende dieser Woche hier mit Sophie festsitzen und mich zu Tode langweilen werde. So, wie die Dinge stehen, würde ich wohl auch einen Teilzeitjob als Kassiererin in einem SuperJuliant in der Stadt annehmen, aber ich glaube, das würde die falschen Signale aussenden. Ich liebe Sophie, und ich will mit ihr zusammen sein, bloß eben nicht vierundzwanzig Stunden an jedem Tag.

Als es an der Haustür klingelt, fahre ich zusammen. Mein Blick trifft den von Sophie, dann drehen wir beide synchron die Köpfe zur Wanduhr, die über der Spüle hängt. Es ist fast zehn Uhr abends, reichlich spät für unangekündigte Besucher. Ich bete im Stillen, dass es nicht schon wieder Martha ist, die uns wegen Busters Verschwinden nerven möchte.

Ich laufe in den Flur und sehe auf dem Monitor neben der Tür, dass es nicht Martha ist, die da vor unserem Gartentor steht. Sondern Viktor Neumann, und er sieht nicht besonders fröhlich aus. Na bitte, denke ich. Jetzt kriegen wir also dein wahres Gesicht zu sehen. Nichts ist mehr geblieben von der höflichen Zurückhaltung, mit der er uns noch gestern Abend empfangen hat.

»Oh«, sagt Sophie, die hinter mir in den Flur getreten ist, und nun auch sieht, wer uns da besuchen möchte.

»Lass mich das machen, okay?«, sage ich, aus einem spontanen Impuls von Übermut heraus. »Ich will nicht, dass dieser Kerl auch nur einen Fuß in unser Haus setzt.«

»Bist du sicher?«, fragt sie mit besorgter Miene.

Doch da bin ich schon in meine Laufschuhe geschlüpft und mache mich demonstrativ auf den Weg zum Tor. Natürlich wäre es viel einfacher, das Tor einfach mit dem elektrischen Öffner zu entriegeln, aber ich will, dass Neumann mitbekommt, dass er hier nicht willkommen ist. Er hat diesen beschissenen Kleinkrieg angefangen, jetzt soll er auch die Konsequenzen tragen.

Als ich am Tor ankomme, was ich – ebenso demonstrativ – nicht öffne, schaut er mich durch die Gitterstäbe hindurch fragend an, als ich dort stehen bleibe. Dann kapiert er es. Schüttelt den Kopf, wie über einen kindischen Streich meinerseits, aber schließlich ist er ja nicht derjenige, der gerade von seinem Job beurlaubt wurde, oder? Ich habe das Recht, mich so kindisch zu verhalten, wie ich will. Ich verzichte darauf, ihm einen guten Abend zu wünschen.

»Was wollen Sie?«

»Was ich ...?«, fragt er, und mustert mein Gesicht, als gäbe es da Wunder was zu entdecken. Dann kommt er zur Sache. »Mia ist verschwunden«, sagt er.

Darauf erwidere ich gar nichts.

»Bitte«, sagt er. »Wenn Sie irgendetwas wissen, sagen Sie es mir, Emma. Hat sie Ihnen gegenüber irgendwelche Andeutungen gemacht?«

»Welche Art von Andeutungen?«, frage ich zurück. Das ist ja fast zum Lachen. Klar, hat sie Andeutungen gemacht, jede Menge. Über das, was bei ihr daheim so läuft, und das, was vielleicht an gewissen Treffpunkten im Wald passiert, wo die ach so braven Kids von Élysée sich angeblich manchmal nachts treffen, um gar nicht so brave Dinge zu tun.

»Wohin sie wollte«, sagt er, und nun zittert seine Stimme ein bisschen. Vor kaum unterdrückter Wut, vermutlich. Er ist ein großer Mann, und ich bin froh, dass das geschlossene Eisentor sich zwischen uns befindet. »Oder zu wem? Irgendwas? Ich erreiche sie nicht auf ihrem Handy, und ... ach, verdammt!«

»Da kann ich Ihnen nicht weiterhelfen, fürchte ich«, sage ich.

Er starrt mir lange ins Gesicht, die Mundwinkel krampfhaft nach unten gezogen, eine Maske der Bosheit und Wut. Das echte Gesicht von Viktor Neumann, Oberstaatsanwalt und Vorzeigevater der Nation, hier ist es. Dann sagt er leise: »Das stammt also von euch beiden, dieser ganze Mist. Als Vergeltung, ja?«

»Was meinen Sie?«

»Die Lügen, die man sich plötzlich in Élysée über mich erzählt«, zischt er. »Habt ihr etwa geglaubt, ich erfahre davon nichts? Dieser Mist von wegen ich würde Mia schlagen und wollte dieser dürrn Hexe an die Wäsche, die diesen beschissenen Leseclub leitet. Was soll das, hm? Wieso seid ihr beide *wirklich* hier, in Élysée? Was habt ihr vor?« In diesem Moment sieht er aus wie ein echter Irrer. Einer von diesen paranoiden Verschwörungstheoretikern, die auf der Straße Leute anbrüllen, weil sie glauben, die seien Reptilien in Menschengestalt oder sowas.

»Ach, wissen Sie das nicht?«, frage ich und grinse ihn an, immerhin ist da noch gut ein Meter Abstand zwischen mir und dem Gartentor, und das Tor selbst, natürlich. »Wir sind hier, um alle mit dem Lesben- und Schwulenvirus anzustecken.«

Seine Augen treten aus den Höhlen und er muss ein paar Mal schlucken, bevor er seine Sprache wiederfindet. Dann sagt er: »Du glaubst echt, dass es darum geht, wie? Dass hier irgendwer ein Problem damit hat, dass ihr lesbisch seid?«

»Ja, den Eindruck habe ich durchaus, Herr Nachbar«, sage ich und bin ein bisschen stolz auf meine Sophie-Simulation. Sie täuscht gut darüber hinweg, finde ich, dass ich in diesem Moment mein Herz bis in die Schläfen wummern höre, und sehr genau darauf achte, dem Gartentor nicht zu nahe zu kommen, das mich von diesem Kaputten trennt. »Herr Weber ließ wenig Zweifel daran, als er mich von meiner Arbeitsstelle beurlaubte. Und es besteht wohl inzwischen auch wenig Zweifel daran, wer ihm das nur eingeredet haben kann.«

»Was?«, schnappt er. »Du glaubst, dass ich ihm ...«

»Herr Neumann«, sage ich, weil es mir immer weniger passt, dass er mich unaufgefordert duzt, und ich dieses Gespräch auch allmählich satt habe. »Wenn das dann alles wäre ...«

»Das ist noch lange nicht alles, da verlass dich drauf«, schnauft er. »Du wirst keinen Fuß mehr in diese Nachbarschaft hier setzen, wenn ich mit dir fertig bin, du *Nutte!*«

»Was?«, schnappe ich, und plötzlich wird mir ganz übel. Meine Knie beginnen zu zittern. Mir fällt Simon ein, und die verdammte Eule in seinem Flur. Weiß Neumann etwa auch davon?

»Du hast schon richtig gehört, Mädchen!«, knurrt er. »Solche wie du sind das allerletzte. Parasiten seid ihr, die sich an alles hängen, was ein bisschen Geld hat.«

Ich kann ihn nur anstarren, denn nun kapiere ich gar nichts mehr.

»Du verstehst schon, was ich meine. Hast ja einen guten Fang gemacht, mit der Stratmann-Erbin, wie? Einen schwer reichen Bauunternehmer als Vater, und kaum lernt sie dich kennen, stirbt der Mann und sein Töchterlein verhökert die ganze Firma zum Schleuderpreis. Ich habe mich kundig gemacht über sie. Und über dich, meine Liebe. Du gehörst nicht hier her. Sophie Stratmann schon, und mit der habe ich auch kein Problem. Aber lass mich dir einen guten Rat geben, Emma. Verpiss dich aus diesem Haus und aus diesem Viertel, solange du noch kannst!«

Er dreht sich brüsk um und geht. Ich stehe noch eine ganze Weile da, mit zitternden Knien und wummerndem Herzen. Unfähig, zu verarbeiten, was er mir da gerade an den Kopf geworfen hat.

## KAPITEL 21

**V**ivian Lasalle will nicht hier sein. Nicht in diesem Wald, an diesem nasskalten Morgen, und schon gar nicht will sie auf so einer Mission unterwegs sein. Aber natürlich muss sie, schon mal um des lieben Nachbarschaftsfriedens wegen. So gut wie alle Einwohner von Élysée sind heute Morgen auf dem kleinen Parkplatz am Waldrand zusammengekommen. Thermoskannen und Rucksäcke ringsum, und entschlossene, ernste Gesichter. Und die, die nicht gekommen sind, haben verdammt gute Begründungen dafür, da ist sie sicher. Bis auf Sophie und Emma, natürlich, aber damit hat ja auch keiner gerechnet.

Vivian fragt sich einen Moment lang, wie viele von denen, die hier herumstehen und darauf warten, dass Neumann ihnen erklärt, was sie tun sollen, wirklich freiwillig hier sind. Sie jedenfalls nicht, aber Phillip hat nun mal darauf bestanden. »Stell dir bloß mal vor, es ginge um Madeleine«, hatte er gesagt, und ja, das hatte genügt. Um ein Haar hätte er ihre Tochter sogar mitgeschleift. Dabei ist Madeleine gerade mal sechzehn, was Phillip sich nur manchmal denkt. Jetzt greift sie nach der Hand ihres Mannes, und der umfasst die ihre mit sanftem Druck.

Dann geht es los.

»Guten Morgen, liebe Nachbarn«, sagt Neumann, der auf das Heck seines Geländewagens geklettert ist. Wie üblich wirkt er freundlich und gelassen, aber diesmal fehlt seinem Lächeln die gewohnte Herzlichkeit. Alle Freude scheint aus dem Mann gewichen zu sein, und das gibt Vivian durchaus zu denken. Kann schon sein, dass sie ein wenig übertrieben hat, als sie Sophie von Neumanns Avancen ihr gegenüber erzählte. Ja, und vielleicht tat sie das auch ein bisschen, um sich bei der Schriftstellerin

interessant zu machen. Um ein bisschen Bande zu knüpfen mit Sophie Stratmann, der gefeierten Autorin von *der Stich der Rose*. Wie oft hat man im Leben schon Gelegenheit zu so etwas?

Es tut gut, mal ein wenig frischer Wind in Élysée, und das Buch hat ihr wirklich gefallen. Und was diese Sache damals auf der Party betrifft – Vivian und Neumann waren beide ein bisschen betrunken, stimmt schon. Gut möglich auch, dass sie vorher ein bisschen mit Neumann geflirtet hat, nur so zum Spaß. Gut möglich auch, dass es eher so war, dass er die Küche ausgesprochen hastig verließ, als sie *ihm* ein bisschen zu nahekam. Na und? Das war doch alles nur im Scherz gewesen, auch wenn Neumanns Reaktion sie ein bisschen gekränkt hat, so ist das doch heute längst vergessen.

Sie ist eine glücklich verheiratete Frau, und sie würde nie ...

»Ich freue mich, dass so viele von euch gekommen sind«, unterbricht Neumanns Stimme ihre Gedanken. »Und ich möchte, dass ihr euch bitte vor Augen haltet, dass ich nach wie vor davon überzeugt bin, dass Mia sich, nun ja, nur ein bisschen selbständig machen wollte.« Da blitzt es dann doch kurz auf, sein charmantes Lächeln. »Ihr wisst ja, wie die Kids so sind.«

Natürlich, das wissen sie alle. Oder glauben es zu wissen. Vivian würde durchdrehen, wenn Madeleine von daheim verschwinden würde, aus welchem Grund auch immer. Einfach durchdrehen, da ist sie sicher. Allerdings pflegen Phillip und sie ihre Tochter auch nicht in einer Lautstärke anzubrüllen, dass es die Nachbarn ein Haus weiter noch mitbekommen.

Neumann wird übergangslos wieder ernst. »Es besteht allerdings die – wenn zugegeben auch geringe – Möglichkeit, dass Mia sich irgendwo hier im Wald verlaufen hat. Auch können wir nicht vollständig ausschließen, dass sie nachts vielleicht stolperte. Sich was gebrochen hat, was wir nicht hoffen wollen, aber ...«

Neumann lässt den unvollendeten Satz in der Luft hängen wie eine Drohung. Ein bisschen muss Vivian jetzt seinen Mut bewundern. Sich hier vor seine Nachbarn zu stellen und sie zu bitten, nach seiner Tochter zu suchen. Obwohl alle inzwischen wissen, dass der Streit im Hause Neumann der Grund war, aus dem sie überhaupt fortlief. Und dass es nicht der erste Streit zwischen ihnen war. Und alle hier, Neumann eingeschlossen, wissen, dass man schon einen ausgesprochen miserablen Orientierungssinn haben müsste, um sich in diesem Wald ernsthaft zu verlaufen, schließlich ist Mia keine sechs Jahre alt. Was bedeutet, dass da noch jede Menge

unausgesprochener Möglichkeiten in der Luft hängen, die auch niemand aussprechen will. Keine davon besonders angenehm.

»Als Mia zuletzt gesehen wurde, trug sie eine blaue Windjacke und schwarze Jeans. Aber ihr wisst ja ohnehin alle, wie sie aussieht.« Er stößt den blassen Abklatsch eines Lachens aus, und ein paar stimmen zögerlich ein.

Vivian rechnet. Nach ihrem Wissen wurde Mia das letzte Mal am Dienstag gesehen – oder vielmehr gehört, und zwar von den Jensens, den Nachbarn, die die Neumanns lauthals hatten streiten hören. Heute ist Samstag, im schlimmsten Fall liegt das Mädchen also seit drei Tagen und Nächten mit einem gebrochenen Bein im Wald, und seltsamerweise ohne Handy, denn niemand hatte sie seit Dienstag erreichen können, wie Madeleine aus der Schule zu berichten wusste. Dann doch lieber die Vorstellung, dass sie mit dem nächsten Zug nach Frankfurt gefahren ist, und dort bei irgendwelchen Freunden herumhängt, das Handy ausgeschaltet, aus Trotz, und um sich das nächste, große Donnerwetter von ihrem alten Herrn zu ersparen, zumindest vorerst. Das arme Kind.

»Also, ich habe ein paar Landkarten dabei«, fährt Neumann fort. »Ich glaube, unser aller Pfadfindertage sind schon ein bisschen vorbei, aber mit den Navis auf euren Handys solltet ihr es schaffen, euch einigermaßen zu orientieren. Ich habe den Wald in gleich große Quadrate zerlegt, und würde euch gern in Zweiergruppen einteilen, um diese Sektoren systematisch abzusuchen. So ist es am effizientesten, und dann sollte die Sache hier in ein paar Stunden erledigt sein, höchstens. Ihr erreicht mich natürlich jederzeit auf meinem Handy. Die Nummer steht auf der Rückseite der Karten. Ich danke euch allen von Herzen. Ich schulde euch was, Leute.«

Mit diesen Worten springt Neumann von der Ladeklappe seines Autos und macht sich daran, Geländekarten und gute Ratschläge an die Leute zu verteilen. Er scheint jetzt richtig in seinem Element zu sein, denkt Vivian. Neumann, der große Anführer. Und alle machen mit. Man möchte eben nicht als die Person in Neumanns Gedächtnis bleiben, die sich seinem Aufruf zur Mithilfe widersetzt hat, nicht bei so einer Sache. Nicht, wenn man selbst Kinder hat und weiterhin in Élysée wohnen bleiben möchte. Und auch sie, ermahnt sich Vivian, sollte ihren Teil beitragen. Immerhin geht es ja um Mias Leben, vielleicht. Vielleicht versucht ihr egozentrischer Vater aber auch nur, Verbündete um sich zu scharen wegen dieser Sache mit Emma. Vielleicht genießt er das Ganze hier viel zu sehr.

Phillip lässt ihre Hand los, als sie sich auf den Weg zu Neumann machen, um ihre Karte abzuholen. Als der sie kommen sieht, schenkt er ihnen beiden ein dankbares Lächeln. Ein Lächeln, das sagt, dass er froh ist, dass sie hier sind, und dass nur das jetzt zählt. Nicht, was vor Urzeiten vielleicht in der Küche seines Hauses passiert ist, oder auch *nicht* passiert ist. Und nicht, dass sie und ihr Lesezirkel vielleicht ein bisschen zu sehr eingenommen von einer ganz bestimmten Autorin sind. Alles Schnee von gestern. Vivian schenkt Neumann ein aufmunterndes Lächeln, als sie die Karte entgegennimmt, und der lächelt tapfer zurück. Ein Blick auf das bunt bedruckte, eingeschweißte Papier lässt sie dann aber vollkommen ratlos zurück. Wie soll man sich mit so einem Ding orientieren können? Phillip wird es wissen.

»Ich habe euch für Sektor Q4 eingeteilt«, sagt Neumann. »In der Nähe der Schlucht. Da liegen ein paar von diesen bemoosten Steinbrocken herum, die sind ziemlich glitschig, also passt auf, ja?« Phillip nickt pflichtschuldigst, und für einen Moment muss Vivian tatsächlich an einen Pfadfinder denken, der von seinem Gruppenführer wichtige Instruktionen entgegennimmt.

Für Männer ist immer alles ein Spiel, denkt sie.

»Und nochmals vielen Dank«, sagt Neumann, dann drückt er ihnen beiden die Hand. Sein Händedruck fühlt sich schlapp und kalt an, und ein bisschen glitschig. Vivian unterdrückt den Impuls, sich ihre Hand sofort am Hosensaum abzuwischen, dann folgt sie Phillip, der schon schnurstracks zu dem Quadranten unterwegs ist, den Neumann für sie vorgesehen hat. In diesem Moment krampft sich Vivians Herz für den Bruchteil einer Sekunde zusammen, und sie weiß – weiß mit Bestimmtheit und aus ganzem Herzen –, dass Mia nicht in Frankfurt bei irgendwelchen Freunden ist, und auch nicht mit verstauchtem Knöchel im Wald liegt, die Stimme heiser vom Rufen – aber am Leben.

Plötzlich weiß sie, dass etwas Furchtbares passiert sein muss.

## KAPITEL 22

### EMMA

Ich habe Sophie noch immer nicht erzählt, was Neumann mir am Ende unserer letzten Begegnung an den Kopf geworfen hat. Ich sagte ihr nur, er habe mich gefragt, ob ich irgendwelche Ideen hätte, wohin Mia abgehauen sein könnte. Inzwischen ist ja so ziemlich klar, dass sie abgehauen sein *muss*, nach Frankfurt vermutlich, zu Freunden, das ist zumindest der allgemeine Konsens in der Nachbarschaft und unter den Schülern. Ich wollte nochmal mit Simon darüber sprechen, aber sein Handy war die ganze Zeit aus. Ihm traue ich allerdings auch zu, dass er es irgendwo herumliegen hat und es inzwischen einen kläglichen Akku-Tod gestorben ist. Vielleicht sollte ich mal bei ihm vorbeischauen.

Nein, sollte ich nicht.

Neumanns Worte sind mir seitdem ständig durch den Kopf gegangen, die ganze Nacht, und den folgenden Tag. Er hält mich also für eine Goldgräberin, für einen Schmarotzer. Jemanden, der Sophie nur wegen ihres Vermögens geheiratet hat. Ein Parasit, und Sophie soll auf mich reingefallen sein. Gut möglich, dass es ihm so vorkommt, und ja, ich stamme nicht aus denselben Verhältnissen wie Sophie oder all die anderen hier, richtig. Ist das vielleicht ein Verbrechen? Meine Eltern bewohnen das letzte noch einigermaßen bewohnbare Stückchen Haus in einem ehemaligen Dreiseitenhof, der seit Jahrzehnten vor sich hin gammelt. Sie halten nichts von gleichgeschlechtlicher Ehe, oder von Geld, oder von einem Leben in Luxus. Meine Eltern ziehen es vor, sich für einen Hungerlohn zu Tode zu

schaften, für nichts als das lächerliche Recht, sich jedem gegenüber erhaben zu fühlen, dem es finanziell besser geht als ihnen.

Kein Wunder, dass ich da raus wollte.

Aber was zur Hölle geht das einen Viktor Neumann an? Hat er sich vielleicht von den Jensens ein finanzielles Stammbaumzeugnis ausstellen lassen, oder von den Lasalles? Reinblütiger Geldadel bis ins dritte Glied der Vorfahren hinein? Was geht diesen Mistkerl unsere Ehe an, oder was uns zusammengeführt hat, zumal er nicht mal seine eigene Familie auch nur ansatzweise auf die Reihe kriegt? Er hat keine Ahnung, was Sophie und ich durchgemacht haben.

Keinen blassen Schimmer.

Vivian hat heute Morgen angerufen und uns erzählt, dass Neumann eine Mail herumgeschickt hat, an alle Nachbarn. Interessant. Offenbar gehören wir noch nicht zum erlauchten Kreis dieser ganz speziellen Art von Buschfunk, denn bei uns kam keine Mail von Neumann an, aber das könnte natürlich auch andere Gründe haben. Er hat jedenfalls die ganze Nachbarschaft zusammengetrommelt, um im Hamstetter Forst nach Mia suchen. Lächerlich. Sophie und ich sind der Meinung, dass das vollkommener Unsinn ist. Panikmache bestenfalls, vielleicht auch nur egozentrisches Machtgehabe. Vor allem glauben wir aber, dass er damit den Zusammenhalt ›seiner Leute‹ stärken will, wie ein General am Vorabend einer wichtigen Schlacht. Also nutzt er die Gunst der Stunde und packt sie an ihrer empfindlichsten Stelle: Die Liebe zu ihren Kindern. Natürlich werden alle mitmachen und ihm helfen, im Wald nach Mia zu suchen, wobei er sich offenbar noch nicht mal die Mühe gemacht hat, irgendwem zu erklären, wieso er überhaupt glaubt, dass sie dort sein könnte. Und nicht, zum Beispiel, in Frankfurt, oder in einem Zug nach sonst wohin, nur möglichst weit weg von diesem ekelhaften Kerl, den sie zum Vater hat.

Aber auch, wenn wir weiterhin davon überzeugt sind, dass ihr nichts passiert ist, beginne ich allmählich, mir echte Sorgen um Mia zu machen.

Ich kann es nicht verhindern, da ist einfach dieses dumme Gefühl.

## KAPITEL 23

**M**it einem Seufzen schraubt Norbert Jensen den Deckel auf seine Thermoskanne und verstaut sie wieder im Rucksack. Keine halbe Stunde mehr, dann werden Helene und er ihren bescheuerten Quadranten komplett abgesucht haben, und dann können sie endlich nach Hause. Er hat noch viel zu tun, die Arbeit macht schließlich auch nicht vor dem Wochenende halt. Nicht in seiner Position zumindest, und Bankgeschäfte sind nun mal kein Nine-to-five-Job.

Er erspäht seine Frau, die sich gerade daran macht, auf die Felsen zu kraxeln, die in diesem Teil des Waldes herumliegen wie von einem Urzeitriesen fallengelassen, der seines Spielzeugs überdrüssig geworden ist. Eigentlich ein schönes Fleckchen, aber irgendwelche Asozialen haben es verschandelt. Überall liegen Bierflaschen und Kippen herum, und niemand fühlt sich bemüßigt, etwas daran zu ändern.

»Warte, Liebling!«, ruft er Helene zu, die das Kraxeln daraufhin sein lässt und sich zu ihm umdreht. »Lass mich das mal lieber machen, Schatz. Nicht, dass du dann auch noch mit verstauchtem Fuß hier herumliegst.« Es soll wie ein Scherz klingen, aber niemand lacht. Vivian und Phillip Lasalle sollten im Quadranten nebenan sein, aber von denen hat Jensen schon länger nichts mehr gesehen oder gehört. Vielleicht haben sie sich ja verlaufen oder sie machen ein Schäferstündchen, was irgendwie die Krönung dieser ganzen absurden Suchaktion wäre.

Dann springt er auf die Felsen. Da geht es auf der anderen Seite recht tief hinab, erinnert er sich. Sie sind mal hergewandert, kurz nach ihrem Umzug nach Élysée. Und danach waren sie dann nie wieder im Hamstetter

Forst, soweit er sich erinnert. Das Glück, das man vor der eigenen Haustür hat und das alles.

Die Oberfläche der Steine ist glitschig und feucht und von großen Flecken dünnen Moores bewachsen, was das Klettern zu einer echten Herausforderung macht. Unwahrscheinlich, dass das, was er hier tut, irgendeinen Sinn hat, aber wenn Norbert Jensen etwas macht, dann macht er es gründlich, schon aus Prinzip. Bloß muss man sich ja nicht zwangsläufig alle Knochen dabei brechen. Er lässt Vorsicht walten, als er weiter hinaufklettert, und schließlich ein Plateau erreicht. Er dreht sich um, sieht Helene unten stehen, winkt ihr kurz zu, sie winkt zurück, alles in Ordnung. Jensen lässt den Blick kurz schweifen. Baumwipfel ringsum, unter einem bleigrauen Himmel, hie und da steigt Nebel durch die Wipfel. Ein Vogel stößt ein träges Kreischen aus, das in der Ferne verhallt, dann ist es wieder vollkommen still.

Vielleicht sollten sie im Sommer noch mal hier herwandern, ein Picknick machen oder so, das könnte schön werden. Vielleicht würden sie Julian ja sogar mal wieder dazu bewegen können, sie zu begleiten, auch wenn Jensen das eher bezweifelt. In dem Alter wollen sie nun mal um keinen Preis mit den Eltern gesehen werden, da war er schließlich auch nicht anders.

Norbert Jensen beschließt, bis ganz nach oben zu klettern - falls das irgendwie möglich ist. Von dort oben sollte man einen guten Blick auf die Umgebung haben, und das könnte ihnen einige Zeit sparen. Also hält er nach einer einigermaßen begehbaren Route Ausschau und findet schließlich eine.

Er klettert los.

»Norbert!«, ruft Helene von unten, aber er ignoriert sie.

Das hier macht regelrecht Spaß, und ein bisschen Sport schadet nie, zumal er wegen der Suchaktion auf sein morgendliches Fitnesstraining an den Geräten im Keller verzichten musste. Er stützt sich auf einen etwas mehr als hüfthohen Felsen und stemmt sich dann hoch auf ein kleines Plateau, danach wird die Route wieder etwas leichter. Hier gibt es eine Art schmalen Felsvorsprung, auf dem man stehen kann. Ziemlich wacklig, aber an der rauen Wand daneben kann man sich gut festhalten, also klettert Jensen weiter.

Schließlich erreicht er das, was er von unten für den höchsten Punkt gehalten hatte. Es stellt sich heraus, dass dieser in Wahrheit gar kein Punkt

ist, vielmehr ein längliches Plateau, eine Art Grat, auf dem man mit etwas Geschick entlangbalancieren könnte. Was Jensen nicht vorhat, es gibt schließlich einen Unterschied zwischen Mut und Leichtsinn. Aber ein kleines Stückchen wagt er sich dann doch noch weiter vor.

»Norbert?«, klingt das ferne Rufen seiner Frau von irgendwo unter ihm, jetzt deutlich mit einem Unterton von Besorgnis. Vielleicht ist es das, denkt Jensen für einen flüchtigen Augenblick, was uns Erwachsenen das Leben versaut. Diese ständige Sorge, irgendetwas könne schiefgehen, irgendetwas könne nicht exakt nach Plan laufen, dieses sinnlose Streben nach einem abstrakten Konzept namens Sicherheit. Nach der noch dickeren Mauer, dem noch volleren Konto, dem noch tiefer gegrabenen Bunker. Der Tod jeden Abenteuers, jeden Funken Lebens.

Er klettert noch ein kleines Stückchen weiter, die Arme jetzt ausgebreitet, um das Gleichgewicht besser halten zu können. Saugt die kühle Luft tief in die Lungen. Es ist nicht der Mount Everest, aber immerhin.

Ein Schritt noch.

Plötzlich rutscht sein rechter Fuß ab, er wirft seinen Körper herum, seine Hände fahren über die raue Felswand, finden eine Vertiefung, und sein Fuß steht wieder auf dem festen Stein.

Das war verdammt knapp, denkt Jensen, und spürt das Wummern seines Herzens in der Brust. Und doch lächelt er sanft. Adrenalin, das hat er schon länger nicht mehr gespürt. Viel zu lange. Als er sicher ist, dass er seinen festen Stand wiedergefunden hat, schaut er nach unten. In den Abgrund links von ihm, in den er jetzt, von seiner erhöhten Position, blicken kann. Ein Felsspalt, wo sich zwei der kolossalen Steinbrocken vor Urzeiten voneinander losgesagt haben, und tief in dieser scheinbar bodenlosen Schwärze sieht er etwas Blaues leuchten, eine Jacke, wie sich bei näherer Betrachtung herausstellt.

Er kneift die Augen zusammen, und das Lächeln auf seinem Gesicht erstarrt, als er die Strähnen schmutzig blonden Haars bemerkt.

## KAPITEL 24

### EMMA

**A**ls es klingelt, denke ich, das wird Vivian sein, die uns erzählen möchte, wie diese sinnlose Suchaktion im Hamstetter Forst verlaufen ist. Ergebnislos, wie ich annehme, aber bestimmt mit jeder Menge Enthusiasmus.

Es ist aber nicht Vivian.

Draußen stehen zwei Männer mittleren Alters und selbst durch das kleine Bild auf dem Display der Gegensprechanlage kann ich sehen, dass die zwei nicht nach Élysée passen. Sie tragen Anzüge und Krawatten, aber es ist die *falsche Art* von Anzügen und Krawatten. Nicht modisch, und schon gar nicht schick, sondern die Sorte, die Männer des reinen Anstands halber tragen, und nicht, weil sie sich in einem Anzug wohl fühlen würden.

Einer hat lichtetes, helles Haar und scheint einen guten Kopf kleiner als sein Kollege zu sein, er trägt ein irgendwie verkniffen wirkendes Lächeln zur Schau, als er seinen durch den Weitwinkel der Kamera ballonförmigen wirkenden Kopf in die Kamera reckt. Sein Begleiter trägt einen derart auffälligen Schnäuzer, dass ich denke, der kann nur angeklebt sein, aber wer würde sich diese Art von Scherzen erlauben, zumal hier?

Mir rutscht das Herz in die Kniekehlen, als die beiden plötzlich Ausweise in Richtung Kamera halten.

Dienstausweise.

Sophie schmiegt sich an mich, ich habe sie gar nicht kommen hören, legt mir das Kinn auf die Schulter und sagt nur leise: »Oh.« Falls sie davon

überrascht ist, dass die Polizei vor unserer Tür steht, lässt sie es sich nicht anmerken.

Mit zitternden Fingern betätige ich den Klingelknopf und frage: »Ja, bitte?« Hoffe, dass niemand das Zittern in meiner Stimme hört. Nicht die Polizisten da vor unserem Gartentor, und vor allem nicht Sophie. Sie stellen sich vor, die Herren Wiesner und irgendwas anderes, das ich sogleich wieder vergesse. Wiesner, irgendein Dienstgrad, ist offenbar der, der von den beiden das Sagen hat, und ob sie wohl mal kurz reinkommen dürften.

»Warum?«, frage ich. Eher aus Reflex.

»Es geht um Mia Neumann«, sagt Wiesner, der andere schweigt, scheinbar gewohnheitsmäßig, lässt seinen Chef reden. »Und wenn es Ihnen recht ist, würden wir gern mit Ihnen persönlich sprechen. Mit Ihnen beiden.«

Es ist mir ganz und gar nicht recht, und ich nehme an, Sophie auch nicht, aber ich sage trotzdem »Okay«, und lasse sie mit dem Summer rein. Was soll ich auch sonst tun? Es ist die verdammte Polizei!

Eine Minute später höre ich das Knirschen ihrer Schuhe auf dem Kies vor unserer Tür und öffne. Mir fällt auf, dass sich der Himmel etwas aufgeklärt hat. Vielleicht kommt ja die Sonne raus, dann könnte ich später noch Laufen gehen. Ich hätte große Lust dazu, am besten jetzt gleich. Und ganz weit weg.

»Vielen Dank«, sagt Wiesner und deutet auf seine Füße, an denen er unspektakuläre Wildlederschuhe aus irgendeinem Discounter trägt. »Sollen wir die ausziehen?«

Sophie und ich schütteln synchron die Köpfe.

Wiesner, der sich uns nun nochmals als Hauptkommissar der Kriminalpolizei vorstellt, ist tatsächlich noch kleiner, als es durch die Kameralinse den Anschein hatte, ein richtiger Winzling, aber drahtig und mit entschlossenem Gesichtsausdruck. Sein Kollege scheint eher der gemütliche Typ zu sein, groß und schwerfällig, wie ein tapsiger Brummbär, und dazu noch diese wuchtige Rotzbremse, wie ein Relikt aus dem Anfang der Neunziger. Aber natürlich ist das alles nur Fassade, das ist mir klar. Ich habe genügend Krimis gesehen, um zu wissen, wie das läuft. Polizisten machen immer einen auf harmlos, zumindest am Anfang.

Wir gehen in die Küche voran, wo wir uns alle um den Stehtisch versammeln. Jetzt sieht es beinahe aus wie ein Doppeldate, denke ich und muss mir fast ein Grinsen verkneifen. Fehlt bloß noch, dass Sophie ihnen

einen Drink anbietet. Was sie prompt tut, allerdings fragt sie die beiden, ob sie Lust auf einen Kaffee oder ein Wasser haben. Beide lehnen ab, aber Wiesners Kompagnon sieht aus, als würde er ausgesprochen gern mal probieren, wie so ein Kaffee wohl schmeckt, wie ihn die *reichen Leute* trinken. Meine Güte.

»Also«, übernimmt Sophie sogleich die Führung, und ich lasse sie das gern machen. »Wie können wir Ihnen helfen?«

»Wir würden, wie gesagt, gern kurz mit Ihnen über Mia Neumann sprechen«, sagt Wiesner. »Sie wurde vor etwas über einer Stunde aufgefunden.« Er mustert Sophie. Dann mich, eingehend, richtiggehend intensiv. Unverhohlen abschätzend. Er lächelt nicht, während er das tut.

»Ich hoffe, es geht ihr gut?«, sage ich und bemerke, dass Sophie ganz leicht zusammenzuckt.

Wiesner schüttelt langsam den Kopf, sein Kollege senkt den Blick und betrachtet dann eingehend seine ineinander verschränkten Finger, die er auf der Tischplatte abgelegt hat. »Nein«, sagt er dann. »Ich fürchte, es geht ihr nicht gut. Sie ist tot.«

Für einen Moment denke ich gar nichts, spüre ich gar nichts. Erst dann erwischt mich die volle Wucht der Erkenntnis wirklich.

»Sie ... sie ist tot?«, stammele ich.

Wiesner und sein Kollege nicken bedächtig und nahezu synchron. Sophie sitzt einfach nur da, reglos, das Gesicht zu einer Maske erstarrt. Wartet ab, wie es Etikette und Vernunft gebieten.

»Wie?«, hauche ich, meine Stimme völlig kraftlos, unter den Tisch gerutscht, und wenn ich nicht aufpasse, werde ich ihr gleich nachfolgen. »Was ist denn passiert?«

»Heute Morgen wurde von einigen Ihrer Nachbarn eine Suchaktion im Hamstetter Forst durchgeführt. Sicher haben Sie davon gehört.«

Wir bestätigen das. Neumann und sein Pfadfindertrupp. Sind sie also doch fündig geworden. Ich weigere mich, mir vorzustellen, wie das gewesen sein muss – für diejenige oder denjenigen, der das Mädchen gefunden hat. Für Neumann, für alle anderen.

Alle anderen Nachbarn, die da waren. Geholfen haben.

Nur wir nicht.

Und jetzt ist die Polizei hier bei uns.

»Einer der Nachbarn entdeckte etwas in einem Felsspalt, das sich als Mias Jacke herausstellte. Man hat sofort die Rettungskräfte verständigt,

aber für das Kind kam jede Hilfe zu spät. Mia konnte nur noch tot geborgen werden.«

Das Kind, schießt es mir durch den Kopf, und es stimmt ja auch, verdammt. Mia war gerade mal siebzehn. Sicher, kein kleines Mädchen mehr, aber noch längst keine richtige Frau. Nur ein kleines bisschen Leben, ein Vorgeschmack, gerade mal der Prolog und das erste Kapitel. Und dann – weg, ausgelöscht wie eine Kerze im Wind, einfach so. Mit einem Fingerschnippen.

»Wo genau?«, will Sophie wissen.

Eine idiotische Frage, es gibt nur einen Felsen im ganzen Wald, nur eine Felsspalte, in die man überhaupt fallen *könnte*. Und das geht auch nicht unabsichtlich, nicht mal in schwärzester Nacht. Man muss es schon drauf anlegen. Man muss hinaufklettern, bis ganz zur Spitze, muss todesmutig an dem Grat ganz dort oben entlangspazieren, mit ausgebreiteten Armen, um das Gleichgewicht zu halten, und dann ...

Mia hat mir all das erklärt, als sie über das sprach, was dort manchmal abgeht. Wenn die Kids sich treffen, wenn sie vor all dem fliehen, was Élysée für sie bedeutet. Vor den Mauern, den Hecken und den Zäunen, und vor Vätern, die ausrasten, wenn man in irgendeinem Fach mal keine Eins nach Hause bringt.

Wiesner spricht weiter, aber ich höre nur mit einem halben Ohr zu, mein Gedankenkarussell rast schon im Autopilot weiter, immer weiter. Bilder schießen mir in den Kopf, von Mia, am Grunde dieses Felsspalts, eingeklemmt, vielleicht tagelang, die Stimme zu schwach zum Rufen, oder vielleicht auch, weil ihr Brustkorb so stark eingequetscht ist, dass ihr die nötige Luft fehlt, um sich bemerkbar zu machen. Gerade genug Luft, um nicht sofort zu ersticken. Ihre Freunde vielleicht nur wenige Meter entfernt, sie kann sie vielleicht sogar hören, doch für sie befinden sie sich in einem anderen Universum, könnten genauso gut auf dem Mond sein. Sie betet darum, dass jemand auf den Felsen steigt, den Grat entlangwandert, in den Felsspalt schaut, aber niemand kommt.

Keine Menschenseele.

Ich konzentriere mich wieder auf das, was Wiesner sagt, um mich von den wirbelnden Horrorszenarien in meinem Kopf abzulenken. Bloß gelingt mir das kaum.

»Wir werden natürlich alle beteiligten Nachbarn befragen«, versichert Wiesner gerade Sophie, aber ich kann ihr ansehen, dass sie dasselbe denkt

wie ich. Bei *uns* haben sie angefangen, *uns* befragen sie zuerst. Vermutlich schon allein deshalb, weil wir nicht mit von der Partie waren bei Neumanns Suchaktion.

Weil uns das vielleicht in den Augen der Polizei zu *Verdächtigen* macht.

Ganz bestimmt jedoch in Neumanns Augen, und ich frage mich: Wie weit würde Viktor Neumann tatsächlich gehen, um sein Vorhaben, mich aus Élysée zu vertreiben, in die Tat umzusetzen? Ich weigere mich, diesen Gedanken weiter zu verfolgen. Das wäre selbst für ihn ein paar Spuren zu krank.

Oder?

»Wir versuchen jetzt, Mias letzte Stunden nachzuvollziehen, und deshalb sind wir bei Ihnen«, sagt Wiesner und gibt seiner Stimme einen beruhigenden Klang. »Im Moment fehlen uns noch viele Fakten, aber diese Puzzleteilchen werden sich in den nächsten Tagen schon noch zusammenfügen, davon gehen wir zumindest aus. Uns geht es zunächst vor allem um eine lückenloser Rekonstruktion der Ereignisse vor dem Verschwinden des Mädchens.«

»Hm«, macht Sophie, die immer noch völlig gefasst wirkt, während ich mich in einem Strudel des Unwirklichen befinde, und es *überhaupt* nicht fassen kann, das Mia tot sein soll. Geborgen aus dem Felsspalt im Wald, von einem Nachbarn, vermutlich Tage, nachdem sie da hineingefallen ist. Ich begreife es nicht. Sie kannte die Gegend doch, sie wusste, wie gefährlich es war, da oben herumzuklettern. »Dann war Mias Tod also ein Unfall?«, fragt Sophie. »Sie ist oben auf den Felsen herumgeklettert und ...«

»Zum gegenwärtigen Zeitpunkt haben wir uns diesbezüglich noch nicht festgelegt«, sagt Wiesner. Professionelles Ausweichen, denke ich. Sophie irrt sich also. Wenn die Polizisten glauben würden, Mia wäre von allein da reingefallen, wären sie jetzt nicht hier und würden die gesamte Nachbarschaft befragen. Obwohl wir das ja gar nicht wissen können, denn im Moment befragen sie lediglich uns, und wären sie vorher – beispielsweise – bei Vivian Lasalle aufgetaucht, hätte das Sophie noch in der Minute erfahren, in der sie Vivians Haus wieder verlassen hätten.

Shit.

»Da wir aber auch ein Gewaltverbrechen momentan nicht einhundertprozentig ausschließen können, wollen wir unsere Untersuchungen zeitnah voranbringen. Solange die Spuren noch frisch sind, sozusagen. Sie verstehen.«

»M-hm«, macht Sophie.

»Zur Stunde befasst sich unser Team des kriminaltechnischen Erkennungsdienstes mit der Fundstelle, anschließend wird es weitere forensische Untersuchungen geben, auch am Körper des Mädchens.« Bewundernswert, wie Wiesner diesen ganzen Fachjargon runterspult. Klar, das ist sicher nicht seine erste Leiche, und er kannte Mia ja auch nicht persönlich. Für einen Moment muss ich an Neumann denken, wie der sich jetzt fühlen muss. Nachdem er seine Tochter zum letzten Mal sah, während sie stritten. Und zwar so laut, dass es sogar die Jensens nebenan mitbekamen. Nachdem ihm Mia auf den Kopf zugesagt hatte, dass sie abhauen will. Weil ich ihr eingeredet habe, das wäre vielleicht gar keine so schlechte Idee. Zumindest ist es das, was Neumann ja anscheinend glaubt.

Wiesner wendet sich an mich. »Sie waren persönlich mit Mia Neumann bekannt?«

»Ich bin ihre ...« Ich setze ab, muss kurz durchatmen. Habe selbst dabei Angst, die falschen Signale zu senden. Und ich bin noch völlig durch den Wind. Kapiere es einfach nicht. »Ich *war* ihre Lehrerin.«

»Hm«, sagt Wiesner. »Wir wurden darüber informiert, dass Sie ein besonderes Vertrauensverhältnis mit Mia hatten, was können Sie uns darüber sagen?«

Darüber informiert? Was zur Hölle soll das denn heißen? Wer hat sie denn darüber *informiert*, wenn sie noch mit keinem der anderen Nachbarn gesprochen haben? Aber auch dafür gibt es eine Möglichkeit, und zwar *genau* eine. Neumann.

»Könnten *Sie* uns bitte erst einmal erläutern, was genau Sie mit Vertrauensverhältnis meinen?«, mischt sich Sophie ein. Sie klingt total freundlich, erhebt nicht mal die Stimme, aber die Botschaft kommt dennoch an, das ist Wiesner deutlich anzusehen. Wir werden uns nicht an der Nase herumführen lassen. Nicht von diesen beiden, nicht von Neumann. Nicht von irgend jemandem.

Wiesner wendet ihr nicht einmal den Kopf zu, er sieht mich nur einfach weiter unverwandt an, als er sagt: »Es gibt ein Video, dass Sie beide in einem vertraulichen Gespräch zeigt, Frau Stratmann. Im Wald, auf einer Lichtung, unweit des Fundorts von Mias Leiche. Ist das soweit korrekt?«

Ich nicke zögernd. Wieso fragt er das überhaupt, wenn er das Video bereits gesehen hat? Und noch etwas: Wiesner hat gelogen. Wir sind nicht die ersten, mit denen er über Mia spricht, natürlich nicht. Vorher hat er sich

ausführlich mit ihrem Vater unterhalten, was ja nur logisch ist. Und höchstwahrscheinlich der Grund dafür, dass die Polizei direkt als Nächstes bei uns auftauchte. Neumann hat die beiden quasi hergeschickt, so muss es gewesen sein. Und zwar, indem er ihnen dieses verdammte Video gezeigt hat.

»Gut. Glauben Sie, Sie könnten uns bei Gelegenheit einmal zu der Stelle im Wald führen, an der das Gespräch stattgefunden hat?«

»Klar«, sage ich. »Ich denke schon.«

»Sehr schön. In dem Video sieht man außerdem, wie Sie beide sich umarmen. Können Sie uns sagen, worum genau sich Ihr Gespräch gedreht hat?«

Wiesners Kollege zieht einen kleinen Schreibblock und einen billigen Plastikkugelschreiber aus der Innentasche seines zerknautschten Sakkos und beginnt damit, eifrig auf dem Papier herumzukritzeln. Dabei achtet er darauf, dass ich nicht sehen kann, was er schreibt.

»Es ging um ihren Vater«, erkläre ich zum gefühlt hundertsten Mal, und jetzt, das wird mir mit einem Anflug von Entsetzen klar, muss ich auch keine Rücksicht mehr auf Mias Bitte nehmen, ihre Sorgen für mich zu behalten. Sie wird sich zu dem Sachverhalt nicht mehr äußern. Oder zu irgend etwas. Ihre Sorgen sind vorüber, für immer. »Sie hat sich mir anvertraut, weil er sie unter Druck gesetzt hat.«

»Inwiefern?«

»Er war mit ihren schulischen Leistungen nicht zufrieden.«

Der schnauzbärtige Kompagnon kritzelt, was das Zeug hält.

»Und hat sich Herr Neumann diesbezüglich auch einmal an Sie gewandt? Wegen der Leistungen seiner Tochter, meine ich.«

Hurra, endlich mal eine halbwegs vernünftige Frage – noch dazu eine, die mir bisher keiner zu dem Thema gestellt hat, Hut ab! Ich verneine.

»Verstehe«, sagt Wiesner. »Und wieso dann ausgerechnet ein geheimes Treffen im Wald?«

Ich zucke mit den Schultern. »Das war Mias Wunsch. Ich kann nur vermuten, dass sie nicht wollte, dass einer von den anderen Schülern mitbekommt, dass wir über private Dinge reden.«

»Weil sie Angst hatte, ihr Vater könne davon erfahren?«

Diese Frage gefällt mir regelrecht. Weil ich das nämlich durchaus glaube, ja. Also nicke ich wieder.

»Allerdings erreichte sie damit offenbar genau das Gegenteil«, sinniert Wiesner, und entblödet sich auch nicht, sich dabei nachdenklich an der Schläfe zu kratzen. Als Schauspieler ist der Kerl jedenfalls eine Niete. »Denn jemand hat Sie beide nicht nur gesehen, sondern es auch noch auf Video festgehalten und, wie wir erfahren haben, im Internet verbreitet, sodass schließlich auch Mias Vater davon erfuhr.«

Ja, denke ich. Falls er nicht selbst derjenige ist, der das Video gedreht hat. Im Moment schließe ich gar nichts mehr aus.

»Haben Sie eine Idee, von wem das Video stammt?«, fragt Wiesner, als habe er meine Gedanken gelesen. »Wer sich da im Wald hinter einem Baum versteckt haben könnte, um sie beide zu filmen?«

»Keine Ahnung«, sage ich. Wie er das so sagt, klingt es verdammt nach einem Voyeur. Bloß pflegen Voyeure ja in aller Regel andere Leute beim Sex zu beobachten. Und nicht bei harmlosen Unterhaltungen.

»Was mir ein wenig Sorgen macht«, fährt Wiesner fort und legt die Stirn in Falten – vermutlich für den Fall, dass ich nicht weiß, wie jemand aussieht, der sich Sorgen macht. »Was mir ein wenig Sorgen macht, Frau Stratmann, ist, dass Mia sich auf dem Video regelrecht von Ihnen loszureißen scheint, und dann davonstürmt. Sie sieht dabei ziemlich aufgewühlt aus. Es fällt mir irgendwie schwer, das mit dem in Einklang zu bringen, was Sie sagen. Häusliche Probleme. Ich meine ...«

»Sie meinen, ob ich vielleicht mit meiner Schülerin gevögelt habe?«, bin ich versucht, ihm an den Kopf zu werfen, aber ich nehme mir ein Beispiel an Sophie und schweige. Doch die Spannung des Unausgesprochenen hängt nun zwischen uns in der Luft wie der Geruch von verbranntem Toast. Lediglich Wiesners schnurrbärtiger Kollege scheint davon nichts mitzubekommen. Er scheint weiterhin brav jedes einzelne Wort mitzuschreiben. Vielleicht kritzelt er aber auch nur Strichmännchen in seinen Block, wer weiß.

»Es ging noch um etwas anderes«, sage ich.

Das Kratzen des eifrig kitzelnden Kulis auf dem Schreibblock des Schnurrbärtigen verstummt abrupt, alle schauen mich jetzt an. Oho, denke ich, das sind offenbar Neuigkeiten für euch alle. Und ja, auch für Sophie, der ich dieses Thema eigentlich hatte ersparen wollen. Verdammt, sie hat sich so gefreut auf Élysée, das wollte ich ihr nicht kaputtmachen. Aber ich möchte uns beiden vor allem ersparen, dass diese Polizisten unser Haus mit

neuen Fragen im Kopf verlassen, womöglich sogar mit Verdächtigungen. Das wäre noch schlimmer. Besonders nach der Sache damals in Frankreich.

Also plaudere ich das Geheimnis aus, das mir eine meiner Schülerinnen anvertraut hat, die nun tot ist. Ich komme mir ausreichend schäbig dabei vor, aber leider ist das nun nicht mehr zu ändern. »Mia erzählte mir, dass sich einige ihrer Mitschüler manchmal am Felsen treffen, um ... nun ja, Party zu machen«, sage ich.

»Moment«, hakt Wiesner ein, während sein stummer Kollege wieder wie verrückt zu kritzeln beginnt. »Meinen Sie den Felsen im Wald, wo Mia aufgefunden wurde?«

»Ich nehme an, dass sie diesen Felsen meinte, ja«, sage ich. »Sophie und ich wohnen noch nicht allzu lange hier und ich weiß nicht, ob es möglicherweise noch einen anderen Felsen im Hamstetter Forst gibt. Aber falls nicht, dann meinte sie wohl diesen.«

»Okay, und was genau passierte dort, bei diesen Partys?«

»Laut Mia das Übliche«, versuche ich auszuweichen. »Ein bisschen Musik, Alkohol, die erste heimliche Zigarette. Pärchentreffen bei Nacht, solche Sachen. Die Stelle war ziemlich beliebt, weil sie so abgelegen ist.«

Wiesner denkt darüber nach, scheint regelrecht auf dem Gedanken herumzukaufen wie auf einem Stück Süßholzwurzel. Seinem Magen scheint es allerdings nicht so recht zu bekommen. Er verzieht das Gesicht, als habe er gerade übel aufgestoßen, und fragt dann: »Und Sie sind sicher, dass sie damit ihre Mitschüler meinte?«

»Wen denn sonst?« Klar, der Hamstetter Forst ist ein öffentlich zugängliches Waldgebiet, bloß wohnt ja kaum jemand außer den Bewohnern von Élysée in der Nähe, von Simon in seinem einsamen Forsthaus einmal abgesehen. Und viele Touristen habe ich da während meiner Laufrunden auch noch nicht gesehen. Und schon gar nicht kann ich mir vorstellen, dass Gruppen fremder Jugendlicher dort hinpilgern. So toll ist der Felsen nun auch wieder nicht.

»Okay«, sagt Wiesner. »Aber das erklärt in meinen Augen immer noch nicht die starke emotionale Reaktion Mias Ende Ihres Gespräches, die man auf dem Video sehen kann.«

»Nun«, sage ich. »Wenn ich Mia richtig verstanden habe, ging es bei diesen Partys nicht immer nur um Alkohol.«

Wiesners Augenbrauen steigen in die Höhe, ganz langsam. »Drogen? Wollen Sie etwa behaupten, dass die Schüler dort Drogen konsumiert

haben? Schüler wie Mia Neumann?»

»Ich behaupte gar nichts«, sage ich. »Ich gebe lediglich wieder, was Mia mir gegenüber angedeutet hat. Als ich versuchte, mehr zu erfahren, schien sie allerdings zu bereuen, mir überhaupt so viel verraten zu haben, und rannte davon. *Das ist auf dem Video zu sehen.*«

Ich höre, wie Sophie den Atem einsaugt. Ganz leise, aber trotzdem. Mist.

»Verstehe«, sagt Wiesner, und wirkt mit einem Mal ganz kühl, richtiggehend abweisend. »Und irgendwelche Beweise für diese angeblichen Drogenorgien bei den Felsen haben Sie nicht zufällig?«

»Ich sagte doch schon, das ist lediglich das, was Mia mir erzählt hat. Ich habe keine polizeiliche Untersuchung angestellt. Aber das wäre dann ja auch Ihre Aufgabe, nicht?« Ich grinse innerlich über meine spontane Schlagfertigkeit. Willkommen zurück, Tigerin.

Wiesner teilt meine Begeisterung leider nicht. Er sagt nichts dazu, aber er sieht mir nun nochmals eindringlich in die Augen. Dann greift er in die Innentasche seines Jacketts und holt ebenfalls ein Notizbuch heraus. Wollen die beiden jetzt etwa um die Wette schreiben? Offenbar nicht, denn Wiesner zückt keinen Stift, während sein Kollege sich den rechten Zeigefinger anleckt, umblättert und eifrig weiterschreibt.

»Das hier ist das Tagebuch von Mia Neumann«, sagt Wiesner mit einer Stimme, die ein wenig an einen Bühnenzauberer denken lässt. *Das sind meine Hände, liebes Publikum. Wie Sie sehen, sind sie vollkommen leer. Doch jetzt passen Sie auf und sehen Sie genau hin!* »Ihr Vater hat es uns vorhin zukommen lassen, er hatte es ein paar Tage zuvor in ihrem Zimmer gefunden.«

So ein Zufall, dass Neumann ausgerechnet jetzt einfällt, dass es dieses Tagebuch gibt, denke ich. Aber auch das könnte ein Grund für den lautstarken Streit gewesen sein, und das wäre ja wohl überaus verständlich. Ich hätte meinen Vater damals umgebracht, wenn er es gewagt hätte, in meinen Sachen zu schnüffeln, noch dazu in meinem Tagebuch. Bloß hatte ich in dem Alter gar keines, und wenn ich eines gehabt hätte, dann hätte es meinen Vater ganz sicher nicht interessiert. Es sei denn, es hätte eine Wunderkur für todkranke Apfelbäume dringestanden. Der Gedanke, dass Mia sich in Zeiten von Apps und Tablets und all den anderen digitalen Möglichkeiten dafür entschieden hat, ein altertümliches Tagebuch aus Papier zu führen, lässt mich wehleidig lächeln. Aber auch nur, weil immer

noch nicht richtig zu mir durchgedrungen ist, worüber wir uns hier die ganze Zeit unterhalten. Mia ist nicht mehr da. Ein Mädchen von gerade siebzehn Jahren, und die Polizei glaubt nicht an einen Unfall. Meine Schülerin, die mir vertraut und sich mir geöffnet hat. Und jetzt ist sie tot, und vielleicht sogar ermordet.

»In ihrem Tagebuch schreibt sie viel von Ihnen«, sagt Wiesner. »Bewundert Sie für Ihre Fähigkeiten als Lehrerin, und dafür, dass Sie so offen mit Ihrer Sexualität umgehen.«

»Wie bitte?«

»Also, ich meine, Ihre ...« Wiesner, ein paar Augenblicke vorher noch der beherrschte Profi, gerät nun sichtbar außer Tritt. »Also, Ihre Ehe. Mit einer anderen Frau. Das meinte ich.«

»Und das führt sie direkt zu uns, weil ...?«, mischt sich Sophie ein. Dabei ist sie ganz ruhig, lächelt ihn amüsiert an, weil er sich jetzt windet wie ein Wurm am Haken. Aber innerlich kocht sie, das merke ich ihr deutlich an.

»Kein Grund«, sagt Wiesner. »Wirklich nicht, wir werden auch die anderen Nachbarn befragen, aber ...«

»Aber zuerst natürlich uns, die Lesben. Herrn Neumann hat nicht besonders gefallen, was er da im Tagebuch seiner Tochter gelesen hat, oder?«

Wiesner schweigt betreten.

Sophie lächelt ihn an. »Das dachte ich mir. Haben Sie dann sonst noch irgendwelche Fragen an uns?«

Wiesner verneint, und dann treten er und sein Kollege hastig den Rückzug an. Eins zu Null für Team Stratmann, denke ich. Nachdem sie unser Haus verlassen haben, sehen wir ihnen gemeinsam durch das Display der Klingelanlage nach. Wir halten Händchen dabei. Die Polizisten bewegen sich schnurstracks auf unser Gartentor zu, das der Schnurrbärtige seinem Kollegen mit übertriebener Vorsicht öffnet, als hätte er Angst, er könne das solide Eisentor beschädigen. Dann treten er und Wiesner hindurch, das Gartentor schließt sich wieder hinter ihnen, rastet ein, und sie stehen draußen auf der Straße.

Sophie schaltet um auf die Außenkamera. Wiesner wirft einen ausdruckslosen Blick in die linke der beiden versteckten Kameras, die über dem Tor hängen, dann bewegen sie sich auf einen weißen Audi älteren Baujahrs zu, steigen ein und fahren davon.

»Ich werde Schlesinger anrufen«, sagt Sophie entschieden.

»Was?«, frage ich. »Wen?«

»Doktor Schlesinger ist unser Familienanwalt«, sagt sie. »Schon seit vielen Jahren. Ich will, dass er von dieser Befragung gerade erfährt, und mir sagt, was er davon hält. Und was wir gegebenenfalls dagegen unternehmen können.«

»Was willst du denn unternehmen?«, frage ich. »Und wogegen?«

»Ach, ich weiß nicht. Vielleicht eine Dienstaufsichtsbeschwerde einreichen? Das, was diese beiden Herren hier gerade abgezogen haben, war ja wohl jenseits des guten Geschmacks, meine Liebe. Das grenzte schon an Belästigung, findest du nicht? Neumann deutet mit dem Finger auf uns, und sie kuschen. Das können die nicht machen. Nicht mit uns.«

Ich zucke mit den Schultern. Ich glaube nicht, dass man die beiden wegen ihres Übermaßes an Taktgefühl hergeschickt hat. Man hat sie, verdammt noch mal, hergeschickt, weil Mia Neumann gerade tot aufgefunden wurde, nachdem sie tagelang verschwunden war. Und weil ihr Vater offenbar glaubt, ich hätte mit der ganzen Sache irgendetwas zu tun. Und das, so wird mir mit Bestürzung klar, könnte bedeuten, dass es inzwischen noch viel mehr Leute in Élysée geben könnte, die das glauben.

Als mir all das mit voller Wucht bewusst wird, sacken mir tatsächlich die Beine weg, aber Sophie, wie immer die Stärkere von uns beiden, hält mich. Drückt mich an sich, und ich lasse es zu. Lasse mich fallen, atme tief den Duft ihres Parfums und ihrer Haut ein, kuschele mich an sie. Mein Fels in der Brandung, meine Festung, das ist sie.

Flüsternd frage ich: »Was glaubst du, was Mia da alles reingeschrieben hat in ihr Tagebuch? Glaubst du, es könnte, ich weiß nicht ... mich irgendwie belasten?« O Gott, wie das klingt.

Sophie streicht mir nur sanft übers Haar. »Weißt du, Liebes, kleine Mädchen schreiben allen möglichen Unsinn in ihre dummen, kleinen Bücher. Mach dir also keine Sorgen.«

Aber das mache ich. Immerhin begann auch unsere gemeinsame Geschichte mit einem solchen Eintrag in ein dummes, kleines Buch. Und einem entsetzlichen Geheimnis, das tief vergraben in unserer Erinnerung weiterlebt, und das noch heute an mir nagt. Manchmal, wenn ich mitten in der Nacht erwache, und die Lippen ganz fest aufeinanderpresse, um nicht laut schreien zu müssen. Dann, wenn ich daran denken muss, was damals in Frankreich passierte.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 25

Das schönste und wichtigste aller Dinge ist die wahre Liebe.  
Doch alles im Leben hat einen Preis, und die schönsten Dinge haben die  
schrecklichsten Preise, denn um sie zu gewinnen, muss man bereit sein,  
alles zu geben. Bis zum Letzten, bis zum Tod.  
Denn die wahre Liebe ist jeden Preis wert – selbst den des Lebens selbst.

– Sophie Stratmann

---

**D**ie junge Frau hatte eine Zeitlang in Paris gelebt, und sich dort sehr wohl gefühlt. Sie hatte Partys besucht, in Ateliers und in Chateaus genächtigt, hatte gelacht und geliebt und getrunken, immer in bester Gesellschaft, und immer im Übermaß. Schließlich war sie jung. Und dennoch hatte sie noch immer nicht gefunden, wonach sie suchte.

Eines Tages hatte sie der lachenden Stadt und dem Trubel den Rücken gekehrt, im Juni, bevor die Hitze und der Smog sich auf die uralte Stadt an der Seine herabsenken würden wie eine schwere Wolldecke, und hatte getan, wozu ihr die erfahrenen unter ihren Freunden geraten hatten.

Sie hatte die Flucht angetreten aufs Land, wo es schattige Obstthaine gab und freundliche, bodenständige Menschen, die Obst und Käse und Wein verkauften, den man so nicht bekam in der Stadt. Hier würde sie endlich die Ruhe finden, um ihr Buch zu schreiben, das nahm sie sich fest vor. Sie würde damit beginnen, ihre Gedanken und Eindrücke von Land und Leuten

festzuhalten, und die Geschichte, da war sie sicher, würde sich dann schon von ganz allein daraus ergeben. In der Stadt hatte sie sich einen Montblanc-Füllfederhalter besorgt, und ausreichend Tinte dazu. Sie würde in ein ledergebundenes Buch schreiben, würde dem Fließen ihrer Handschrift zusehen, während sich Seite um Seite mit Worten füllte, und die Kreativität aus ihr herausfloss direkt auf das Papier.

Sie hatte auch schon eine Idee für den Titel ihres Buch, es sollte um Rosen gehen und deren gefährliche Dornen. Ein Symbol für die Höhen und Tiefen Liebe. Die Aussicht auf Gefahr, die ein Ziel erst erstrebenswert machte. Ein Symbol, das jeder sofort verstehen würde.

Auf dem Land fand sie endlich das wahre Frankreich, das sie so lange im Trubel der Großstadt vergeblich gesucht hatte, fand es abseits der Touristenmetropole, während sie allein in einem gebrauchten Kleinbus über staubige, löchrige Landstraßen fuhr. Sie fuhr, bis sie keine Lust mehr zum Fahren hatte, und hielt an, wo es ihr gefiel. Dort zückte sie ihr Notizbuch und schrieb mit dem schönen Federhalter schöne Worte auf das edle Papier, und die Welt war voller Wunder, und sie war im Einklang mit sich selbst, und die Worte sprudelten nur so aus ihr hervor.

Manchmal schlief sie unter freiem Himmel. Millionen Sterne über ihr und ringsum keine Menschenseele. Das, fand sie, war das wahre Leben, doch auch die Einsamkeit verliert nach einer gewissen Zeit ihren Reiz, und die Stille und das ungebundene Leben auf der Straße, und die Worte, die man in das Büchlein kritzelt, bekommen einen schalen Beigeschmack, so als versuchten sie vergeblich, sich zu einer Geschichte zu verbinden. Einer Geschichte, die zu erzählen sich lohnte.

Doch manchmal kam es der jungen Frau so vor, als seien all die schönen Worte nur Fassade.

Und dahinter gar nichts weiter.

Jedoch zögerte die junge Frau, nach Paris zurückzukehren, zu ihren Freunden und den lauten Partys und der Hektik in der Metropole. Sie fürchtete, dann könne sie vielleicht erst recht die Lust am Schreiben verlieren, vielleicht sogar für immer. Der Zufall kam ihr zu Hilfe, und traf die Entscheidung für sie, als sie am Rande irgendeiner staubigen Landstraße stand, ein rostfleckiges Radkreuz in der Hand, weil sie sich den rechten Vorderreifen mit einem spitzen Stein am Wegesrand aufgeschlitzt hatte.

Das nächste Problem, so stellte sie fest, bestand darin, dass sie sich von dem windigen Autoverkäufer in Paris einen Wagen hatte aufschwätzen lassen, dessen Ersatzrad leider ebenfalls bereits einen Platten hatte. Ihr blieb wohl wenig übrig, als einen Pannendienst zu rufen, wenn sie nicht auf drei Reifen zurück in die Stadt holpern wollte, was dem Fahrzeug vermutlich den Rest gegeben hätte. Also zückte sie ihr Handy und rief eine Notrufnummer in der Nähe an, und konnte die gierige Vorfreude des Kerls vom Pannendienst aus dessen Stimme heraushören, als sie ihm erklärte, sie habe keine Ahnung, wo genau sie sich befinde, nur, dass sie irgendwo auf der Landstraße zwischen Angerville und Toury festsäße mit einem Platten und keinem funktionierenden Ersatzrad. Der Kerl würde ein Vermögen verdienen an ihrem Unglück.

Aber daran ließ sich nun nichts ändern, also warf sie das rostige Radkreuz neben das platte Ersatzrad in den Staub und setzte sich an den Straßenrand, um auf den Mann vom Pannendienst zu warten. Schon kurze Zeit später bemerkte sie eine Staubwolke am Horizont und sah verwundert auf die Uhr. Tatsächlich waren seit ihrem Telefonat noch keine zehn Minuten vergangen und so, wie sich der Mann mit dem Abschleppwagen angehört hatte, würde er in frühestens zwei Stunden hier sein. Was vermutlich eher vier Stunden bedeutete, denn französische Pannendienste waren nicht eben für ihre Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit bekannt.

Es war nicht der Pannendienst, sondern ein weinroter Peugeot, der sich ihr näherte, ironischerweise in einem Zustand, der ihren eigenen Wagen praktisch als fabrikneu erscheinen ließ. Der rostfleckige Peugeot bremste ab und ein junger Mann leierte die Scheibe herunter: »Besoin d'aide? – brauchen Sie Hilfe?«

Sie antwortete, dass Hilfe bereits unterwegs sei, und betrachtete den jungen Mann. Ein hübscher Bursche, ganz nach französischer Art. Braungebrannt, die Ärmel aufgekrepelt, das Hemd fast bis zum Bauchnabel geöffnet, von schlanker Gestalt, aber mit sehnigen Muskeln, die man nur von echter Arbeit bekommt. Lockiges, dunkles Haar fiel ihm keck in die Stirn, er besaß ein Paar fröhlich blitzender Augen. Ein attraktiver junger Mann, und die Frau musste ein wenig grinsen, weil die Situation gerade dabei war, in ein Klischee aus einem billigen Sexfilmchen abzugleiten. Oder beinahe.

Der junge Mann interpretierte ihr Lächeln indes falsch und öffnete die Tür seines Peugeots. Dann stieg er aus, warf seine Zigarettenkippe fort und

schüttelte sich eine neue aus der Schachtel. Er hielt ihr die Schachtel hin, und sie nahm eine.

Gauloises, filterlos.

Er gab ihr Feuer.

Die Zigarette schmeckte würzig und stark, wie das Land ringsum. Die Sonne knallte auf sie hinab, und sie spürte den Schweiß unter ihrem T-Shirt kitzeln. Sie sog den Rauch tief in die Lungen.

Schenkte ihm ein Lächeln.

Und versicherte ihm dann nochmals, dass Hilfe bereits auf dem Weg sei. Der junge Mann winkte ab, wollte davon nichts wissen. Sagte: »Pah, der Pannendienst. Da stehen Sie morgen noch hier, Mademoiselle.« Spuckte aus, auf den Pannendienst, vermutlich, und vermutlich zu Recht. Ihr gefiel, dass er sie Mademoiselle genannt hatte, ein gut erzogener Bursche vom Land. Ein Bursche, in den sich ein einsames Mädchen Hals über Kopf hätte verlieben können.

Aber sie natürlich nicht, da bestand ja gar keine Gefahr.

Ihr fiel eine schmale silberne Kette auf, die er um den Hals trug, mit einem kleinen Kruzifix daran, halb verdeckt von seiner behaarten, muskulösen Brust. Der Herr Jesus, verloren gegangen im dichten Dschungel, na sowas.

Er hielt ihr die Hand hin. Eine kräftige Arbeiterhand, die sie gern ergriff. Sagte, er heiße Mathieu. Sie sagte, sie heiße Sophie, und sie begannen, sich zu duzen, während sie weiterrrauchten und sich unterhielten. Wo sie herkomme, wollte er wissen, und vermutete Deutschland, obgleich er ihr Französisch lobte. »In Paris«, sagte er, »würdest du damit glatt durchkommen, aber die Leute hier, sie reden anders. Ihr eigenes Kauderwelsch, verstehst du?«

Sophie sagte, dass sie das verstehe.

Er sagte, er sei Künstler und bemerkte, dass sie in die gleiche Richtung unterwegs sein müssten, schon mal zwangsläufig, weil die Landstraße, auf der sie hier herumstanden, nun mal nur von Angerville nach Toury und zurück führte, abgesehen von ein paar Abfahrten zu irgendwelchen Bauernhöfen, und wie ein Bauer oder Schweinezüchter sähe sie ja nun nicht gerade aus.

Sie stimmte ihm zu und sagte, sie sei Studentin, oder so etwas Ähnliches.

»So etwas Ähnliches?«, fragte er interessiert.

»Ich studiere vor allem das Land und die Leute«, sagte sie, und jetzt, wo sie es ausgesprochen hatte, kam es ihr beinahe etwas großspurig vor. Ihm offenbar nicht. Er nickte nur und sagte, das fände er gut.

Als sie fertig mit der Zigarette waren, schlug er vor, sie solle ihr Gefährt hier stehen lassen, und sich von ihm nach Toury fahren zu lassen. Als sie zögerte, fügte Mathieu hinzu, er kenne da einen Automechaniker, der sei ein echter Fuchs, und ein Freund von ihm. Der könne ihren Kleinbus abschleppen und reparieren, in Nullkommanichts. Er, Mathieu, würde höchstpersönlich dafür sorgen, dass sie dafür einen Freundschaftspreis bekäme.

Warum nicht, dachte Sophie, immerhin war sie hier, um Land und Leute kennenzulernen, und Mathieu wirkte nun wirklich nicht gefährlich. Nicht mit diesen fröhlichen blauen Augen, die unter seinen schwarzen Locken hervorblitzten, und der ehrlichen, sonnengebräunten Haut und dem alten, rostfleckigen, weinroten Peugeot. Also sagte sie, das sei sehr nett von ihm, und fragte, ob es in Toury auch ein Hotel gäbe, in dem sie übernachten könne, bis ihr Wagen wieder flott sei.

Da lachte Mathieu: »Natürlich wirst du nicht in einem Hotel wohnen, sondern bei uns. Als unser Ehrengast aus Deutschland.«

»Bei uns?«, fragte Sophie skeptisch.

»Ja«, versicherte Mathieu. »Bei mir und meiner Freundin. Sie heißt Emma und sie kommt ebenfalls aus Deutschland. Sie wird dir gefallen.«

## KAPITEL 26

**H**aupthauptkommissar Kai Wiesner starrt auf die ausgedruckte Fallakte vor sich auf der Schreibtischplatte.

Er hat die einzelnen Seiten zu kleinen Stapeln angeordnet, viel ist es nicht bisher, was sie haben, aber das wird sich in den nächsten Tagen noch ändern. Vielleicht wird sich auch herausstellen, dass doch alles nur ein Unfall war. Dass das Mädchen leichtsinnigerweise da oben auf dem Felsen herumgekraxelt und abgerutscht ist. Allem Anschein nach nachts, in der Dunkelheit, mutterseelenallein, wen würde das da wundern?

Man hat das Handy des Mädchens inzwischen ebenfalls aus der Felsspalte geborgen. Offenbar ging es bei dem Sturz kaputt, um genau 19:40 Uhr - somit ein theoretisch möglicher Zeitpunkt für den Tod des Mädchens, und ein Ansatzpunkt, falls sie sich in der Lage wiederfinden sollten, Alibis von möglichen Verdächtigen überprüfen zu müssen.

Man muss sich das vorstellen, da klettert das Kind mutterseelenallein auf diesen Felsen mitten im Wald herum, nachdem sie zuvor wütend aus dem Haus ihres Vaters fortgerannt ist. Nach einem heftigen Streit, den Nachbarn zufolge. Keine schöne Vorstellung, aber immerhin eine plausible. Wiesner hat sich das selbst angesehen, den Felsen, ist sogar ein Stück raufgeklettert. Bis ganz nach oben, wo der Zeuge – er wirft einen Blick auf den Stapel mit den Aussagen – wo der Zeuge namens Phillip Lasalle sie hat in der Spalte liegen sehen. Auf dem Grat entlangzugehen wie dieser Lasalle, das hat er sich dann doch nicht getraut. Das wäre der Lacher schlechthin, wenn sie ihn als nächsten da rausziehen müssten. Absperren sollte man das Gelände, aber vermutlich würde es das für die Kids nur noch attraktiver machen.

Wiesner kennt das von seinen eigenen Kindern. In dem Alter halten sie sich für unbesiegbar, und für unsterblich sowieso. Keine schöne Vorstellung, wie die Lehrer ihnen nun beibringen müssen, dass Mia Neumann nicht mehr an die Schule kommen wird, nie wieder. Kleine Erinnerung an die unausweichlichen Fakten des Lebens, denkt er bitter. Erinnerungen, auf die wir alle lieber verzichten würden, aber sich damit zu befassen, ist nun mal sein Job.

Sein Job wäre wesentlich leichter, wenn sich beweisen ließe, dass das Mädchen tatsächlich allein unterwegs war, als es starb, so traurig das auch sein mag. Besonders der Teil seines Jobs, an dem er seinem Vorgesetzten das endgültige Ergebnis seiner Untersuchungen mitteilen muss – weil dieser Vorgesetzte zufällig ein dicker Busenfreund von Herrn Staatsanwalt Neumann ist, dem Vater des verstorbenen Mädchens. Was allerdings auch bedeutet, dass Wiesner jeden Stein – oder eben jedes Blatt Papier – zweimal wird umdrehen müssen, bis die Sache lückenlos aufgeklärt ist. Über jeden Zweifel erhaben, wie es so schön heißt. Was macht es da schon, wenn ein paar seiner anderen Fälle dann ein bisschen länger herumliegen müssen?

»Also, ich fasse mal zusammen«, verkündet er dem Zimmer. Schröder, der ihm gegenüber an seinem Schreibtisch sitzt, schweigend wie meistens, starrt ihn aus müden Augen an. »Dieser Kerl, der sie gefunden hat, Phillip Lasalle, hat natürlich erst einmal die gesamte Nachbarschaft zusammengerufen, als er das Mädchen da in dieser Spalte liegen sah. Durchaus verständlich, aber leider hat das auch alle einigermaßen verwertbaren Spuren am Auffindeort unbrauchbar gemacht, sagt die Spurensicherung. Alles völlig zertrampelt dort, soweit also schon mal komplette Fehlanzeige. Gleiches übrigens auf dem Parkplatz, wo Neumann die Leute zusammengetrommelt hat. Da gab's nur ein einziges Paar Reifenspuren, die tiefer in den Wald führen.«

»Aha«, sagt Schröder, ohne eine Spur von Interesse erkennen zu lassen.

»Diese Spur gehört zu dem Wagen eines Lehrers aus der Gegend, einem gewissen Simon Schwarz. Der wohnt da im Wald, im ehemaligen Forsthaus. Ist wohl sein Arbeitsweg zur Schule, also klar, dass er da Spuren hinterlässt.«

»Kannte er Mia Neumann?«

»Davon ist auszugehen. Er unterrichtet an der Schule, an die sie ging.«

»Na sowas«, sagt Schröder. »Wollen wir den nicht befragen?«

»Klar, das sollten wir machen«, sagt Wiesner. »Bloß geht das im Moment nicht, ich war schon da, bei seinem Haus.«

»Und wieso?«

»Weil der Kerl nicht daheim ist. Offenbar im Urlaub, wie mir der Direktor der Schule sagte. Es sind ja Ferien seit heute.«

»Stimmt«, sagt Schröder, ohne mit der Wimper zu zucken. »Lehrer müsste man sein. Was haben wir noch?«

»Inzwischen ist der Bericht aus der Rechtsmedizin eingetroffen«, sagt Wiesner und fischt ein weiteres Stück Papier vom Schreibtisch. »Das Mädchen starb offenbar an einem schweren Schädeltrauma, sieh einer an. Nicht sehr überraschend.«

»Hm. Stammt das von dem Sturz in die Spalte?«

»Könnte sein, sagen sie, muss aber nicht.«

»Sehr aufschlussreich«, bemerkt Schröder lakonisch. Und er hat recht. Dass das Mädchen eine schwere Kopfverletzung hatte, an der sie höchstwahrscheinlich starb, das hätte auch noch ein Blinder mit Krückstock erkennen können. Die Fotos, die dem Bericht anhängen, sprechen eine so deutliche wie unappetitliche Sprache.

»Toxikologie?«, fragt Schröder.

»Schon interessanter«, antwortet Wiesner. »Spuren von Alkohol, etwa eine Flasche Bier, sagen sie. Und in ihren Haaren haben sie THC nachgewiesen. Können aber nicht genau sagen, wann sie das Marihuana konsumiert hat. Vermutlich innerhalb des letzten Monats.«

»Vermutlich.«

»Ja, großartig, diese Präzision, nicht? Dann hat das Mädel halt mal ab und zu mal einen Joint geraucht und ein Bier getrunken. Ihr Vater wird nicht gerade begeistert gewesen sein, falls er davon wusste. Ist jetzt aber auch nicht direkt ein Schwerverbrechen.«

»Aber schon ungewöhnlich«, brummt Schröder.

»Wie meinst du das?«

»Na ja, diese Kids. Allesamt Einserschüler. Elitegymnasium, und die Eltern haben Geld ohne Ende. Und dann treffen die sich zum Kiffen im Wald wie ...«

»Wie ganz *normale* Kids?«, schlägt Wiesner grinsend vor.

»Auch wieder wahr.«

»Und es passt zu dem, was diese Lehrerin gesagt hat, Emma Stratmann, geborene Wagner.«

»Die von dem Video?«

Wiesner nickt. »Genau die. Dein Namensgedächtnis ist mal wieder phänomenal, Kollege.«

Schröder zuckt mit den Schultern, das Gesicht weiterhin bar jeder erkennbaren Emotion. Wiesner drängt sich der Gedanke auf, dass auch sein Kollege vielleicht hin und wieder mal an einem Joint ziehen könnte, denkbar wäre es immerhin. Nun, das ist vermutlich nicht Wiesners Problem, solange er das nicht auf der Toilette hier im Revier macht. Immerhin ist Schröder nicht derjenige von ihnen, der sich vor ein paar Jahren beinahe ins Koma gesoffen hätte, nachdem ihn seine Frau verließ. Schröder war schlau genug, gar nicht erst zu heiraten.

»Was ist denn nun mit der Aussage dieser Lehrerin?«, will Schröder wissen.

»Na ja, die Spusi hat in der Nähe der Felsspalte tatsächlich jede Menge Bierflaschen und Rückständen von Joints gefunden, und ich nehme mal nicht an, dass die alle von Mia Neumann stammen. Außerdem drei Kondome, offenbar benutzt, aber schon älter.«

Schröder stößt ein angeekeltes Grunzen aus.

»Ja«, fährt Wiesner fort. »Und hier wird es interessant, denn außerdem fanden sie noch ein zerbrochenes Pfeifchen, die Rückstände darin werden gerade im Labor untersucht. Höchstwahrscheinlich handelt es sich dabei um Crystal Meth.«

»Ernsthaft?«, fragt Schröder skeptisch. »Diese reichen Kids sollen sich mitten im Wald dieses Zeug reingeballert haben? Ich meine, ein gepflegter Joint am Lagerfeuer ist eine Sache, aber das ...«

Wiesner nickt. »Wenn das stimmt, und die dort regelmäßig harte Drogen konsumieren, haben wir ein Politikum ganz anderer Art am Hals. Das könnte mächtig Ärger geben, die Eltern dieser Kinder werden davon überhaupt nicht begeistert sein. Und ich bin nicht scharf drauf, das dem Herrn Oberstaatsanwalt Neumann beibringen zu müssen, oder einem von den anderen Stinkreichen da hinter ihrem goldenen Gartenzaun.«

»Verstehe«, sagt Schröder, denkt kurz nach, dann: »Man hat ja bisher nichts von dem Zeug in Mia Neumanns Körper nachgewiesen, stimmt's? Das Meth, meine ich. Und wir wissen noch nicht mal, was genau in dem Pfeifchen war.«

»Korrekt«, sagt Wiesner.

»Warum behalten wir diese Information dann nicht erstmal für uns, hm? Ich meine, laufende Ermittlungen und das alles. Damit müssen wir nun wirklich nicht hausieren gehen im Moment. Zumindest, solange es nicht direkt etwas mit Mias Tod zu tun hat.«

Wiesner lässt sich das einen Augenblick durch den Kopf gehen. Malt sich die erzürnten Eltern aus, wie sie von ihm Rechenschaft fordern für die ungeheuerliche Behauptung, ihre minderjährigen Kids würden sich hin und wieder in den Wald verdrücken, um sich das Hirn mit gefährlichen Straßendrogen wegzuballern. Zumal sich das bis jetzt noch gar nicht einhundertprozentig sagen lässt. Es könnte wer weiß wer dort rumhängen und wer weiß was dort tun, und wer weiß was in dem Pfeifchen gewesen sein.

»Aber mir ist trotzdem verdammt unwohl bei der Sache«, erklärt Wiesner, und Schröder nimmt es schweigend zur Kenntnis, während er sich in seinem Bürostuhl zurücklehnt, der das mit einem ärgerlichen Knarzen quittiert. »Diese Typen sind mir allesamt nicht geheuer. Den ganzen Tag hinter Schloss und Riegel sitzen, sowas ist doch nicht normal.«

»Stimmt«, erwidert Schröder, und stößt ein glucksendes Lachen aus. »Das könnte man anderswo viel günstiger haben. Sogar auf Staatskosten.«

»Sehr lustig«, sagt Wiesner. »Aber mal ernsthaft, da muss man doch ein bisschen verrückt werden, wenn man so den ganzen Tag aufeinander hockt, und dazu überall die Wachleute und Kameras.«

»Schon möglich«, sagt Schröder nachdenklich. »Und jetzt?«

»Jetzt rütteln wir mal ein wenig an diesen goldenen Gitterstäben, fühlen ein paar Leuten auf den Zahn«, sagt Wiesner. »Selbst, wenn sich das dann doch alles in Wohlgefallen auflöst und die Kleine wirklich von allein da runtergestürzt ist. Ich will mir jedenfalls nicht anhören müssen, wir hätten bei dieser Sache nur untätig auf unseren Hintern rumgesessen.«

»Na, wie du meinst«, sagt Schröder, und lässt seinen Stuhl nach vorn schnippen, dann erhebt er sich geräuschvoll.

»Bloß sollten wir dabei dringend darauf achten, nicht den Falschen auf die Füße zu treten«, sinniert Wiesner. »Das hat mir der Chef vorhin ziemlich deutlich zu verstehen gegeben. Immerhin ist Neumann Oberstaatsanwalt, sagte er, und als solcher hat er einen verdammt langen Arm. Das Ganze sei eine *sensible Angelegenheit*, meint der Chef.«

»Schon«, wendet Schröder ein. »Aber er ist auch ein Vater, der gerade seine Tochter verloren hat. Ich nehme an, er möchte, dass wir dieser Sache

auf den Grund gehen und sie aufklären. So schnell und so gründlich wie möglich.«

Wiesner nickt düster. Genau das bereitet ihm nämlich solche Magenschmerzen. Schnell und gründlich haben sich seiner Erfahrung nach noch nie besonders gut miteinander vertragen. Aber bei irgendeinem Puzzlestück muss man nun mal anfangen.

Etwas beginnt auf Wiesners Schreibtisch zu summen, sein Handy, und als er auf das Display sieht, erkennt er die Nummer des Rechtsmediziners.

»Doktor Schierling«, seufzt Wiesner ins Telefon. »Was gibt's?«

»Neuigkeiten«, sagt Schierling am anderen Ende. »Die Sie natürlich heute noch per Mail erhalten, aber ich dachte, Sie würden sich über ein kleines Status-Update freuen, bevor es auf dem offiziellen Dienstweg bei Ihnen landet. Es geht um Mia Neumann.«

»Ich schulde Ihnen was, Doktor. Was gibt es also?«

»Die Frage ist vielmehr, was es nicht gibt an ihrer Leiche.«

»Doktor Schierling, ich bin nur sehr begrenzt in Laune für Ratespielchen im Moment.«

»Ist ja schon gut. Also. Wenn Sie in eine Schlucht fallen würden, was würden Sie dann tun, Herr Wiesner?«

»Keine Ahnung. Laut fluchen?«

»Vermutlich. Aber ich meine körperlich. Ich sag's Ihnen, Sie würden die Arme vorstrecken, um den zu erwartenden Aufprall mit den Händen abzufangen. Ist ein natürlicher Reflex, kaum zu verhindern.«

»Verstehe. Ja, vermutlich würde ich das tun. Und?«

»Nun, bei Mia Neumanns Leiche fehlen entsprechende Spuren an den Handinnenflächen und am Handballen, wo diese mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zu erwarten gewesen wären, wenn sie ...«

»Wenn sie noch am Leben gewesen wäre, als sie in die Schlucht stürzte«, vollendet Wiesner den Satz. Plötzlich spürt er Kopfschmerzen am Rande seiner Wahrnehmung heraufdämmern. Üble Kopfschmerzen.

»Richtig«, sagt Schierling. »Hinzu kommen ungewöhnlich kleine subkutane Blutergüsse an den Stellen, wo ihr Körper an der Felswand entlangschrammte. Man kann sowas natürlich nie mit hundertprozentiger Sicherheit sagen, aber Sie sollten wohl zumindest in Erwägung ziehen, dass Mia Neumann bereits tot war, als sie in die Schlucht stürzte. Den Rest finden Sie ja dann in meinem Bericht. Weidmann's Heil, Herr Wiesner.«

Dann macht es klick, Schierling hat aufgelegt, und damit hat sich Wiesners Hoffnung auf einen raschen und unkomplizierten Ausgang der Sache erledigt. Die Kopfschmerzen kriechen in seine Schläfen, als hätten sie vor, sich dort länger einzunisten.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 27

### EMMA

**D**en Morgen habe ich in unserem Fitnessstudio verbracht, denn Sophie wollte in die Stadt, wegen irgendwelcher Besorgungen, ich habe nicht genau hingehört. Mir gingen diese beiden Polizisten nicht aus dem Kopf, und das, was Neumann gesagt hat. Und das, was Sophie früher gesagt hat, über die Verbindungen des Herrn Oberstaatsanwalts zu den hiesigen Behörden, und wer weiß, zu wem noch.

Daher musste ich mich ablenken, und ein paar Runden im Pool hätten dafür einfach nicht ausgereicht. Ich habe mich verausgabt an den Geräten, bis der Schweiß in Strömen lief. Das half immerhin ein bisschen, für den Moment. Zumindest, bis mein Handy zu klingeln begann.

Ich ging ran, ohne zuvor auf das Display zu schauen.

Böser Fehler.

Wie sich herausstellte, kam der Anruf von einer Nummer aus Frankfurt, einer Festnetznummer, und wer ruft heutzutage noch von einem Festnetz an? Richtig, niemand. Außer vielleicht das Finanzamt.

Und die Polizei.

Es war wieder Hauptkommissar Wiesner, diesmal die Nettigkeit in Person, der mir ganz floskelreich erklärte, ich möge doch, sofern es meine sicherlich knappe Zeit zuließe, ins Revier kommen. Ich solle mir keine Sorgen machen, sie wären mir nur überaus dankbar, wenn ich ihnen noch bei ein, zwei Fragen weiterhelfen könnte, die sich mittlerweile ergeben hätten, und ich brächte sie damit wirklich weiter, und dass sie die Akte dann

vermutlich schließen könnten. Ich war so überrumpelt von dem Anruf, und auch von Wiesners Freundlichkeit, dass ich sofort zusagte, ohne auch nur auf den Gedanken zu kommen, ihn zu fragen, warum wir diese paar simplen Fragen nicht auch am Telefon klären konnten. Ich duschte rasch und schlüpfte in die erstbesten Klamotten, die ich finden konnte. Ich wollte, dass dieser Mist vorbei war, und wenn ich dazu zehn Minuten lang irgendwelche Fragen beantworten musste, dann war das ein kleiner Preis, so satt hatte ich die ganze Angelegenheit inzwischen.

Mia war in diese Spalte gefallen. Das war tragisch, ja. Aber ich sah nicht ein, dass wir deswegen *alle* in einen Abgrund fallen sollten. Wenn irgendwer überhaupt Schuld an diesem bedauerlichen Unfall hatte, dann war das in meinen Augen Viktor Neumann. Nach dem Streit mit ihrem Vater war Mia abgehauen. Nicht nach Frankfurt zu Freunden, wie sich nun herausgestellt hatte, sondern zu dem unter den hiesigen Jugendlichen beliebten Treffpunkt bei den Felsen. Bloß hatte sie ausgerechnet in dieser Nacht niemanden dort angetroffen, und deshalb beschlossen, auf den Felsen herumzuklettern, wie das die Kids dort vermutlich öfter taten. Eine leichtsinnige, ja geradezu dumme Idee. Aber so sind Teenager nun mal, vollkommen unberechenbar.

Ich war so erleichtert über das von Wiesner in Aussicht gestellte Ende der ganzen Angelegenheit, dass ich mich nicht mal fragte, woher er eigentlich meine Nummer hatte.

Jetzt, da ich in Wiesners winzigem Büro sitze, das er sich allem Anschein nach auch noch mit seinem schnauzbärtigen Kollegen teilt (er heißt übrigens Schröder, diesmal habe ich mir den Namen gemerkt), wird mir klar, dass er sie nur von Direktor Weber haben kann, dem ich das natürlich nicht erlaubt habe. Besteht denn kein Datenschutzanspruch gegenüber den Behörden? Offenbar nicht.

Jetzt verfluche ich mich für meine Naivität.

Ich hätte auf Sophie hören und warten sollen, bis sie mit diesem Schlesinger in Frankfurt geredet hat, dem Familienanwalt der Stratmanns, und damit ja jetzt irgendwie auch meinem. Doch dafür ist es nun wohl zu spät. Ich kann ja nicht herkommen, und dann plötzlich jede Aussage verweigern, ohne mich vollkommen lächerlich zu machen – oder verdächtig.

Was für einen Eindruck würde so ein Verhalten bei Wiesner hinterlassen?

Außerdem bin ich kein professioneller Schwerverbrecher, ich könnte das gar nicht. Dasitzen und schweigen. Zurückgelehnt auf meinem Stuhl und die Polizisten fett angrinsen. Das sieht höchstens in Krimis leicht aus. Während mein Blick immer wieder zu dem völlig vertrockneten Ficus schweift, der wie zum Hohn auf dem Fensterbrett des kleinen, unpersönlichen Büros der beiden steht, erklärt mir Wiesner, was sie bisher herausgefunden haben.

Er hat rundheraus gelogen, das wird mir schnell klar. Das hier wird nicht in zehn Minuten vorbei sein, und dass sie den Fall damit abschließen, halte ich auch für äußerst unwahrscheinlich. Da kann mir Wiesner noch so umständlich dafür danken, dass ich sofort zu ihm gefahren bin, in seinen Augen macht mich das vermutlich nur noch verdächtiger.

»Also, Frau Stratmann«, sagt er. »Lassen Sie mich Ihnen zunächst erklären, welche neuen Fakten wir inzwischen herausgefunden haben, und dann würde ich Ihnen gern noch ein paar Fragen stellen, einverstanden?« Ich nicke schwach und räuspere mich, weil ich einen trockenen Hals bekommen habe. Immer, wenn mich jemand Frau Stratmann nennt, kommt mir das seltsam vor, so, als würde er mich mit Sophie verwechseln. Daran hat sich auch nach all den Jahren nichts geändert.

»Das Handy von Mia ging höchstwahrscheinlich bei dem Sturz in die Spalte kaputt«, sagt Wiesner. »Um genau 19:40 Uhr am Dienstag Abend, das wissen wir inzwischen.«

»Aha«, sage ich. Ich verstehe nicht, warum das so wichtig sein soll, aber das ist es offenbar, denn Wiesner schaut jetzt ausgesprochen ernst drein. Nichts mehr zu spüren von seiner fast schon kriecherischen Freundlichkeit am Telefon. Der Kerl ist sich offenbar für keinen schäbigen Trick zu schade. Schröder, der an dem Schreibtisch gegenüber sitzt, hat schon wieder sein Notizbuch gezückt und kritzelt fleißig darin herum, obwohl ich praktisch noch gar nichts gesagt habe. Also vermutlich doch nur Strichmännchen.

»An diesem Abend wurde Ihr Wagen beschädigt, Frau Stratmann, ungefähr zur selben Uhrzeit.«

»Was?«, schnappe ich. Doch dann fällt es mir wieder ein. Der Zettel, der Stein, die Windschutzscheibe. Und plötzlich wird mir auch klar, wieso der Zeitpunkt, an dem Mias Handy kaputtging, so wichtig für Wiesners Ermittlungen ist.

Shit.

»Wir fanden Glasreste auf dem Parkplatz beim Wald«, fährt Wiesner fort. »Nur ein paar kleine Splitter eigentlich, aber diese wirkten noch ziemlich frisch, und keiner der Nachbarn, die Herrn Neumann bei der Suche halfen, hatte einen solchen Schaden zu vermelden. Also haben wir ein bisschen herumgefragt, bei den örtlichen Autowerkstätten. Wir haben bei den exklusiveren angefangen und – was soll ich sagen – eigentlich war es ein reiner Glückstreffer. Ihr Wagen, ein weißer Jeep Wrangler, wurde am Mittwochnachmittag zur Reparatur abgeholt, wegen einer defekten Windschutzscheibe. Die Werkstatt hatte die ausgetauschte Windschutzscheibe noch nicht entsorgt, und die gefundenen Splitter passten perfekt dazu. Man hat ein Übergabeprotokoll angefertigt, in dem sie angaben, dass der Wagen am Abend des Vortags beschädigt worden war.«

»Das ist korrekt. Und?«

»Nun, möchten Sie uns vielleicht erklären, was genau Sie an dem Abend, als Mia starb, auf dem Parkplatz am Waldrand gemacht haben?«

## KAPITEL 28

○ffenbar habe ich wohl doch mehr Talent zur ausgefuchsten  
Schwerkriminellen, als ich dachte, denn ich habe Hauptkommissar  
Wiesner belogen, und ich denke, er hat mir geglaubt. Bloß saß ich  
dabei natürlich nicht breitbeinig grinsend vor ihm auf dem Stuhl, während  
ich gelangweilt Zigarettenringe an die Decke pustete, und es war auch keine  
große Lüge. Ich sagte ihm lediglich, ich sei Laufen gewesen, und dass das  
mit der Windschutzscheibe schon früher passiert ist, auf der Landstraße, bei  
meiner Rückkehr aus Frankfurt, so, wie ich es Sophie erzählt habe. Was er  
mir vermutlich glauben wird, weil der Schaden nicht so groß war, dass ich  
nicht hätte weiterfahren können. Und selbst, wenn er mir nicht glaubt – wie  
will er beweisen, dass es nicht so gewesen ist?

Trotzdem bin ich den gesamten Nachmittag ruhelos durch das ganze  
Haus getigert, und habe dabei beinahe eine ganze Flasche Barolo vertilgt,  
bis Sophie endlich heimkam. Immerhin habe ich mich inzwischen dazu  
durchgerungen, ihr zu erzählen, dass ich auf Wiesners Bitte hin zum Revier  
gefahren bin.

Nur, um ein paar Routinefragen zu klären, sage ich.

Sie ist nicht begeistert.

Ich hätte ihn trösten sollen, sagt sie. Ich muss nämlich gar nichts,  
solange man mich nicht offiziell vorlädt, und dabei wäre es ganz egal, ob  
ich verdächtig bin oder nicht, da geht es ums Prinzip.

»Schlesinger sagt«, erklärt sie mir, »dass das die Standardtaktik bei der  
Polizei ist. Sie machen auf freundlich und erklären dir, du seist nur eine  
Zeugin, und bevor du dich versiehst, ist dir irgendeine harmlose Bemerkung

rausgerutscht, die sie dir dann nach Strich und Faden im Mund herumdrehen.«

»Aber mir ist nichts rausgerutscht«, erwidere ich trotzig, der Barolo ist schuld. »Ich habe diese Sache geklärt, und nun ist sie vom Tisch.« Glaube ich zumindest.

Sophie runzelt wortlos die Stirn und dann gibt sie mir die Nummer von Schlesinger, dem Familienanwalt. Ich soll ihn morgen Vormittag anrufen, und er sei schon ins Bild gesetzt über die ganze Angelegenheit. Und kein einziges Wort mehr zur Polizei, das muss ich ihr versprechen.

Schon gar nicht ohne Anwalt.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 29

»U nd?«, fragt Schröder, »Glaubst du ihr?«  
Wiesner überlegt.

Dann zuckt er mit den Schultern. Es war ein langer Tag, er hat höllische Kopfschmerzen. Was er jedoch nicht hat, ist eine vernünftige Antwort auf Schröders Frage. »Klar, ihre Aussage könnte schon hinkommen. Sie war Laufen, okay, das tut sie offenbar öfter. Wenn auch selten um diese späte Uhrzeit, aber was soll's.« Dann hat Wiesner eine Idee. »Wann genau war eigentlich der Streit zwischen Neumann und seiner Tochter?«

Schröder schlägt es nach. »Gegen achtzehn Uhr dreißig, sagen die Nachbarn, aber das ist wohl eher eine grobe Schätzung, die haben ja nicht auf die Uhr geschaut dabei.«

»Natürlich nicht«, stöhnt Wiesner und massiert seine Nasenwurzel zwischen Daumen und Zeigefinger. »Wer tut das schon, wenn es mal drauf ankommt?«

»Aber es könnte hinkommen. Ich meine, wenn sie sich nochmal da getroffen haben, Mia und die Lehrerin. Immerhin hat Mia sie kurz nach sieben angerufen, drei Mal.«

»Aber sie ist nicht rangegangen, laut Anrufprotokoll.«

»Schon«, wendet Schröder ein. »Aber es könnte ein ausgemachtes Signal gewesen sein. Ein Anklingeln, das bedeutet hat, dass sie sich an der üblichen Stelle treffen.«

»Und dann fährt sie da hin und ...«

»Vielleicht nimmt sie Mia sogar mit«, sagt Schröder. »Im Auto. Denkbar wär's. Mias Rad stand unbenutzt im Keller, sie ist offenbar zu Fuß losgegangen.«

»Okay, von mir aus. Dann fahren sie also beide da hin, spazieren zur Felsspalte ... und dann?«

»Du hast das Video gesehen. Wer weiß, worüber die beiden sich darauf wirklich unterhalten haben. Dieses Gespräch haben sie vielleicht fortgesetzt, und diesmal ist es eskaliert, es kommt zu Beschuldigungen, dann Handgreiflichkeiten, es gerät außer Kontrolle ...«

»Und dann stößt die Stratmann Mia in den Felsspalt? Eine Schülerin, die sie ein paar Stunden zuvor noch an der Schule unterrichtet hat? Ernsthaft?«

»Möglich wär's immerhin«, sagt Schröder. »Und solange wir nicht sicher sind, worum sich das Gespräch zwischen den beiden auf dem Video wirklich gedreht hat ...«

»Hm. Und die Windschutzscheibe?«

»Könnte nur ein Zufall sein. Was die Stratmann erzählt hat, klingt für mich plausibel, aber es spricht auch absolut nichts dagegen, dass sie sich trotzdem mit Mia getroffen hat. Das geht schließlich auch mit einem Loch in der Windschutzscheibe.«

»Na gut, also fährt sie mit Mia in den Hamstetter Forst, mit einem Stein in der Scheibe. Parkt auf dem Parkplatz, wo ihr noch ein paar weitere Splitter aus der Scheibe fallen. Und dann gehen die beiden in den Wald, zur Felsspalte, und sie rastet aus irgendeinem Grund aus, schubst Mia in den Abgrund. Also, ich weiß ja nicht.«

»Möglich wär's aber doch«, brummt Schröder, offenbar ist das sein neuer Lieblingsspruch. »Möglich wär's.«

Wiesner muss ihm recht geben, es *wäre* möglich. Bloß, dass die schiere *Möglichkeit* noch lange niemanden zum Mörder macht, und schon gar nicht zu einem überführten Straftäter. Aber Schröder hat schon recht, irgendetwas stimmt nicht mit dieser Emma Stratmann, denkt er.

Irgendwas läuft ganz und gar verkehrt bei der.

Wenn er nur wüsste, was.

## KAPITEL 30

### EMMA

Ich musste den Kopf freikriegen, dringend, und das konnte ich zu Hause einfach nicht. Also war ich wieder im Hamstetter Forst, um zu laufen.

Beinahe wie der Mörder im Film, der immer zum Tatort zurückkehren muss, auch wenn das vermutlich nur ein dummes Fernsehklichee ist.

Das ist natürlich nicht Sophies Schuld, aber als sie mir gestern erzählte, dass sie ihren Anwalt, diesen Schlesinger, in die Sache reinziehen will, da wurde mir ganz anders. Weil mir damit erst klar wurde, dass es tatsächlich eine *Sache* ist. Sie befürchtet offenbar, dass es weitere polizeiliche Untersuchungen wegen Mias Tod geben wird. Der damit definitiv kein Unfall gewesen sein kann, oder zumindest scheint die Polizei inzwischen fest davon überzeugt zu sein.

Noch auf dem Heimweg vom Revier gestern habe ich vergeblich versucht, mir einzureden, dass ich alle Fragen von Hauptkommissar Wiesner befriedigend beantworten konnte, auch wenn eine kleine Notlüge dazu nötig war, und wenn schon. Das hatte nichts mit Mias Tod zu tun.

*Ich* habe nichts mit Mias Tod zu tun.

Aber wieso glaubt Sophie dann, dass wir einen Anwalt brauchen?

Als ich meine Runde beendet habe und zurück zum Parkplatz am Waldrand komme, verlangsame ich meine Schritte, um auszulaufen. Als ich die Zeit auf meiner Armbanduhr stoppen will, diesmal trage ich meine Smartwatch statt der Rolex von Sophie, bemerke ich, dass ich vergessen habe, eine neue Aktivität auf der Uhr zu starten, als ich mit dem Laufen

begann. Verdammt, damit fehlt mir diese Einheit, und dabei glaube ich, ziemlich schnell gelaufen zu sein. Wohin einen die Gedanken eben so tragen.

Ich fühle mich jedenfalls ausreichend erschöpft, dass es ein neuer Rekord hätte sein können. Nun für immer verloren, was soll's. Aus Trotz beschließe ich, auch auf das Stretching zu verzichten. Laut meiner Uhr habe ich ja sowieso keinen Sport gemacht, wozu also sollte ich mich dehnen? Dabei bin ich sogar eine neue Strecke gerannt. Um die Felsspalte habe ich natürlich einen weiten Bogen gemacht, und als ich an Simons Haus vorbeikam, stand sein Wagen nicht in der Einfahrt, was mir eigentlich auch ganz lieb so war. Offenbar ist er die Ferien über im Urlaub, worum ich ihn im Moment wirklich beneide.

Es war überhaupt eine dumme Idee, am alten Forsthaus vorbeizulaufen, was hätte ich denn überhaupt mit ihm bereden sollen? Hey, wusstest du schon, dass ich seit Neuestem sowas wie die Hauptverdächtige im Fall Mia Neumann bin? Wohl eher kein so gutes Gesprächsthema. Also bin ich direkt am Forsthaus umgedreht und wieder zurückgerannt, wobei ich auf dem Rückweg ein paar Sprints eingelegt habe, um mich richtig auszuupern.

Als ich an meinen Jeep herantrete, steigt mir ein chemischer Geruch in die Nase, und einen Augenblick später wird mir klar, was ich da rieche. Sprühlack, das Zeug, das aus Spraydosen kommt. Hier hat jemand offenbar vor Kurzem ein Graffiti gesprüht. Voll böser Ahnungen umrunde ich mein Auto. Ich sehe es auf der Beifahrerseite, es ist fast über die gesamte Länge des Wagens gesprüht, in knallroter Farbe.

Da steht ein einzelnes Wort, in großen, leuchtend roten Druckbuchstaben, von ungeübter Hand gesprüht, die Farbe ist unterschiedlich dick aufgetragen und verkleckst, an mehreren Stellen läuft sie noch herunter, was dem Ganzen ein seltsam stimmiges Bild verleiht, denn es wirkt, als würde Blut an diesen Stellen herabtropfen. Die Farbe ist noch feucht, als ich es anfasse, bekomme ich rote Fingerspitzen. Das Graffiti muss demnach ganz frisch sein.

Was da steht, ist:

**MÖRDERIN**

Hastig schaue ich mich in alle Richtungen um, aber da ist natürlich niemand. Mit zitternden Händen öffne ich die Fahrertür, rutsche auf den Sitz und starte den Wagen. Dann fahre ich, lasse das alles hinter mir, für immer, denn in diesen Wald werde ich in nächster Zeit ganz sicher keinen

Fuß mehr setzen. Nicht, wenn ich befürchten muss, dass irgendein dahergelaufener Irrer hinter dem nächsten Baum hervorspringt und es beim nächsten Mal vielleicht nicht nur bei einer Sprüherei belässt.

Ich fasse einen Plan.

Ich werde es Sophie gleichtun, und mich im Haus verkriechen, und gleich, wenn ich zu Hause ankomme, werde ich mit diesem Anwalt namens Schlesinger telefonieren. Und dafür sorgen, dass er etwas zu tun bekommt. Dann werde ich den Wagen abholen lassen und die Werkstatt bitten, die kostspieligste Variante auszuwählen, die überhaupt möglich ist, um den Wagen von der Schmiererei zu befreien. Und dann wird jemand ganz Bestimmtes diese Rechnung bezahlen, und zwar vollumfänglich, denn mir ist natürlich klar, wer der geheimnisvolle Sprayer nur sein kann. Ich verstehe die Trauer um seine Tochter, na klar. Die Verzweiflung, und die Schuldgefühle.

Aber damit ist er eindeutig zu weit gegangen.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 31

Hauptkommissar Wiesner scrollt sich ein weiteres Mal durch den forensischen Bericht, auf der Suche nach irgendetwas, das er bisher übersehen haben könnte. Irgendetwas, das dafür sorgen könnte, dass das Bild in seinem Kopf zu einem *stimmigen* Bild wird. Ein paar Glassplitter von einer Windschutzscheibe in der weiteren Umgebung eines Auffindeorts bringen ihn nicht viel weiter, haben vielleicht überhaupt nichts zu bedeuten, und schon gar nicht genügt so etwas für eine Anklage, da würden sie sich höchstens blamieren mit ihrer abenteuerlichen Theorie, und noch dazu ohne jeden Beweis. Auch wenn ihm besagte Glassplitter die gesamte letzte Nacht im Kopf herumgegangen sind, weshalb er nicht geschlafen hat und jetzt vielleicht ein ganz kleines bisschen dabei ist, vor seinem Bildschirm und dem endlosen Strom von Buchstaben einzudösen.

Als es kracht, fährt Wiesner erschrocken zusammen.

Jetzt ist er jedenfalls wach, und hofft, dass keiner bemerkt hat, dass er das vor einer Sekunde vielleicht noch nicht so ganz war. Besonders nicht derjenige, der gerade für den Krach gesorgt hat, indem er die Bürotür so leidenschaftlich öffnete, dass diese wuchtig gegen den Aktenschrank knallte, der dort steht. Der Mann, der soeben durch diese Bürotür tritt, ist nämlich Oberstaatsanwalt Neumann, in voller Lebensgröße, und mit jeder Menge Wut im Gesicht. Er betritt das Büro, wirft einen kurzen Blick in die kleine Runde, dann geht er zielgerichtet an Schröders Schreibtisch vorbei auf Wiesner zu.

»Sie leiten die Ermittlungen?«, fragt er Wiesner.

Der könnte sich jetzt natürlich dumm stellen, oder von seinem Besucher verlangen, zu erfahren, was er sich bei derlei Auftritten denkt, zumal auf

einem Polizeirevier, und was ihn auf den Gedanken bringt, einen Hauptkommissar der Kriminalpolizei auf derart unziemliche Art und Weise anblaffen zu dürfen. Aber Wiesner weiß es besser. Also lässt er das Dummstellen gleich sein und sagt einfach: »Ja, Herr Neumann, das tue ich. Hauptkommissar Wiesner.«

»Gut«, sagt dieser. Immerhin droht er ihm nicht sofort damit, dass er ihn feuern lassen wird oder ähnlich aufgeblasenem Unsinn, wie man das so aus Filmen kennt. Obwohl, bei Typen wie Neumann weiß man nie. Ausreichend hoch angebunden wäre er jedenfalls, um das zu bewerkstelligen. Aber lieber nicht den Teufel an die Wand malen, denkt Wiesner.

Er wirft einen intensiveren Blick auf Neumann, der jetzt vor ihm in die Höhe ragt wie ein Turm. Der Kerl ist eine beeindruckende Erscheinung. Keiner, mit dem man sich anlegen will, dazu riesige Hände, richtiggehende Baggerschaufeln, und einen Ausdruck im Gesicht, als würde er gelegentlich zum Frühstück Bäume verspeisen, und heute wäre so ein Tag, und notfalls würde er wohl auch mit Wiesner vorliebnehmen. Ein kleiner Snack für zwischendurch.

»Also?«, keucht Neumann. »Was haben Sie gegen diese Stratmann in der Hand?« Er keucht vor mäßig beherrschter Wut, und Wiesner vermutet, dass es einiges braucht, um diesen Zustand bei einem Oberstaatsanwalt hervorzurufen, der mit allen Wassern gewaschen ist. Was Wiesner allerdings im Gesichtsausdruck des Staatsanwalts vergeblich sucht, sind Anzeichen von Trauer über den jüngsten Verlust seiner einzigen Tochter. Nun, denkt er, damit geht wohl jeder anders um, und Neumann muss sich eben gerade von jemandem mächtig auf den Schlips getreten fühlen. Nutzt das vielleicht sogar als Ventil. Verwandelt Trauer in Wut. Wiesner ist sich nicht sicher, ob das ein guter Tausch ist, andererseits möchte er auch gar nicht selbst in diese Lage geraten. Oder an Neumann.

Also versucht er, dem Ansturm auszuweichen. »Bitte lassen Sie mich zunächst mein tiefempfundenes Beileid über den Verlust Ihrer Tochter aussprechen«, sagt Wiesner. »Ich kann natürlich verstehen, dass Sie aufgebracht sind, Herr Oberstaatsanwalt, aber ...«

»Aufgebracht!«, schnauft Neumann. »Aufgebracht, sagt der Mann. Ich bin nicht aufgebracht, ich bin stinkwütend, dass diese Schl ..., dass diese Frau noch immer frei draußen herumläuft. Die müssen Sie unter die Lupe nehmen, Mann! Und zwar alle beide!«

»Sie meinen das Ehepaar Stratmann?«

»Ehepaar«, schnauft Neumann verächtlich. Das kann er ziemlich gut, das mit dem Schnaufen. »Das ich nicht lache. Die sind kein Ehepaar, die sind etwas ganz Anderes.«

Damit knallt er eine Akte vor Wiesner auf den Tisch. Grüner Umschlag, nicht das im hiesigen Revier übliche Blau.

»Was ist das?«, fragt Wiesner. Zögert, diesen grünen Ordner anzufassen, geschweige denn, ihn zu öffnen. Denn so läuft das normalerweise überhaupt nicht, dass hier irgendwelche Zivilen reinmarschieren, zu allem Überfluss auch noch Angehörige der Geschädigten, und die Polizei mit etwas versorgen, das sie für Beweise halten. Andererseits ist der Zivile in diesem Fall der Herr Oberstaatsanwalt Neumann, und das ist der Punkt, an dem sich Wiesner einfach nur ganz weit weg wünscht. Schröder starrt derweil angestrengt in seinen Bildschirm, als wäre er allein im Raum und würde zur Abwechslung mal arbeiten. Hat der's gut, mit seinem zentimeterdicken Fell, um das ihn Wiesner jetzt nur beneiden kann.

»Das ist die Wahrheit über dieses saubere Lesbenpärchen«, behauptet Neumann und tippt mit seinem dicken Zeigefinger nachdrücklich auf den grünen Aktendeckel. Beschriftet ist der Ordner nicht und er sieht auch brandneu aus, vermutlich stammt er aus Neumanns eigenen Beständen. »Da steht alles drin.«

Also schlägt Wiesner den Ordner nun doch auf. Liest, was auf der ersten Seite steht, offenbar ein Fallformular, ganz nach dem ihm bekannten Muster. Allerdings in einer ihm gänzlich unbekannten Sprache.

»Das ist Französisch, Herr Neumann«, bemerkt Wiesner und hasst sich für die dämliche Bemerkung, die ihn klingen lässt wie einen etwas zurückgebliebenen Grundschüler. Um einen letzten Rest von Autorität bemüht, fragt er: »Wo haben Sie das denn her?«

»Ich habe meine Kontakte«, knurrt Neumann. »Aber das Wie spielt auch keine Rolle. Wichtig ist allein, was drin steht. Und um wen es dabei geht.«

Wiesner blättert weiter, während ihm die Hitze ins Gesicht steigt. Dann stößt er auf ein Wort, das ihm bekannt vorkommt.

»Das hier bedeutet, dass es um einen Todesfall ging, nicht wahr?«, fragt er Neumann. Jetzt sind sie beide vollkommen in ihre Rollen geschlüpft. Nachsitzender Schüler und gestrenger Lehrer. Wiesner wünscht sich allmählich, heute Morgen gar nicht erst das Bett verlassen zu haben.

»Ja, das bedeutet es tatsächlich«, erklärt Neumann ungeduldig. »Ein junger Mann ist da umgekommen, eine wirklich ganz bedauerliche Sache, und jetzt blättern Sie mal weiter.«

Wiesner tut es. Zwei Seiten weiter kommt etwas, das Zeugenaussagen sein könnten. Mit angehängtem Foto, er erkennt das Gesicht sofort. Es ist das von Sophie Stratmann, und gleich auf der nächsten Seite noch ein weiteres ihm bekanntes Gesicht, Emma Stratmann, aber in der Akte steht sie noch als Wagner. Beide ein paar Jahre jünger, und bildschön.

»Sie wurden damals als Zeuginnen befragt?«, rät Wiesner, der immer noch nicht begreift, worauf Neumann eigentlich hinauswill.

»Hm«, grunzt Neumann.

»Und worum ging es in diesem Fall mit dem jungen Mann?«, fragt Wiesner, nun ernsthaft interessiert, wenn er es auch vorzieht, im Moment nicht darüber nachzudenken, dass er vielleicht demnächst einem Richter erklären muss, wie er an dieses Material, offenbar Fallakten der französischen Polizei, die etliche Jahre zurückliegen und vermutlich längst geschlossen sind, gekommen ist. »Ich fürchte, mein Französisch ist nicht besonders gut.«

»Na dann«, sagt Neumann, während ein beinahe schadenfrohes Grinsen über sein Gesicht zuckt, »will ich es mal für Sie übersetzen.«

## KAPITEL 32

**S**ophie hatte sich von dem jungen Mann namens Mathieu nach Toury mitnehmen lassen, und es war eine sehr angenehme Fahrt gewesen.

Mathieu hatte beide Fenster seines rostigen Peugeot's heruntergekurbelt, der Wind hatte mit ihren Haaren gespielt, und sie hatten sich über den Lärm des Motors, der Landstraße und des Windzugs auf Französisch unterhalten. Mathieu hatte nicht einmal versucht, seine Hand auf ihr Knie zu legen, womit sie halbwegs gerechnet hatte.

Mathieu schien ein ganz und gar anständiger Kerl zu sein, der zudem seine Freundin, jene Emma, ebenfalls aus Deutschland stammend, von ganzem Herzen zu lieben schien, und nur sie allein. Glücklicherweise konnte sie sich schätzen, diese Emma, dachte die junge Frau namens Sophie, und war nun regelrecht gespannt darauf, auch sie kennen zu lernen.

Die Menschen auf dem Land waren so wohltuend anders als ihre Freunde in Paris.

Und sie lernte Emma kennen, gleich, nachdem Mathieu zur Werkstatt gefahren und wortreich das Abschleppen ihres Kleinbusses organisiert hatte wie versprochen. Danach fuhren sie zu dem kleinen Häuschen am Rand der kleinen Stadt, in dem Mathieu und jene Emma eine kleine Wohnung gemietet hatten. Das Häuschen gehörte einer alten Frau, die halb taub, aber sehr freundlich war. Mathieu und Emma hatten sich hier eingemietet, und die Alte freute sich über das junge Leben in ihrem alten Häuschen – und die kleine Nebeneinkunft auf ihre alten Tage.

Als sie gemeinsam mit Mathieu in den Garten hinter dem Häuschen trat, saß da ein Mädchen – eine junge Frau – mit angezogenen Beinen in einem Korbstuhl und las in einem Buch. Sie trug ein geblühtes

Sommerkleid und einen Strohhut mit breiter Krempe, und sie war bezaubernd, ganz und gar bezaubernd.

Und so lernte Sophie Emma, Mathieus Freundin, kennen.

Emma wollte Lehrerin werden, und hatte ihr Studium für ein Jahr unterbrochen, nachdem sie Mathieu kennenlernte, der zu dieser Zeit in Deutschland gewesen war. Irgendein Zimmermannsjob, den er aushilfsweise angenommen hatte. Die beiden hatten sich in einem Studentenclub kennengelernt, in den es Mathieu während einer nächtlichen Sauftour verschlagen hatte. Als Mathieus Job in Deutschland sich dem Ende zuneigte, hatte er begonnen, Emma von seiner Heimat vorzuschwärmen, und da war sie – einem spontanen Impuls folgend, einfach mitgekommen. Sophie kam nicht umhin, diese Unbeschwertheit zu bewundern. Emma sah eine Chance, wenn sie sich ihr bot, und dann nutzte sie sie, das beeindruckte Sophie. Und Emma war schön.

So schön, dass es beinahe weh tat, sie anzusehen.

Bisher hatte Sophie Erzählungen von Liebe auf den ersten Blick immer als albernes Geschwätz abgetan, eine Erfindung mittelmäßiger Romanautoren und der Filmindustrie. So tat sie auch ihre Gefühle zunächst ab. Sagte ›Sympathie‹ dazu, und führte es darauf zurück, dass sie sich mit Emma auf Deutsch unterhalten konnte, was sie seit gefühlten Ewigkeiten nicht mehr getan hatte. Doch immer wieder ertappte sie sich dabei, dass sie Emma anlächelte, es ging gar nicht anders, und dass sie ihr manchmal heimlich hinterherblickte, und sich fragte, wie es wohl wäre, dieser Frau nahe zu sein. Nicht nur als Freundin, sondern so, wie Mathieu ihr nahe war, wenn sie die beiden manchmal nachts durch die Wand des Gästezimmer dabei belauschte, wie sie sich liebten.

Doch jedes Mal verbot sie sich den Gedanken sofort wieder.

Immerhin war Emma fest mit Mathieu zusammen, und für Sophie war es absolut ausgeschlossen, irgendwem die Freundin auszuspannen, schon gar nicht in einem Haus, in dem sie lediglich zu Gast war. Einmal ganz abgesehen davon, dass die schöne Emma ja gar nichts für sie empfinden konnte, da sie offenbar die Gesellschaft eines Mannes vorzog. Eines Mannes zudem, der sie anzubeten schien.

Der sie zu lieben schien, und sie ihn, und damit hatte sich die Sache ja wohl erledigt.

Zumindest gab Sophie sich alle Mühe, sich das einzureden.

Immer und immer wieder.

Die drei fanden Gefallen aneinander, und so blieb Sophie – zunächst nur ein paar Tage, dann eine Woche, dann zwei, und dann wurde aus einer flüchtigen Bekanntschaft, die mit einer Reifenpanne begonnen hatte, eine Freundschaft und Sophie beschloss, die Einladung ihrer neuen Freunde anzunehmen, noch zu bleiben, nachdem ihr Wagen längst wieder repariert war. Hier in diesem Häuschen in einem winzigen Dorf würde sie ihr Buch endlich fertigschreiben können. In diesem Garten, bei Käse und Wein, und unter diesen freundlichen, stillen Menschen. In diesem Garten, in dem auch die schöne Emma viel Zeit verbrachte. Aus den Tagen wurden Wochen, und aus der Freundschaft wurde ganz allmählich etwas Anderes. Etwas, dessen wahre Natur sich jeder Beschreibung zu entziehen schien, wie ein Stern, der unsichtbar ist, wenn man ihn direkt anblickt.

Und aus dem Sommer wurde ein rotgoldener, warmer Herbst.

Sophie mietete zwei Zimmer neben der Wohnung des Paares, das sich freute, sie als neue Nachbarin zu haben, und die alte Frau, die im Erdgeschoss wohnte, freute sich über das zusätzliche Geld. Man unternahm viel zusammen, zu dritt, und seltsamerweise kam es Sophie dabei nie so vor, als sei sie das fünfte Rad am Wagen. Vielleicht lag das daran, dass sie manchmal zu dritt auf der Couch lagen, und sich nach einem oder zwei Gläsern Wein aneinanderschmiegen, und alles dabei so selbstverständlich und so unbeschwert erschien, als sei es schon immer so gewesen.

Wenn sie ausgingen, stellten sich die jungen Frauen manchmal zum Spaß als Mathieus kleiner Harem vor, und sprachen ihn mit Meister an, was zur allgemeinen Erheiterung beitrug – und zu jeder Menge neidischer Blicke beiderlei Geschlechts. Aber natürlich war das alles nur ein Scherz, und daheim lachten sie darüber und gingen dann getrennt in ihre jeweiligen Wohnungen.

Die Wände in dem Haus waren nicht besonders dick, und häufig lag Sophie dann angenehm benebelt in ihrem Bett, und lauschte dem leidenschaftlichen Liebespiel ihrer Nachbarn, lauschte dem spitzen Keuchen, das andeutete, dass ihre Freundin Emma nebenan einem weiteren Höhepunkt entgegenflog, emporgetragen von ihrem überaus geschickten Liebhaber Mathieu. Manchmal presste Sophie dann ein Ohr an die Wand, schloss die Augen und bildete sich ein, an Mathieus Stelle zu sein. Bildete sich ein, dass Emma dabei vielleicht auch an sie dachte, denn manchmal, wenn Emma sich auf der Couch an Mathieu schmiegte, fand ihre Hand den empfindlichen Nacken von Sophie und streichelte ihn sanft.

*Doch all das waren nichts als neckische Spielereien, das war Sophie klar.*

*Nichts als Spielereien.*

*In Mathieu glaubte Sophie zudem einen Seelenverwandten gefunden zu haben, denn Mathieu war ebenfalls ein Künstler. Er schien, genau wie Emma, keiner festen Arbeit nachzugehen, offenbar war sein Job in Deutschland recht lohnend gewesen, sodass er sich jetzt für eine Weile vollkommen seinen künstlerischen Ambitionen widmen konnte. Er malte und zeichnete, und manchmal standen Emma und Sophie ihm dabei Modell. Momente, in denen Emmas Haut der von Sophie so nah waren, so schmerzhaft nah, und Mathieu sie dann mit grober Hand in neue Posen rückte, vielleicht, weil ihm Sophies Verlangen nicht entgangen war, und er sie ein bisschen ärgern wollte. Grausamer, ungestümer Mathieu.*

*Und schöne, unerreichbare Emma.*

*Mathieu schrieb ebenfalls, in einen ledergebundenen Band, den er ständig mit sich herumtrug, und manchmal ließ er ›seine beiden Frauen‹ an seinen Weisheiten teilhaben. Sophie bewunderte, mit welcher Leichtigkeit er wundervolle Sätze zu Papier brachte, allerdings war er ja auch Franzose, und diese Sprache, fand Sophie, eignete sich mehr als jede andere für schöne Worte und die Poesie. Mathieu schien sich keine Gedanken zu machen über eine Handlung, eine Form oder das Genre seines zukünftigen Werkes. Er schrieb einfach drauflos. Schrieb auf, was ihm wichtig erschien, und jedes einzelne seiner Worte brachte eine Saite in Sophie zum Schwingen, doch Emma machte sich meist nur lustig über das schwülstige Geschwafel, wie sie es nannte. Woraufhin Mathieu sich Mühe gab, erst recht viel schwülstiges Geschwafel zu fabrizieren und sie mit übertrieben strafenden Blicken musterte.*

*Doch all seine Leichtigkeit hatte auch eine dunkle Seite, und diese kam zum Vorschein, als der Sommer gegangen war. Es war eine Seite, die tief in Mathieu wohnte, und die dann zum Vorschein kam, wenn er zu viel getrunken hatte. Und nachdem der Sommer und der Herbst und der Winter gegangen waren und dem Frühling Platz gemacht hatte, begann Mathieu, sehr viel zu trinken.*

*Das war die Zeit, als die gelegentlichen Streitereien des Paares in der Nachbarwohnung lauter wurden, länger andauerten, und in Sophies Augen einen zunehmend besorgniserregenden Beigeschmack bekamen. Dies war nicht länger der gelegentliche Zank unter Menschen, die sich im Grunde*

ihres Herzens lieben, sondern es artete in regelrechte Kämpfe aus, wenn diese auch zunächst verbaler Natur waren. Es fielen sehr unschöne Worte, und sie fielen so laut, dass Sophie jedes einzelne davon mitbekam. Mathieu hatte seit Wochen kein einziges Bild mehr gemalt, seine Farben nicht einmal angefasst, und Emma widmete er kaum noch Aufmerksamkeit, außer, wenn er betrunken oder wütend war, und meistens war er beides gleichzeitig. Manchmal las er ihnen noch seine Notizen vor, doch nun kamen sie Sophie schal und leer vor, voll selbstverliebter Trauer, oder richtiggehend boshaft in seiner Ablehnung der Welt. Ein Möchtegern-Poet, ein spöttischer Misanthrop, verwöhnt vom Leben, und deshalb ständig damit unzufrieden.

Und eines Nachts, als Emma und Mathieu wieder einmal stritten, fiel auch Sophies Name. Da wusste sie, dass die Zeit gekommen war, zu gehen.

Etwas hatte sich verändert.

Am nächsten Morgen begann Sophie zu packen, doch schon, als sie ihre Schränke öffnete, wurde ihr klar, dass sie das nicht konnte. Sie konnte dieses Haus nicht verlassen, war daran gebunden wie durch einen Fluch. Ihr wurde klar, dass sie Emma liebte, wie sie nie zuvor in ihrem Leben einen Menschen geliebt hatte, nicht einmal sich selbst, und dass sie sie unmöglich mit einem gewalttätigen Trinker wie Mathieu alleine lassen konnte. Also blieb sie, noch einen Tag, und eine Nacht, in der sie sich vornahm, am nächsten Morgen wirklich aufzubrechen. Und schaffte es am nächsten Morgen wieder nicht. So vergingen die Tage in Unentschlossenheit und eine üble Stimmung machte sich in dem kleinen Häuschen breit.

Eines Tages schlug Sophie ihren Freunden vor, dass sie gemeinsam zur nahen Aussichtsplattform wandern sollten, und ein Picknick machen, wie sie das in den früheren Tagen ihrer Freundschaft öfter gemacht hatten. Dort würde sie ihnen eröffnen, dass sie nach Paris zurückkehren würde, und sie redete sich ein, dass dann auch für Emma alles besser werden würde.

Wie früher, bevor sie in ihr Leben getreten war.

Schweigend pilgerten sie zum Aussichtsturm. Oben auf der Plattform breiteten sie die Decken aus, die sie mitgebracht hatten, und die Frauen breiteten den Käse und das Brot auf dem Holzbrett aus, doch Mathieu interessierte sich vor allem für den Wein, den sie mitgebracht hatten. Mit gefurchter Stirn stopfte er sich Käse in den Mund und spülte jeden Bissen mit großen Schlucken Wein herunter. Als die Sonne begann, am fernen Horizont unterzugehen, waren bereits zwei der mitgebrachten drei Flaschen

leer, und Mathieu hatte sich außerdem des öfteren aus dem Flachmann bedient, den er seit einiger Zeit ständig mit sich herumtrug. Je betrunken er wurde, desto schlechter wurde die Stimmung auf der Plattform.

»Ich werde euch verlassen«, sagte Sophie schließlich und senkte den Kopf, in der Hoffnung, nicht weinen zu müssen, doch sie konnte ihre Tränen nicht zurückhalten.

»Sophie«, rief Emma leise und umarmte ihre Freundin.

»Na endlich«, sagte Mathieu leise, rülpste, und genehmigte sich einen weiteren tiefen Schluck aus seinem Flachmann.

»Wie kannst du so etwas sagen?«, verlangte Emma zu wissen. »Sophie ist unsere Freundin.«

»Deine wohl eher«, sagte Mathieu, rülpste erneut und stand auf. Nichts war mehr geblieben von dem charmanten, jungen Mann, der einst, in einem längst vergangenen Sommer, so schien es, einer jungen Frau mit einer Reifenpanne geholfen hatte. Jetzt war da nur noch ein ärgerlicher, widerlicher Trunkenbold. Mathieu lehnte sich mit dem Rücken gegen das Geländer der Aussichtsplattform, die Arme aufgestützt, in seiner rechten Hand den Flachmann, der Wind wehte ihm die fettigen Locken in die Stirn, die nun irgendwie gar nicht mehr attraktiv wirkten, sondern nur noch ungepflegt. Er musterte die beiden Frauen abwechselnd, aus blutunterlaufenen kleinen Augen, ein bösesartiges Grinsen auf den Lippen. Er sah aus wie ein garstiges Schwein.

Emma erhob sich nun ebenfalls und starrte diesen Mann an, den sie zu lieben glaubte. Der sich nach Belieben an ihrem zarten Körper verging, der sie anbrüllte und manchmal vielleicht sogar schlug, wer konnte das schon wissen, dachte Sophie, und der keine Liebe in sich trug für dieses zarte, wunderschöne Geschöpf an seiner Seite, nur Trotz und Ärger und Verbitterung und diese widerliche männliche Eifersucht auf alles und jeden, das seinen alleinigen Besitzanspruch in Frage zu stellen schien.

»Warum schenkst du ihr nicht einen kleinen Abschiedsfick, hm?«, schlug Mathieu vor. »Gleich hier, auf dieser Decke. Das wolltest du doch sowieso die ganze Zeit, stimmt's?«

»Mathieu!«, rief Emma, nun rot im Gesicht vor Scham und ... Ist es wahr, dachte Sophie und atemlose Hoffnung regte sich in ihrem Herzen, in diesem unpassendsten aller Momente. Kann es wirklich wahr sein?

»Na los, mach schon, du Lesbe«, sagte der garstige Kerl, und stieß ein bitteres Lachen aus. »So, wie du's mir im Bett erzählt hast. Ein kleiner

Abschiedsfick, na los, ich bin auch nicht böse, wenn ich dabei zugucken darf.«

»Halt den Mund!«, schrie Emma, auf Deutsch, was Mathieu noch mehr zu amüsieren schien.

»Wusste ich es doch«, sagte er mit verschliffener Stimme. »Ich hätte bei französischen Mädchen bleiben sollen. Das sind wenigstens richtige Weiber, die einen Schwanz zu schätzen wissen, und nicht solche verkorksten ...«

Die Ohrfeige traf ihn völlig unvorbereitet. Er starrte Emma aus aufgerissenen Augen an, schien einfach nicht glauben zu können, was da gerade geschehen war. Was sie sich getraut hatte. Emma anscheinend genauso wenig, die einen kleinen Schritt zurücktaumelte, auf das entgegengesetzte Geländer der Plattform zu, den Mund vor ungläubigem Entsetzen aufgerissen.

»Was fällt dir ein, du Schlampe?«, flüsterte Mathieu, aber es war ein gefährliches Flüstern. Das Flüstern eines Mannes, der den Großteil seiner Selbstkontrolle längst an den Alkohol verloren hat, und der nun gerade dabei ist, auch noch den Rest einzubüßen.

Mit erhobener Faust stürzte er vor, auf Emma zu.

Sophie riss sie im letzten Moment zur Seite. Beide Frauen stürzten zu Boden, teils auf die Decke, teils auf die ausgebreiteten Lebensmittel. Die dritte Flasche Wein ging dabei zu Bruch, ihr Inhalt verteilte sich auf dem Blechboden der Plattform, überall waren scharfkantige Glassplitter.

Als sich Sophie wieder aufrappelte, bereits gefasst auf Mathieus nächsten Schlag, war Mathieu nicht mehr da. So, als hätte es ihn nie gegeben, dachte Sophie, während sie die zitternde und schluchzende Emma an sich presste, die allmählich auch begriff, was passiert sein musste.

»Ein Unfall, nur ein Unfall«, murmelte Sophie immer wieder, während die beiden Frauen sich aneinanderklammerten. Und als der erste Schock bei ihr nachließ, begann Sophie sich zu fragen, wer ihnen das glauben würde. Dass es ein Unfall gewesen war.

Und sie begann zu begreifen, dass sie einen Plan brauchen würden. Einen verdammt guten.

## KAPITEL 33

»O kay«, sagt Wiesner, der sich inzwischen wieder einigermaßen gefasst hat. »Lassen Sie mich das bitte noch mal zusammenfassen. Dieser Mathieu, ein Franzose, ist also betrunken auf eine Aussichtsplattform geklettert, von wo aus er in den Tod gesprungen ist. Emma Wagner und Sophie Stratmann waren mit ihm befreundet, weshalb man sie später als Zeugen befragt hat.«

»So steht es in der Akte, ja. Aber natürlich ist das kompletter Schwachsinn.«

»Wieso glauben Sie das, Herr Neumann?«

»Die beiden haben mit diesem Mathieu in einer Art Studenten-WG zusammengewohnt, zwei junge Frauen und ein Kerl. Ist doch klar, dass es da irgendwann Ärger geben musste. Laut ihrer Aussage war Emma Wagner damals seine feste Freundin, und die Stratmann eine gemeinsame Freundin des Paares. Na klar, wer's glaubt.«

»Aber die Polizei hat einen Suizid festgestellt, das geht aus der Akte hervor, wenn ich das richtig verstanden habe, nicht wahr?«

»Ja, so steht es da drin. Und zwar hauptsächlich aufgrund der Aussagen von Emma Wagner und Sophie Stratmann. Und wegen des Notizbuchs, das man in der Jacketasche von diesem Mathieu gefunden hat. Darüberhinaus hat sich die ermittelnde Behörde so für rein gar nichts interessiert, was ebenfalls deutlich aus der Akte hervorgeht, wenn man ein bisschen zwischen den Zeilen lesen kann. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber diese französischen Dorfbullen wollten die Sache einfach vor dem Mittagessen vom Tisch haben, das ist völlig klar. Und halten Sie sich bitte vor Augen,

dass Frau Stratmann – also ich meine natürlich Sophie – recht vermögend ist, und das war sie auch damals schon.«

»Sie glauben, Sie hat jemanden bestochen? Die französische Polizei?«

»Das weiß ich nicht, aber diese Akte ist von vorne bis hinten eine einzige Schluderei, so viel steht fest.«

»Hm«, sagt Wiesner und wartete ab, was da noch kommen würde. Bis jetzt war es jedenfalls nicht viel, fand er, außer haltlosen Mutmaßungen. Und jeder Menge Wut.

»Man sollte dieses Notizbuch zum Beispiel mal einem graphologischen Sachverständigen zeigen«, fuhr Neumann fort. »Und der sollte dann prüfen, ob der letzte Eintrag in dem Tagebuch dieses Mathieu tatsächlich von der selben Person stammt wie die davor. Ich bezweifle das nämlich«

»Glauben Sie nicht, dass die französischen Kollegen das alles schon gemacht hätten, wenn ihnen Zweifel am Hergang des Geschehens gekommen wären?«

»Ja, wenn!«, sagt Neumann. »Entschuldigen Sie, Herr Hauptkommissar, aber Ihre so genannten Kollegen aus der französischen Provinz wollten einfach keine Ungereimtheiten sehen, das sieht jeder, der sich auch nur ein bisschen eingehender mit dieser vorgeblichen Ermittlungsakte befasst. Schwamm drüber, und auf in den Feierabend!«

»Okay«, schlägt Wiesner vor. »Dann würde ich diese Akte gern übersetzen lassen, und mich dann eingehend damit befassen. Und anschließend werde ich mir überlegen müssen, wie ich erkläre, dass ich auf die Idee gekommen bin, mich mit der Vergangenheit der Stratmanns zu befassen, und das ausgerechnet in Frankreich.«

»Da machen Sie sich mal keine Sorgen«, sagt Neumann vieldeutig. »Aber vor allem sollten Sie jetzt diese Emma Stratmann umgehend festnehmen. Immerhin hat sie meine Tochter auf dem Gewissen.«

»Das ist eine ziemlich schwere Anschuldigung, Herr Neumann. Und ich sehe nicht, dass diese französische Fallakte ausreichen würde, um ...«

»Was brauchen sie denn noch?«, tobt der Oberstaatsanwalt. »Sie haben doch das Video gesehen! Irgendetwas lief da zwischen der Wagner und meiner Tochter, und dabei ging es ganz sicher nicht um meine Erziehungsmethoden. Mia muss irgendetwas herausgefunden haben, das Emma Wagner gar nicht in den Kram gepasst hat, also hat sie sie zur Felsspalte gelockt und sie dann da reingestoßen, genau wie sie damals

diesen Mathieu von der Aussichtsplattform geschubst hat, um mit ihrer neuen Flamme durchzubrennen.«

»Aber dafür gibt es doch nicht den geringsten ...«, will Wiesner ansetzen, aber Neumann, der jetzt erst so richtig in Fahrt kommt, wischt den Einwand einfach fort.

»Die Wagner kommt aus dem Nichts, Herr Wiesner, ich habe das überprüft. Die Eltern stottern seit zwanzig Jahren irgendeine Bruchbude ab, die sie sich eigentlich nicht leisten können, und die feine Frau Tochter lässt es sich auf Kosten ihrer Ehefrau hier in Élysée gutgehen, ausgerechnet. Und da wollen Sie mir ernsthaft erzählen, Sie glauben noch an Zufälle? Diese Emma Wagner ist kreuzgefährlich, das sage ich Ihnen! Es würde mich nicht wundern, wenn Sophie Stratmann die nächste ist, der ein seltsamer Unfall zustößt.«

Wiesner findet, dass der Herr Oberstaatsanwalt da gehörig über die Stränge schlägt, offenbar geht seine Fantasie mit ihm durch, und aus irgendeinem Grund hat er sich dabei wohl auf Emma Stratmann, geborene Wagner, eingeschossen. Aber selbst, wenn Wiesner diese Ansicht nicht teilt, gibt ihm die französische Akte zu denken und zumindest in einem Punkt hat der Herr Oberstaatsanwalt recht.

Er wird sich dringend noch einmal mit Emma Stratmann unterhalten müssen.

## KAPITEL 34

EMMA

### FRANKREICH, DAMALS

**W**ährend Sophie den Wagen steuert, schweifen meine Gedanken zurück zu unserer gemeinsamen Zeit in Frankreich. Sophie, Mathieu und ich. Darüber will Wiesner mit uns reden, hat er gesagt. Der worst case ist eingetreten, alte Gräber wurden geöffnet, und jetzt strecken sich Knochenfinger aus nebligen Löchern und greifen gierig nach den Lebenden.

Nach uns.

Was Wiesner allerdings noch nicht weiß, ist, dass für uns die Zeit der Höflichkeitsbesuche und des Entgegenkommens damit abgeschlossen ist. Diesmal haben wir Doktor Schlesinger dabei und der hat uns vor allem eines eingeschärft. Dass *er* reden wird, und wir die Klappe halten sollen.

Was mir ausgesprochen recht ist.

Als er bei uns eintraf, hat ihn Sophie knapp über das in Kenntnis gesetzt, was damals in Frankreich auf dem Aussichtsturm mit Mathieu passiert ist, das heißt, sie erzählte ihm die offizielle Variante der Geschehnisse. Suizid eines alkoholkranken Künstlers, der schon länger mit sich und dem Leben im Allgemeinen unzufrieden war, wie tragisch. Die Variante, die ich als seine Freundin, gegenüber der Polizei mehrfach

erzählte, und die die paar Freunde aus dem Dorf, die er zum Schluss noch hatte, bestätigten. Ja, er habe mürrisch gewirkt, zurückgezogen, regelrecht eigenbrötlerisch und ja, er sei sehr oft betrunken gewesen in letzter Zeit.

Das alles ist wahr.

Bloß hat sich Mathieu nicht selbst getötet. Das ist nur eine Variante der Wahrheit, eine plausible Möglichkeit. Aber es ist die Variante, an die zu halten wir uns gegenseitig geschworen haben, mit allen Konsequenzen. Es ist diese Variante, die wir uns selbst und anderen so oft erzählt haben, bis keine andere Wahrheit mehr übrig war außer der Lüge.

Die Wahrheit, die nirgendwo mehr zu finden ist außer in den tiefsten Gründen unserer schwarzen Herzen ist die: Ich und Sophie haben Mathieu getötet, damals auf dem Aussichtsturm. Als Sophie erklärte, sie werde uns verlassen und zurück nach Deutschland gehen, wurde Mathieu hämisch und dann reicht es mir. Ich sagte ihm, ich würde mich Sophie anschließen. Ich hatte genug von seiner Trinkerei, den wüsten Beschimpfungen und Wutausbrüchen aus den kleinsten Anlässen.

Da wurde Mathieu wütend. Ich glaube, er hätte mich getötet, dort oben auf jener Plattform, wenn Sophie nicht dazwischengegangen wäre. Er hätte mich erwürgt, oder mir mit einer Weinflasche den Schädel eingeschlagen, jedenfalls hatte er eine in der Hand, als er auf mich losging.

Doch Sophie kam ihm zuvor, stieß ihn fort, und er taumelte rücklings gegen das Geländer, prallte dagegen und kam ins Schwanken. Wir stürzten ihm nach, im Reflex. Um seinen Sturz zu verhindern, nehme ich an, zumindest war das wohl die Absicht. Aber als wir ihn erreichten, bedurfte es keiner Worte.

Es war wie Gedankenübertragung.

Jede von uns packte eins seiner Beine, knapp oberhalb des Knöchels, und riss es nach oben. Als wir den dumpfen Aufschlag seines Körpers unten auf der Erde hörten, wussten wir, dass es vorbei war. Und, als hätten wir es geprobt, wussten wir auch schon, was als nächstes zu tun war. Wir rafften alle Dinge, die wir mitgebracht hatten, wieder in den Picknickkorb, nur die Reste der zersplitterten Weinflasche ließen wir da. Später würde die Polizei reichlich Alkohol in Mathieus Blut finden.

Es würde alles zusammenpassen.

Ein paar Wochen später wurde die Aussichtsplattform gesperrt, später in Einzelteile zerlegt und abgerissen. Nachdem die Polizei uns zu verstehen gab, dass die Sache damit für sie abgeschlossen war, kehrten wir

gemeinsam zurück nach Deutschland und ich beendete mein Pädagogikstudium. In meinem letzten Semester wurden Sophie und ich offiziell ein Paar. Und seitdem bindet uns diese Lüge aneinander, in guten wie in schlechten Zeiten. Bis dass der Tod uns scheidet.

Wir haben das Revier erreicht.

Doktor Schlesinger wartet bereits vor dem Eingang auf uns, sein wuchtiger Mercedes ist direkt davor geparkt. So, als wolle er sagen: »Schleppt den ruhig ab, und seht, was ihr davon habt.« Zum ersten Mal seit Wiesners Anruf vorhin fasse ich zaghaft Zuversicht. Schlesinger ist gut, hat Sophie gesagt, einer der Besten. Er wird diese Sache in Nullkommanichts aus der Welt schaffen, zumindest für uns. Er ist ein Kettenhund, das hat Sophie gesagt – in seinem Beisein wohlgemerkt, und da hat sich auf das Gesicht des gepflegten älteren Herren ein wölfisches Grinsen geschlichen.

Alles wird gut werden.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 35

**W**iesner ist nicht wohl bei dieser Sache, und das ist eine krasse Untertreibung. Ihm war bei dieser Sache von Anfang an nicht wohl, aber allmählich erreicht seine Abneigung diesem Fall gegenüber die Grenze des Erträglichen. In Momenten wie diesen wünscht er sich mal wieder, er hätte ein Gemüt wie Schröder, der stoisch auf seinen Monitor starrt, bereit, alles und jeden auszusitzen. Wiesner hingegen steht am Fenster und späht durch die Gardine auf die Straße runter, wie ein Kind, das Angst hat, dass jetzt der Weihnachtsmann dort draußen auftauchen wird, der in diesem Jahr jedoch leider keine Geschenke bringen wird, dafür aber mächtig eins mit der Rute.

Und so ähnlich kommt es dann auch.

Als er den nachtschwarzen Mercedes vorfahren sieht, krampft sich irgendwas in Wiesners Magen schmerzhaft zusammen, und als er den älteren weißhaarigen Mann erkennt, der dem Gefährt entsteigt, wird ihm richtiggehend schlecht. Unverkennbar an seinem säuberlich gestutzten weißen Schnurrbart. Das ist Schlesinger. Nicht irgendein Anwalt, sondern die Sorte, die sich exklusiv mit besonders schweren Fällen befasst, vorzugsweise die High Society betreut und sich das ordentlich was kosten lässt. Daher der Mercedes, der Anzug, der schon auf hundert Meter »teuer!« schreit, das siegessichere Grinsen unter dem weißen Schnäuzer und der federnde Schritt des Mittsechzigers, der vermutlich besser in Form ist als Wiesner das je war oder sein wird. Die Sorte Anwalt, die in Talkshows herumgereicht wird, und dort vor dem jubelnden Publikum öffentliche Schimpftiraden über die Unzuverlässigkeit des Rechtssystems vom Stapel

lässt. Auch wenn es genau dieses System ist, das dafür sorgt, dass Leute wie er sich dumm und dämlich verdienen können.

Wiesner ist klar, warum Schlesinger hier ist, der jetzt draußen auf der Straße herumsteht, eine fleischgewordene Provokation. Es gibt nicht viele, die sich diesen Kerl leisten können. Die Stratmann-Frauen gehören aber definitiv zu diesem erlesenen Kreis. Nachdem der erste Anflug von Panik in Wiesner sich gelegt hat, setzt sein Bulleninstinkt wieder ein. Und der verrät ihm: Die Tatsache, dass Emma Stratmann, geborene Wagner, ausgerechnet einen Kerl wie Schlesinger auf den Plan ruft, obwohl die Polizei bisher noch niemanden offiziell irgendeiner Straftat bezichtigt hat, könnte durchaus als ein Hinweis auf so etwas wie ein schlechtes Gewissen zu werten sein.

Ein zweiter Wagen fährt vor, dem jetzt zwei Frauen entsteigen, dann fährt der Wagen weiter. Das Ehepaar Stratmann, und offenbar haben die beiden sich extra hierfür eine Limousine mit Chauffeur gegönnt. Falls Wiesner, dessen fünfzehn Jahre alter Renault auf dem Parkplatz hinter dem Gebäude vor sich hinrostet, bisher noch nicht kapiert haben sollte, wo genau in der sozialen Hierarchie er sich einzuordnen hat, das hier macht es überdeutlich. Sich einen Fluch verkneifend, zieht sich der Hauptkommissar von seinem Beobachtungsposten zurück und sagt zu Schröder: »Sie sind da, Udo. Es geht los.«

Schröder grunzt etwas Unverständliches, dann erhebt er sich, rückt noch einen Stift auf seiner Schreibtischplatte zurück, und knöpft sich das Jackett zu, wobei Wiesner auffällt, dass das absolut erbärmlich an ihm herumhängt und überhaupt nicht passt, besonders über dem Bauch. Seine eigene Garderobe ist vermutlich auch nicht viel besser, und so treten sie jetzt diesen drei Geschniegelten gegenüber, einer davon ein kampferprobter Spitzenanwalt. Es ist einfach nur erbärmlich.

Aber einer muss den Job schließlich machen.

»Sie haben Schlesinger dabei«, sagt er auf dem Flur zu Schröder, während sie zu dem Besprechungsraum laufen, den sie für das Gespräch reserviert haben. Selbst in Gedanken vermeidet Wiesner das Wort ›Verhör‹, denn es ist ja keins, dafür hat er noch nicht annähernd genug in der Hand, was auch Schlesinger vermutlich weiß. Was es ist, ist eine Zeugenbefragung, die dritte in Folge, und allein diese Tatsache dürfte Schlesinger als Anlass genügen, die ganze Sache in der Luft zu zerreißen.

Der schmerzhafteste Druck in Wiesners Magen nimmt nochmals zu und ihm wird klar, dass er den restlichen Tag Sodbrennen haben wird, mal wieder.

Dann erreichen sie den Besprechungsraum. Es ist der beste Raum, den sie im gesamten Revier haben. Was Wiesner nun ebenfalls vollkommen erbärmlich vorkommt. Die lange Tischplatte, von Kratzern überzogen, die Konferenz-Telefonanlage in der Mitte, die auch schon bessere Tage gesehen hat, die durchgeessenen Polsterstühle. Aber auch daran lässt sich nun nichts mehr ändern.

Minuten später führt man ihre drei Besucher herein.

Aus der Nähe betrachtet sind die Stratmann-Frauen sogar noch adretter als durch die nikotinfleckige Gardine von Wiesners Büro aus beobachtet. Wie ein verdammter Spanner, denkt Wiesner mit einem inneren Kopfschütteln. Schlesinger macht einen auf bissig und wirkt fidel und sportlich wie eh und je. Hol ihn der Teufel.

Auch Schlesinger erinnert sich offenbar noch an den Hauptkommissar von irgendeiner früheren Begegnung. »Herr Wiesner«, sagt der Anwalt, in einem Ton, als seien sie alte Bekannte, die gelegentlich miteinander Golf spielen, und dann gibt er ihm lächelnd die Hand, danach Schröder. Das verblüfft Wiesner derart, dass er ganz vergisst, den alten Anwalt darauf hinzuweisen, dass er eine Amtsbezeichnung führt, zumal hier auf dem Revier, und nicht bloß irgendein *Herr* ist. Egal. Er und Schröder nehmen Platz, und erwarten, dass ihre Gäste das ebenfalls tun.

Die aber bleiben stehen, augenscheinlich hat Schlesinger sie diesbezüglich bereits vorab ausführlich eingeschworen. Na klar, denkt Wiesner, der alte Fuchs ist hier, um anzugeben. Und das macht er nur, weil er genau weiß, dass wir rein gar nichts gegen seine Klientin in der Hand haben.

»Das hier wird nicht lange dauern«, stellt Schlesinger fest. Die beiden Frauen stehen hinter ihrem Anwalt, keine Regung auf ihren schönen, betont ausdruckslosen Gesichtern. Beinahe wünscht man sich, sie *hätten* Dreck am Stecken, denkt Wiesner. Und vor allem, dass man's beweisen könnte.

Als Wiesner dann Emma Stratmann bittet, ihm das, was damals in Frankreich passiert ist, nochmals zu erzählen, weigert sie sich rundheraus, woraufhin Schlesinger einsetzt und bemerkt, dass die Fallakte seit über zehn Jahren geschlossen ist und außerdem nur die französischen Behörden etwas angeht, womit er leider absolut Recht hat. Dann fährt er die schwereren Geschütze auf. Deutet an, dass sich seine Klientin davon

belästigt fühlt, dass sie nun schon zum dritten Mal grundlos verhört wird, und er empfiehlt mit einem Lächeln, dass Wiesner und Kollege sich vielleicht erstmal eine Liste machen sollten, bevor sie losgehen und Zeugen befragen.

Dem stimmt Wiesner zu, aus vollem Herzen. Er wünschte bloß, irgendjemand würde das auch mal Viktor Neumann erklären. »Es gab neue Entwicklungen in dem Fall«, versucht Wiesner eine ziemlich schwachbrüstige Erklärung. »Und auf den Fall in Frankreich sind wir erst vor sehr kurzer Zeit gestoßen. Wir hätten uns gewünscht, dass uns Frau Stratmann in dieser Hinsicht vielleicht ...«

»Und ich wünschte, Sie würden mir zuhören, Herr Hauptkommissar«, sagt Schlesinger, immer noch freundlich lächelnd, und sich nun offenbar doch plötzlich des Dienstgrads seines Gegenübers bewusst. »Dieser Fall ist ab-ge-schlos-sen, spielt keine Rolle mehr, ist nicht relevant für irgend etwas. Schon gar nicht für die Ermittlungen im Fall des bedauernswerten Unfalls, der Mia Neumann zugestoßen ist. Wozu sollte meine Klientin Sie damit belästigen?«

Wiesner sagt nichts dazu. Was sollte er auch sagen? Dass der Rechtsmediziner seit Neuestem glaubt, Mias Tod *könnte* ein Mord sein, Betonung auf *könnte*? Oder dass Oberstaatsanwalt Neumann mittlerweile völlig durchgedreht ist und überall Gespenster sieht, auch in über zehn Jahre alten französischen Akten zum Suizid irgendeines Künstlers, und er, Wiesner, diesen ganzen Mist nun auszubaden hat?

»Hören Sie«, sagt Schlesinger, und setzt sich nun doch, aber nur auf die Stuhlkante. Die Botschaft ist klar, er lässt sich kurzzeitig auf Wiesners Augenhöhe herab, aber nur für einen Augenblick, und dann will er auch gleich wieder los, und nie wieder von der Sache hören müssen. Was Wiesner ihm leider nicht garantieren kann. »Hören Sie, Herr Hauptkommissar, ich bin kein Idiot.« Schlesinger senkt verschwörerisch die Stimme, als er weiterspricht. »Mir ist bekannt, wer Mias Vater ist, und ich verstehe, dass er Köpfe rollen sehen will. Ich bin selbst Vater und Großvater, und ich möchte mir gar nicht ausmalen, was der arme Mann im Moment durchmacht.«

Wiesner starrt auf die Tischplatte vor sich.

»Aber Sie sollten seine Ambitionen nicht noch zusätzlich befeuern, Herr Hauptkommissar. Ich fürchte, das könnte sonst gewaltig nach hinten losgehen. Für alle Beteiligten. Auch für Sie, Herr Wiesner.«

»Drohen Sie mir etwa?«, fragt Wiesner, und weiß selbst nicht, woher er plötzlich die Kraft nimmt, den Kopf zu heben und Schlesinger anzuschauen. Vielleicht, weil ihn auch dessen kaum verhüllte Drohungen mittlerweile kaum noch erreichen. Mit der Zeit stumpft schließlich jede Klinge ab.

Schlesinger strahlt ihn an, als habe Wiesner soeben vorgeschlagen, bei einem Kneipenausflug unter Kumpels die dritte Runde zu bezahlen. »Wo denken Sie hin, Herr Hauptkommissar?«, fragt er dann. »Was ich meine, ist, dass ich vorschlagen möchte, dass Sie erst sich einmal genauer mit den Umständen des aktuellen Falls befassen, bevor Sie meine Klientin erneut behelligen. Damit zum Beispiel, was vor Mias Verschwinden im Hause Neumann passierte, und auch damit, wie meine Klientin hier offensichtlich auf das Übelste diffamiert wird. Gehen Sie zum Beispiel mal der Frage nach, wer ihr das hier angetan haben könnte.«

Er zieht sein Handy aus der Innentasche seines Jacketts, entsperrt es und dreht es dann so, dass Wiesner auf das Display schauen kann. Darauf erkennt Wiesner einen ihm inzwischen wohlbekannten weißen Jeep Wrangler, dessen komplette Seite der Schriftzug MÖRDERIN zielt, aufgesprüht in roter Farbe, offenbar von ungeübter, aber fraglos zorniger Hand. Wiesner hat wenig Zweifel, um wessen Hand es sich dabei nur handeln kann, auch wenn er ernsthafte Schwierigkeiten hat, sich vorzustellen, dass Viktor Neumann sich zu Derartigem herablässt. Andererseits, der Mann ist verzweifelt. Verzweifelt und vielleicht gefährlich.

»Das ist der Wagen meiner Klientin«, führt Schlesinger aus. »Und ich denke, uns beiden ist klar, dass der Kreis der Personen, die das wissen, recht klein ist. Mir ist bewusst, dass Ihr Job im Moment kein leichter ist, aber wir alle haben unsere Aufgabe zu erfüllen, und das – um ganz offen zu sein – ist nun mal ihre. Hiermit erstattet meine Klientin offiziell Anzeige wegen Vandalismus.«

Wiesner nimmt es mit einem Nicken zur Kenntnis. »Gegen wen?«, fragt er, und hofft, dass Schlesinger das leichte Schwanken in seiner Stimme nicht bemerkt hat.

»Vorerst gegen Unbekannt«, sagt Schlesinger und steckt sein Handy zurück in die Jackettasche. »Die offizielle Anzeige geht Ihrer Behörde in den nächsten Tagen zu. Und es gibt noch ein paar andere Dinge, mit denen Sie sich bei Gelegenheit einmal befassen sollten.«

»Wie darf ich das verstehen?«.

»Nun, ich würde mich zum Beispiel fragen, woher eigentlich das Video stammt, dass mysteriöserweise ausgerechnet am Tag nach Mias Verschwinden dem Direktor der Schule zugespielt wurde. Ein Video, das meine Klientin im Gespräch mit Mia Neumann zeigt. In diesem Gespräch, das gab meine Klientin ja bereits zu Protokoll, klagte Mia über die bevormundende Art ihres Vaters, um es einmal milde auszudrücken. Sie verstehen, was ich damit sagen will?«

»Das Video stammte aus dem Internet«, sagt Wiesner ausweichend.

»Ja«, sagt Schlesinger und erhebt sich. »Aber irgendwer muss es hochgeladen haben, nicht?«

Dann dreht er sich ohne ein weiteres Wort um und öffnet seiner Klientin und deren Ehefrau die Tür. Wiesner spart sich das Aufstehen, und bleibt grübelnd zurück, als die Tür hinter Schlesinger und den Stratmann-Frauen ins Schloss fällt. Das Gespräch war ein kurzes gewesen, diesbezüglich hatte Wiesner sich nicht geirrt. Aber auch aufschlussreicher, als er zu hoffen gewagt hatte. Geradezu inspirierend.

»Sag mal, Udo«, wendet er sich an seinen Kollegen, als sie allein im Besprechungsraum sind. »Du hast doch ´nen guten Draht zu diesem Technikfreak im Labor unten?«

»Willart?«, fragt Schröder. »Klar.«

Genau, was Wiesner hören wollte.

## KAPITEL 36

**J**ulian Jensen scrollt sich durch die geheime Fotosammlung auf seinem iMac. Verschwommene Schnappschüsse, Bilder, die er von der Schülerzeitung abfotografiert hat, Screenshots von Instagram, es sind etliche. Ein paar der Fotos hat er selbst geschossen, und mit einer Bildbearbeitungssoftware zusätzlich aufbereitet. Das Motiv ist auf jedem Bild dasselbe: Mia Neumann.

Ekelhaft findet Julian das, wie sich die Erwachsenen auf ihren Tod gestürzt haben, wie die Aasgeier. Auch sein eigener Vater, der Mia gefunden hat, ausgerechnet. Wie der sich nun damit brüstet, nachdem sie alle losgezogen sind wie die Piraten bei der Schatzsuche, widerlich.

Klar, Mia hatte gute Gründe, von zu Hause abzuhausen, bei diesem Ekelpaket von einem Vater, wenigstens mal für eine Nacht. Aber sie ist bestimmt nicht im Dunkeln auf den Felsen herumgeklettert, ausgeschlossen, das kann Julian sich einfach nicht vorstellen. Sie war nicht dumm, schon gar nicht so dumm. Und selbst, wenn sie da herumgeklettert wäre, dann wäre sie ganz bestimmt nicht reingefallen. Die ganze Geschichte ergibt für Julian einfach keinen Sinn.

Aber sie macht ihm Angst, diese Geschichte, und zwar gewaltig. Mal abgesehen von der Trauer, die er empfindet, und die er jetzt nicht zeigen kann, keinem. Nicht seinen Eltern, nicht seinen Mitschülern, die auch alle nur so tun, als ob sie einen Plan hätten, davon ist Julian überzeugt.

Und schon gar nicht darf er seine *Angst* irgendwem zeigen.

Angst, weil es nämlich noch eine andere, durchaus wahrscheinliche Möglichkeit gibt, was Mia zugestoßen sein könnte. Oder vielmehr: *Wer* Mia zugestoßen sein könnte.

Eine Möglichkeit, die mit der ebenfalls beängstigenden Tatsache zu tun hat, dass Simon Schwarz sich noch immer nicht gemeldet hat, seit die Ferien begonnen haben. Nicht bei Julian und auch bei keinem der anderen, die sich manchmal bei den Felsen treffen. Stattdessen kriechen dort jetzt die Bullen im Dreck herum, nehmen jeden Quadratzentimeter unter die Lupe. Wobei sie dort wer weiß was finden könnten, denkt Julian, und vielleicht noch mit Fingerabdrücken dran?

Scheiße.

Und ausgerechnet jetzt ist Simon wie vom Radar verschwunden. In Urlaub gefahren angeblich, aber das glaubt Julian nicht. Simon würde das alles nicht einfach so zurücklassen, Ferien oder nicht, und schon gar nicht, ohne irgendwem bescheid zu sagen, das wäre viel zu gefährlich, sogar für ihn.

Könnte Mia etwa doch was gewusst haben?

Julian weiß es nicht, aber *falls* sie etwas gewusst und es dieser Lehrerin, der Stratmann, verraten hat, dann könnten sie alle am Arsch sein, und Julian will sich gar nicht ausmalen, wie das enden könnte. Aber es bedeutet auch, dass es Leute gibt, die ein großes Interesse daran gehabt haben dürften, dass Mia schweigt, und zwar für immer. Und die jetzt scharf drauf sind, zu erfahren, ob die Stratmann tatsächlich etwas weiß, und wenn ja, wie viel. Und falls sie etwas weiß, oder diese Leute auch nur Grund zu der Annahme habe, droht ihr mit Sicherheit das gleiche Schicksal.

Und vielleicht ist das alles seine Schuld.

Weil er ihnen die direkte Vorlage für diese Idee geliefert und sie auch noch öffentlich ins Netz gestellt hat. Dabei war das Ganze nur als Scherz gedacht, ein dummer Streich, und ja, vielleicht war auch ein bisschen Eifersucht dabei. Weil Mia sich ihrer Lehrerin anvertraut hat, und nicht ihm. Für einen Moment überlegt Julian tatsächlich, zu seinen Eltern zu gehen, jetzt gleich, runter ins Wohnzimmer, und ihnen alles zu erzählen, die ganze Geschichte, von Anfang an und mit allen Details, aber natürlich geht das nicht, denn dann würde der Ärger erst richtig losgehen. Damit brächte er unweigerlich auch seine Eltern in Gefahr. Nein, er kann jetzt nicht aussteigen, er muss es einfach aussitzen, und hoffen, dass der Sturm an ihm vorüberzieht.

Vielleicht hat er ja Glück.

Unten klingelt es, und er hört, wie die Haustür geöffnet wird. Vermutlich irgendwelche Nachbarn, die sich zum tausendsten Mal von

seinem Vater die tolle Story erzählen lassen wollen, wie er todesmutig auf den Felsen im Wald herumgeklettert ist und Mias Leiche dort unten hat liegen sehen. Sein Vater, der große Held. Bloß, dass Mia trotzdem tot ist, und nie wieder lächeln wird, oder ihm ein flüchtiges Hallo zuwerfen, oder mit ihnen bei den Felsen abhängen, oder irgendwas.

Und dass der Sturm noch lange nicht vorüber ist.

Julian horcht auf, als er die Schritte auf der Treppe hört, die hinauf in den ersten Stock führt, und die sich dann auf sein Zimmer zubewegen. Offenbar haben seine Eltern ihren Besuch im Schlepptau. Was wollen die von ihm? Hastig schließt Julian das Bildbetrachtungsprogramm und ruft das Word-Dokument mit dem Aufsatz auf, an dem er angeblich schon seit Tagen arbeitet.

Die Tür öffnet sich, niemand hat angeklopft, obwohl er das mit seinen Eltern vereinbart hat. Als Julian sich herumdreht, einen entsprechenden Hinweis auf den Lippen, bemerkt er den schockierten Ausdruck in den Gesichtern seiner Eltern, die jetzt zur Seite treten, um drei weitere Männer einzulassen.

»Julian, das sind ...«, beginnt seine Mutter, doch dann bricht ihre Stimme ab. Julian sieht Tränen in ihren Augen schimmern, sie senkt den Kopf.

»Schon gut, Frau Jensen«, sagt ein kleiner, dünner Mann, der den seltsamen Trupp offenbar anführt. In Kombination mit dem schnauzbärtigen Typen neben ihm, groß und irgendwie schwerfällig, wirkt er geradezu grotesk, das perfekte Slapstick-Duo. Dick und Doof, bloß, dass der Kleine nicht die Spur doof aussieht.

»Mein Name ist Hauptkommissar Wiesner«, sagt der Zwerg. »Kriminalpolizei. Das hier ist mein Kollege, Hauptkommissar Schröder, und Herr Willart von unserer technischen Abteilung. Wir würden uns gern mit dir unterhalten, Julian.«

Julian spürt, wie alle Luft aus seinen Lungen weicht. Mit letzter Kraft, so scheint es ihm, behält er eine aufrechte Körperhaltung bei, um nicht einfach vom Stuhl zu rutschen. Er schafft es sogar, zu nicken. Locker bleiben, sagt er sich. Die wissen gar nichts. Die fischen absolut im Trüben, es kann gar nicht anders sein.

»Wir haben Grund zu der Annahme ...«, beginnt Wiesner, doch da fällt ihm der dritte Kerl ins Wort, dieser Willart von der technischen Abteilung, was immer das heißen soll. Ein komplett durchschnittlicher Typ, abgesehen

vielleicht von seiner wirklich hervorstechend hässlichen Kassengestellbrille und einem leichten Überbiss.

»Entschuldigen Sie«, sagt Willart zu Wiesner, dann wendet er sich an Julian: »Wir müssen dich bitten, aufzustehen, und dich von dem Gerät zu entfernen.«

»Hä?«, macht Julian.

»Deinem Computer. Und bitte lass deine Hände dort, wo wir sie sehen können.«

Kopfschüttelnd steht Julian auf, läuft auf Beinen wie aus Wackelpudding hinüber zu seinem Bett und setzt sich dort auf die Bettkante. Seine Mutter hält es nun nicht mehr aus, rauscht durch das Zimmer auf ihn zu, setzt sich neben ihn. Legt ihren Arm um seine Schulter. Wodurch sich Julian allerdings nur noch schwächer vorkommt.

»Okay, ich hab's«, sagt der Technikheini zu Wiesner, der sich daraufhin wieder Julian zuwendet: »Julian, wir haben Grund zu der Annahme, dass von deinem Rechner ein gewisses Video in Umlauf gebracht wurde, auf dem Mia Neumann zu sehen ist.«

»Scheiße«, flüstert Julian Jensen, dann schwindet wirklich alle Kraft aus seinem Körper und er rutscht an der Seite seine Mutter in sich zusammen.

»Julian«, sagt sein Vater, und seine Stimme zittert dabei. »Stimmt das? Hast du dieses Video gemacht, von Mia und ... und dieser Lehrerin?«

»Bitte, Herr Jensen«, sagt Wiesner und lächelt Julians Vater gezwungen an. »Wenn Sie so nett wären und mir die Befragung überlassen könnten?«

Doch Julians Vater hat genug gesehen und gehört. Wortlos dreht er sich um und stapft nach unten. Typisch. Sollen sich andere darum kümmern, was sein missratener Sohn jetzt schon wieder angestellt hat.

»Also, Julian«, sagt Wiesner noch einmal. »Es geht hier zunächst nur um ein Video, das du ins Internet gestellt hast. Leute ohne ihr Einverständnis zu filmen, stellt natürlich eine Straftat dar, und dieses Video dann in verleumderischer Absicht in Umlauf zu bringen, nun ja, das ist dann nochmal ein anderes Kaliber. Aber wenn du uns jetzt alles erzählst, von Anfang an, könnte ich mir vorstellen, dass du bei dieser Geschichte mit einem blauen Auge davonkommst. Aber dazu musst du mir jetzt wirklich alles erzählen, Julian. Die volle Wahrheit und nichts auslassen. Schaffst du das?«

Julian starrt ihn an, dann wird er für einen Moment von dem Techniktypen Willard abgelenkt, der sich daran macht, seinen Computer

von den Kabeln zu trennen, offenbar, um ihn mitzunehmen. »Den müssen wir beschlagnahmen, fürchte ich«, erklärt Wiesner. »Aber anschließend bekommst du ihn unbeschadet zurück, versprochen.« Jetzt lächelt er sogar, aber es ist dasselbe aufgesetzte Lächeln wie vorhin. Doch Wiesner hat ihm auch versprochen, dass er aus der Sache relativ ungeschoren rauskommen könnte. Und das ist alles, was Julian jetzt will, rauskommen aus dieser Sache.

Also beginnt er zu erzählen.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 37

» kay, ich habe das Video gemacht«, sagt Julian. »Das gebe ich zu. Und mir ist klar, dass das nicht in Ordnung war, das tut mir echt leid.« Das stimmt, aber es fühlt sich dennoch nicht so an, als würde er damit eine schwere Last von seinem Gewissen laden. Er fühlt überhaupt nichts in diesem Moment. Er muss sich zusammenreißen, denkt er. Sich jetzt nicht verplappern. Den Bullen nur das sagen, was sie ohnehin schon wissen. Bloß, woher soll er wissen, was das ist?

»Gut«, sagt Wiesner und zieht sich den Bürosessel heran, auf dem Julian gerade noch gesessen hat, während Willart, der Techniker, weiter fröhlich unter dem Schreibtisch herumkriecht und alle möglichen Kabel löst. Der dritte im Bunde, dieser schnauzbärtige Bär, steht einfach nur herum und guckt Löcher in die Luft. »Du bist Mia also gefolgt, Julian. Nur dieses eine Mal?«

Julian schüttelt den Kopf. Er weiß, dass sie die Bilder auf seinem Rechner finden werden, seine *Sammlung*. Er weiß, wie das für sie aussehen muss. Vermutlich werden sie sich das Maul darüber zerreißen, und über ihn. Julian hofft inständig, dass niemand an der Schule je davon erfahren wird, nicht seine Mitschüler, vor allem nicht die Mädchen und ganz besonders nicht Viktor Neumann. Der würde ihn glatt umbringen. Der Kerl ist ernsthaft irre, und das ist auch Mia irgendwann klargeworden. Warum sonst hing sie wohl in letzter Zeit ständig mit den anderen bei den Felsen herum, trotz Julians Warnung, sich nicht mit diesen Typen einzulassen? Alles ist schiefgegangen, und dabei wollte er Mia nur beschützen, und das hatte gar nichts mit Frau Stratmann zu tun, aber auch das kann er den Bullen nicht verraten, denn es würde die falschen Fragen aufwerfen.

»Du hast sie gemocht, Mia, hm?«, fragt Wiesner und macht einen auf einfühlsam. Aber er übertreibt es ein bisschen, findet Julian, es kommt nicht glaubwürdig rüber. Und er braucht jetzt keinen verdammten Psychoonkel, er braucht einen Ausweg aus diesem verdammten Schlamassel.

Also sagt er: »Ja, klar. Alle haben sie gemocht. Alle haben sie gemocht.«

»Okay, verstehe«, sagt Wiesner. »Und manchmal hast du heimlich Videos von ihr gemacht?«

Julian schüttelt den Kopf. »Nur dieses eine Mal. Es gibt ein paar Fotos. Ich hab sie aber nicht gestalkt oder so, es war nur ...« Er spricht nicht aus, was es war. Er weiß es nämlich selbst nicht.

»Okay«, sagt Wiesner und mimt weiter den Verständnisvollen. »Wusstest du, dass sie sich im Wald mit Frau Stratmann treffen wollte?«

»Nein.«

»Dann weißt du auch nicht, worüber die beiden da gesprochen haben?«

»Nein, dafür stand ich zu weit weg, es ist nichts zu hören auf dem Video. Ich meine, ich wollte ja nicht, dass die mich sehen ... die hätten mich ja für sonstwas halten können, ´nen Spanner oder so. Dabei war es reiner Zufall, dass ich sie da hab stehen sehen.«

»Klar«, sagt Wiesner. »Und dann hast du das Video ins Netz hochgeladen. Und diese Herzchen? Was sollte das bedeuten?«

Gute Frage, denkt Julian. Verdammt gute Frage. »Ach, nur so ... es sollte sowas wie ein Scherz sein, ich hab nicht nachgedacht.«

»Ein Scherz?«

»Na, weil die Stratmann, also Frau Stratmann ... weil sei doch, na ja ... also, weil sie mit einer Frau verheiratet ist. Ach verdammt, ich weiß auch nicht. Es ist nicht wirklich komisch, überhaupt nicht eigentlich.«

»Hast du etwas gegen Frau Stratmann, Julian? Gab es mal Ärger bei ihr im Unterricht oder so?«

»Nein, überhaupt nicht, sie ist eigentlich voll in Ordnung. Ich meine ... ach, es war echt nur ein dummer Witz, völlig dumm. Das tut mir echt leid. Auch, dass Frau Stratmann deswegen Ärger an der Schule bekommen hat und das alles. Das wollte ich wirklich nicht.«

»Warst du vielleicht eifersüchtig auf Frau Stratmann?«

Julians Kopf ruckt hoch. »Nein! Wieso das denn?«

»Weil Mia sich ihr offenbar anvertraut hat, und nicht, sagen wir mal, dir.«

Hast du eine Ahnung, denkt Julian. Und schüttelt ein weiteres Mal schweigend den Kopf. »Ich wollte einfach ein bisschen auf sie aufpassen. Ist das denn ein Verbrechen?«

»Ganz sicher nicht, Julian, aber das musst du mir jetzt schon mal erläutern: Auf sie aufpassen? Wovor wolltest du sie denn beschützen?«

»Ich wollte einfach nicht, dass sie irgendetwas Mist macht«, sagt Julian, und erstmals in diesem Gespräch sieht er Licht am Horizont. »Ihr ging es nicht so gut in letzter Zeit. Sie hatte einigen Stress zu Hause, wissen Sie?« Er ist sich ziemlich sicher, dass Wiesner das schon weiß. Umso besser, denkt er. Es ist gefährlich nah an der Wahrheit, aber er hofft, dass der Bulle nur an das Offensichtliche denken wird. »Ich hatte Angst, dass sie vielleicht auf dumme Ideen kommt, nehme ich an.«

»Zum Beispiel auf die Idee, auf den Felsen herumzuklettern?«

»Kann schon sein.«

»Dann hat sie sowas wohl öfter gemacht? Sich mutwillig in Gefahr begeben?«

»Nein, so war es auch nicht. Aber manchmal ...« Wieder überlegt Julian blitzschnell. Was werden die anderen Schüler sagen, falls Wiesner die ebenfalls befragt? Er weiß es nicht. Weiß nicht, ob die seine Darstellung von Mia bestätigen oder widerlegen werden. Aber andererseits, wer weiß schon, was im Kopf einer siebzehnjährigen Schülerin vorgeht? Die Erwachsenen glauben doch sowieso, dass alle Jugendlichen hormongesteuerte Zeitbomben sind, die sie erst entschärfen können, wenn richtige Erwachsene draus geworden sind. Spießige Langweiler wie sie selbst. Also sagt er: »Manchmal hatte sie diese Laune, da war sie echt down. Ich nehme an, wegen ihrem Alten.«

Er blickt kurz zu Wiesner hoch. Er und der schnauzbärtige Teddybär wechseln einen Blick. Das mit ihrem Vater wissen sie also auch schon. Natürlich, denkt Julian, immerhin war sein eigener Vater ja derjenige, der überall herumerzählt hat, dass Mia und ihr Vater sich so laut gestritten haben, dass es noch in ihrem Haus zu hören war, trotz der Entfernung und der Hecke zwischen beiden Grundstücken. Gut, denn das macht es nur noch glaubwürdiger.

Julian entschließt sich, noch ein Detail hinzuzufügen. »Das war echt übel«, sagt er. »Die hatten sich ständig in den Haaren und dem war völlig egal, wie es Mia dabei ging. Manchmal hab ich gedacht, eines Tages tut er ihr mal noch was an.«

»Du meinst ihren Vater, Viktor Neumann?«, fragt Wiesner mit hochgezogenen Augenbrauen, wobei Julian auffällt, dass sein Gesicht jetzt ein paar Spuren blasser wird, als es ohnehin schon ist. Daher weht also der Wind, denkt Julian. Kein Wunder. Staatsanwaltschaft, Polizei, das ist doch alles derselbe Brei. Die so genannte Staatsgewalt. Also nickt Julian so, dass es die Staatsgewalt auch recht gut sehen kann. Sollen die sich mal gegenseitig an die Gurgel gehen, solange sie ihn nur in Ruhe lassen.

»Aber sie war cool«, setzt er noch einen drauf und stößt ein wehleidiges Lachen aus. »Sie hat sich von ihrem Alten nichts sagen lassen, hatte immer ihren eigenen Kopf, hat ihm richtig Paroli geboten. Das hab ich echt an ihr bewundert.« Klar, denkt er, und all das hat sie mir erzählt, während wir händchenhaltend durch den Hamstetter Forst spaziert sind.

Als ob.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 38

**A**ls Julian Jensen am nächsten Tag vor dem Haus von Simon Schwarz steht, ist ihm sofort klar, dass damit auch das letzte bisschen Hoffnung für ihn stirbt, sauber aus dieser Sache rauszukommen. Niemand ist zu Hause, was absolut zu erwarten war. Es war Leichtsinn, überhaupt herzukommen, denn warum sollte der Lehrer ihm ausgerechnet jetzt den Gefallen tun, zurückzukehren, bloß, weil Julian ihn braucht?

Dennoch, er hatte es probieren müssen.

Weil er nicht weiß, an wenn er sich sonst wenden soll.

Doch von Simons Passat keine Spur, die Fenster und Türen des alten Forsthauses sind fest verschlossen. Julian steigt dennoch die paar Stufen auf die Veranda vor dem Haus, um an der Eingangstür zu klinken. Abgeschlossen, natürlich, auch auf sein wiederholtes Klopfen antwortet niemand.

Dann bemerkt Julian die Werbung und Tageszeitungen, die aus dem Briefschlitz in der Tür quellen. Für einen Moment überlegt Julian, ob der das *Zeug* nicht einfach auch in Simons Briefschlitz werfen soll, aber dann kommt ihm der Gedanke, dass es zu viel dafür ist. Es könnte steckenbleiben, halb drinnen und halb draußen, für jeden gut sichtbar, und das will Julian ganz bestimmt nicht.

Also macht er sich auf die Suche nach einer alternativen Möglichkeit.

Auf der Rückseite des Hauses findet er die Hintertür ebenfalls verschlossen vor, ebenso alle Fenster. Nichts zu machen, und schließlich kann er das *Zeug* auch nicht einfach so auf der Veranda liegen lassen. Als er die sich auf dem Waldweg nähernden Schritte hört, fährt er erschrocken

zusammen. Er ist absolut sicher, dass ihm niemand in den Hamstetter Forst gefolgt ist.

Doch dann keimt Hoffnung in ihm auf. Vielleicht ist es Simon.

Als er vorsichtig an der Seitenwand des Hauses entlang zurück zur Vorderseite schleicht und um die Ecke lugt, bemerkt er einen Mann, der dort steht, und ihm den Rücken zuwendet, zum Glück. Kahl rasierter Schädel, das ist alles, was Julian aus seinem Versteck heraus erkennen kann. Also ist es schon mal nicht Simon, und auch wirkt der Kleidungsstil des Mannes seltsam unpassend in der Umgebung des heruntergekommenen Forsthauses mitten im Wald. Knielanger Wollmantel, enge, schwarze Jeans. Robuste, aber kostspielig aussehende Lederstiefeletten. Keiner, mit dem man Stress haben möchte, das wird auf den ersten Blick und sogar von hinten klar. Vermutlich liegt das an seiner Körperhaltung.

Der Mann klopft an der Tür, wie Julian das ein paar Minuten früher schon probiert hat, versucht danach die Klingel, aber natürlich erhält auch er keine Antwort aus dem Inneren des Hauses. Julian schlüpft wieder zurück hinter die Ecke des Forsthauses, dann schleicht er tiefer in den Wald und versteckt sich hinter einem Gebüsch. Nur für den Fall, dass der Glatzkopf ebenfalls auf die Idee kommen sollte, sich mit der Rückseite des Hauses zu beschäftigen.

Dort wartet er zehn Minuten.

Als nichts passiert, schleicht er sich wieder zum Haus zurück, doch da steht niemand mehr, der Glatzkopf ist offenbar weitergezogen. Doch allein dessen Auftauchen sorgt dafür, dass Julian seinen ursprünglichen Plan verwirft, den Inhalt seines Rucksacks einfach irgendwo in der Nähe von Simons Haus zurückzulassen, aber loswerden muss er das Zeug auf jeden Fall, denn wer kann schon wissen, was die Bullen als Nächstes vorhaben – zum Beispiel eine Hausdurchsuchung. Möglich wäre das immerhin. Schließlich geht er zurück auf den Waldweg, der ihn hergeführt hat, zurück in Richtung Parkplatz. Dabei behält er die Bäume auf beiden Seiten des Weges im Auge.

Schließlich findet er einen, der ihm markant genug erscheint, um ihn später leicht wiederfinden zu können. Eine uralte Eiche mit einem Stamm, der mal gut zwei Meter im Durchmesser gemessen haben muss, bis der Blitz einschlug und ihn in zwei Bäume verwandelte. Zwei tote Bäume, an denen jetzt kein einziges Blatt mehr hängt. Das sollte genügen, um es später leicht wiederzuerkennen oder auch, um es jemandem erklären zu können.

Genau an dieser Stelle tritt Julian in den Wald, und zählt dabei seine Schritte. Als er bei fünfzig angekommen ist, bleibt er stehen und hockt sich hin.

Mit beiden Händen schaufelt Julian die lockere Erde beiseite, bis ein kleines Loch entstanden ist, so tief, dass Julians gesamter Unterarm darin verschwindet. Dann nimmt er den Rucksack von seinen Schultern, öffnet ihn und entnimmt ihm einen Plastikbeutel, den er in das Loch legt. Dann scharrt er es wieder zu, zum Schluss stampft er die lose Erde fest und schiebt noch ein paar Blätter über die Stelle.

Als das erledigt ist, geht er zu der gespaltenen, toten Eiche zurück, betritt den Waldweg und läuft in Richtung Parkplatz zurück. Nach ein paar Metern beginnt er zu rennen, froh, diese Bürde endlich losgeworden zu sein.

Nicht mehr sein Problem, soll Simon sich darum kümmern, oder wer auch immer.

Ein paar Minuten später tritt die Gestalt des kahlköpfigen Mannes geräuschlos aus den Schatten zwischen den Bäumen hervor und geht zielgerichtet auf die Stelle zu, an der Julian den Plastiksack vergraben hat. Der Mann zückt ein gefährlich aussehendes Jagdmesser und beginnt, ein Loch in die festgestampfte Erde zu graben. Er muss nicht lange graben, bis er auf den Plastiksack stößt.

## KAPITEL 39

### EMMA

Ich möchte nicht mehr weg aus Élysée. Je weniger Neumann mich hier haben will, desto entschlossener bin ich, darum zu kämpfen, hierzubleiben. Um mein Recht, genauso behandelt zu werden wie alle anderen hier. Soll Neumann doch ersticken an seinen mittelalterlichen Vorurteilen und seiner Egomanie. Ich überlege sogar, ob ich Sophie nicht doch von dem erzählen soll, was er mir damals an den Kopf geworfen hat, als er an jenem Abend vor unserem Gartentor auftauchte und mir versicherte, dass ich keinen Fuß mehr in diese Nachbarschaft setzen würde, wenn er erst mit mir fertig sei. Der Abend, an dem er mich eine Nutte nannte, und einen Parasiten. Wenn Sophie davon erführe, wäre es vermutlich besser für *ihn*, sich schleunigst aus dem Staub zu machen. Oder nie geboren worden zu sein.

Als es klingelt und wir Schlesinger einlassen, drückt er jeder von uns herzlich die Hand. Wie immer ist er ausgesprochen adrett gekleidet, auf eine beinahe schon pedantische Weise, und trägt sein übliches siegessicheres Lächeln im Gesicht. Wieder einmal frage ich mich, wie alt er wohl sein mag. Die schlohweißen Haare wirken aufgrund seines sportlichen und beinahe jugendlichen Auftretens beinahe so, als seien sie gefärbt. Ein Mann in der Blüte seines Lebens, auf dem Gipfel des Erfolgs. Es tut gut, ihn auf unserer Seite zu wissen.

Seine Begleitung ist ein jüngerer Mann von vielleicht fünfunddreißig Jahren, mit ernsten, etwas verschlossen wirkenden Gesichtszügen,

Dreitagebart und einer blank polierten Glatze. Das muss dann wohl der angekündigte ›Spezialist für moralische und juristische Graubereiche‹ sein, wenn ich Schlesinger da richtig verstanden habe. Auch der jüngere Mann trägt hochwertige Kleidung, seine wirkt aber eher robust, beinahe schon militärisch. Schwarze, eng anliegende Jeans und Lederstiefel, dazu ein knielanger Mantel.

»Das ist Herr Harforch«, stellt Schlesinger ihn vor, und zwinkert Sophie fröhlich zu. »Er ist mein Mann für besondere Anlässe, und ich hatte Ihnen ja versprochen, dass Sie sich kennenlernen. Also, hier ist er.«

Harforch reicht jeder von uns seine Hand. Sein Händedruck ist fest und knapp, sein Lächeln professionell, die Lippen dünn, während er mit einem schnellen Blick seine Umgebung erfasst, als würde er sie routinemäßig auf mögliche Fluchtwege überprüfen oder sowas. Der Mann ist ein bisschen furchteinflößend, aber das kann vermutlich nur zu unserem Vorteil sein.

»Herr Harforch ist lizenzierter Privatdetektiv, und, wenn ich das so sagen darf, einer der besten der Branche.«

Harforch nimmt das kommentarlos zur Kenntnis, woraus ich nur schließen kann, dass er selbst ebenfalls dieser Meinung ist oder dass ihn Schlesingers Einschätzung seiner Fähigkeiten deutlich weniger interessiert als die pünktliche Bezahlung seiner Aufträge.

Wir gehen voran ins Wohnzimmer und nehmen dann alle um den Cafétisch herum Platz. Auch hier huscht der Blick von Harforchs schwarzen Stahlmurmel-Augen blitzschnell durch das Zimmer, bevor er sich setzt. Sophie und ich nehmen auf der Couch Platz, Schlesinger und der Privatdetektiv jeweils in einem der gemütlichen Ohrensessel. Getränke und Erfrischungen jedweder Art schlagen beide aus. Schlesinger brennt förmlich darauf, endlich zur Sache zu kommen, das ist ihm deutlich anzumerken.

»Also, meine Damen«, beginnt Schlesinger und das verschmitzte Grinsen unter seinem gestriegelten weißen Schnurrbart wird jetzt noch etwas breiter. »Ich möchte nicht mehr von Ihrer Zeit als unbedingt nötig beanspruchen, also kommen wir doch gleich zur Sache, ja? Inzwischen konnte ich, dank der Bemühungen von Herrn Harforch und Kollegen, in Erfahrung bringen, von wem das Video stammt.«

Wir starren ihn beide gespannt an.

»Es wurde hochgeladen, und daher sehr wahrscheinlich auch aufgenommen von einem Schüler an Ihrer Schule, Emma.« Als er das sagt,

krampft sich mein Herz zusammen. Er sieht mich direkt an. »Julian Jensen, kennen Sie ihn?«

Das verblüfft mich dann doch. »Julian?«, sage ich. »Klar, er ist in derselben Klassenstufe wie Mia, also ...« In der Mia *gewesen* ist, denke ich. Als sie noch lebte. »Aber ich verstehe nicht ganz, fürchte ich. Was soll denn Julian damit zu tun haben?«

»Die Beweggründe von Julian Jensen entziehen sich bisher leider meiner Kenntnis«, sagt Schlesinger. »Aber ich gehe davon aus, dass die Polizei inzwischen schon zu demselben Schluss gelangt ist und den Jungen zur Stunde über eben jene Gründe befragt. Sollte das bis morgen nicht passiert sein, werden wir wohl ein bisschen nachhelfen müssen. Anonym, versteht sich, und ohne Sie zusätzlich in die Sache zu verwickeln. In jedem Fall werde ich Akteneinsicht fordern, falls die Behörden danach immer noch Vorwürfe gegen Sie erheben sollten, Emma.«

»Vorwürfe? Was denn für Vorwürfe?«, fragt Sophie alarmiert.

»Das steht momentan noch in den Sternen, fürchte ich«, erwidert Schlesinger. »Aber ich glaube, uns allen ist inzwischen recht gut bewusst, dass der Einfluss des Herrn Oberstaatsanwalts durchaus auch bis in die inneren Kreise der Polizeibehörden reicht, und dass Herr Wiesner ... nun, sagen wir, dass er recht zugänglich für Einflüsterungen aus dieser Richtung zu sein scheint. Ganz ehrlich, meine Damen? In seiner Haut möchte ich gerade nicht stecken. Er steht unter enormem Druck, und der geht direkt von der Oberstaatsanwaltschaft aus.«

»Neumann«, ächze ich.

Er stößt ein kultiviertes Lachen aus, als hätte jemand gerade einen durch und durch sitzamen Witz gemacht. Aber meine gerade noch gute Laune ist jetzt wie weggeblasen. Ich hatte geglaubt, dass es Schlesinger gelungen sein würde, mich vollständig zu entlasten und jetzt sowas? Es steht in den Sternen, welche Vorwürfe Wiesner als Nächstes gegen mich erheben könnte?

»Sie glauben also, dass die Polizei mich vielleicht doch noch als Verdächtige sieht, in ...« Ich kann es gar nicht aussprechen. »Im Fall Mia Neumann.«

»Das kann ich noch nicht mit Bestimmtheit sagen«, fährt Schlesinger gut gelaunt fort, als wäre der Umstand, dass ich demnächst vielleicht einer Mordanklage gegenüberstehe, nichts weiter als eine kleine Unannehmlichkeit. »Aber offen gestanden glaube ich das eher nicht. Nicht

nach dem, was Herr Harforch außerdem noch über diesen Julian Jensen herausgefunden hat. Der zudem im Haus direkt neben dem der Familie Neumann wohnt, richtig?«

Sophie und ich nicken synchron. Die Jensens sind außerdem die Nachbarn, die den Streit zwischen Mia und ihrem Vater mitbekommen haben, zumindest hat das Vivian Lasalle behauptet. Bloß weiß ich im Moment überhaupt nicht mehr, wem ich noch vertrauen soll. Nicht, nachdem ich gerade erfahren habe, dass der Sohn der Jensens mir oder Mia nachgeschlichen ist und heimlich ein Video von uns gemacht hat, das er anschließend noch mit ein paar kindischen Herzchen verzierte und ins Internet hochlud, damit es jeder sehen kann.

»Was haben Sie also noch herausgefunden?«, frage ich.

»Etwas, das die ganze Sache für Herrn Wiesner noch deutlich pikanter machen dürfte«, antwortet Schlesinger. »Ich glaube, er wird sich schon bald auf einen neuen Verdächtigen einschießen müssen und angesichts dieser neuen Umstände bin ich durchaus geneigt, seiner Theorie zuzustimmen, dass Mia Neumanns Tod kein Unfall war.«

Wenn er doch endlich aufhören würde, um den heißen Brei herumzureden.

»Sie glauben also inzwischen auch, dass es Mord war«, flüstere ich. Spreche es zum ersten Mal aus, dieses Wort. *Mord*, und ich stecke mittendrin, zumindest den Stimmen in Neumanns Kopf zufolge. Für den ich eine Nutte bin und ein Parasit, der aus Élysée herausgeschnitten gehört wie ein Krebsgeschwür. Und aus Sophies Leben. Aber das wird nicht passieren, nichts davon. Denn wir lieben uns, und mir ist egal, wie kitschig das klingen mag. Es ist einfach eine Tatsache.

Schlesinger nickt leichthin, ohne dass sein Lächeln auch nur eine Winzigkeit von seiner strahlenden Intensität einbüßt. Dann nickt er Harforch zu, der daraufhin eine große Plastiktüte unter seinem Jackett hervorzieht, wo er sie wohl die ganze Zeit mit sich herumgeschleppt haben muss. Es ist eine von diesen großen, mit einem Ziplock-Verschluss, wie man sie gelegentlich in Krimis sieht, wenn die Polizei am Tatort Beweise eintütet. Harforch legt die Tüte vor uns auf den Tisch.

Darin steckt eine weitere Plastiktüte, in der sich etwas befindet, das aussieht wie große Salzkristalle. »Das«, erläutert Harforch, »ist Methamphetamin, auch bekannt als Crystal Meth.«

Sophie saugt scharf die Luft ein. Ist der Typ irre, das in unser Haus mitzubringen? Sind das etwa die guten Nachrichten, die Schlesinger uns versprochen hat? Eine Tüte voll Drogen?

»Keine Angst«, sagt Schlesinger. »Herr Harforch wird dieses Paket umgehend der Polizei übergeben. Interessant an diesem kleinen Päckchen ist nämlich außerdem das, was man nicht sieht, jedenfalls nicht mit bloßem Auge. In diesem Fall die Fingerabdrücke eines gewissen Julian Jensen, die sich an der Plastiktüte im Inneren befinden. Herr Harforch war bereits so frei, dies zu überprüfen, und außerdem sicherzustellen, dass es sich bei dem Inhalt des Beutels tatsächlich um eine Droge handelt. Und nicht etwa bloß um ein paar Stückchen Kandiszucker.« Schlesinger gluckst vergnügt.

»Wie kommen denn Julians Fingerabdrücke da dran?«, frage ich.

Der bis dahin völlig schweigsame Harforch meldet sich zu Wort. »Nachdem wir herausgefunden haben, dass der Junge das Video gedreht hat, habe ich mich ein bisschen an seine Fersen geheftet. Wollte wissen, was der junge Mann so treibt in seiner Freizeit. Ob er vielleicht öfter durch die Gegend streift und Videos von Leuten ohne deren Einverständnis dreht. Als er Élysée das nächste Mal verließ, bin ich ihm daher gefolgt. Zu einem Forsthaus im Hamstetter Forst, vielleicht kennen Sie es? Da wohnt ein Lehrer, der auch an Ihrer Schule unterrichtet, ein gewisser Simon Schwarz.«

Sophie schüttelt den Kopf, und ich schweige, während ich innerlich zu Eis erstarre. Simons Haus. Was zur Hölle kann Julian da gewollt haben?

»Aber dort war offenbar niemand daheim, also ging Julian wieder. Das kam mir doch sehr merkwürdig vor, also folgte ich ihm weiter und sah dann zufällig, wie er dieses Zeug vergrub, offenbar, um es später wieder auszugraben. Wenn die Luft wieder rein wäre. Vermutlich war die Polizei da bereits wegen des Videos bei ihm und er dachte, es sei wohl besser, dieses Zeug vorübergehend loszuwerden, falls die Beamten erneut bei ihm auftauchen sollten und sich genauer umsehen möchten.«

»Moment«, unterbreche ich ihn. »Und Sie absolut sind sicher, dass das Zeug Julian gehört?« Ich kann mir das überhaupt nicht vorstellen, aber bis vor wenigen Minuten hatte ich mir auch nicht vorstellen können, dass Julian derjenige ist, der das Video gedreht und ins Internet gestellt hat.

Er nickt. »Es sind Fingerabdrücke dran, jede Menge, das habe ich bereits untersucht. Und ich habe außerdem gesehen, wie er den Beutel angefasst hat, als er ihn vergrub. Demnach müssen es seine Fingerabdrücke sein. Was wiederum bedeutet, dass wir der Polizei zweifelsfrei darlegen

können, dass Julian Jensen – dieselbe Person, die dem späteren Opfer Mia Neumann hinterhergeschlichen und heimlich Videos von ihr gedreht hat, in Drogengeschäfte verwickelt ist, und das hier ist auch keine Menge mehr, welche die Polizei als Eigenbedarf anerkennen würde. Wir reden hier von organisiertem Drogenhandel, und dafür, das können Sie mir glauben, interessiert sich die Polizei *immer*, besonders, wenn es Minderjährige betrifft. Dass Julian mit dem Opfer bekannt war, ist unbestritten. Ich denke, wir sollten es der Polizei überlassen, da eine konkrete Verbindung herzustellen, aber ich möchte weiter zu bedenken geben, dass das Video, das Sie ja überhaupt erst ins Spiel brachte, Frau Stratmann, just am Tag nach Mia Neumanns Tod an den Direktor der Schule geschickt wurde, an der Sie unterrichten.«

»Und das bedeutet?«

»Ohne dieses Video, Emma«, erklärt Schlesinger, »wäre nie auch nur der Hauch eines Verdachtes gegen Sie aufgekommen, Emma. Das zu beweisen, wird unsere primäre Strategie sein. Aus diesem Grund werde ich eine sofortige Einstellung jeglicher Untersuchungen gegen Sie fordern, und gnade ihm Gott, sollte Wiesner auch nur noch einmal sein Gesicht in Ihrer Nähe zeigen.«

Er grinst mich breit an.

Und so allmählich macht es auch bei mir Klick.

»Dann stammte das Video also doch nicht von Neumann«, sage ich leise, und Schlesinger nickt mir aufmunternd zu. »Und daher vermutlich auch nicht die Sprühfarbe auf meinem Auto.« Und nicht der Zettel unter dem Scheibenwischer und der Stein in der Windschutzscheibe. Das alles muss Julian gewesen sein, und nicht Neumann. Julian, der Mia heimlich hinterhergeschlichen ist und dabei vielleicht randvoll mit irgendwelchen Drogen war. Und sich in seiner hormongeschwängerten Umnachtung eingeredet hat, ich würde ihm die Freundin wegschnappen.

Und jetzt verstehe ich auch, wieso.

Mia hatte mir erzählen wollen, was wirklich an der Lichtung bei den Felsen passiert, doch bevor sie dazu kam, war sie gestorben. Jetzt verstehe ich, warum Schlesinger so grinst. Ja, es geht um Mord, und noch dazu an einer Schülerin, doch nun gibt es einen überaus plausiblen, neuen Verdächtigen. Einen siebzehnjährigen Jungen, dem jetzt vermutlich ein Aufenthalt im Jugendknast bevorsteht, vielleicht Schlimmeres. Aber das ist nicht das eigentlich Elegante daran, kapiere ich einen Augenblick später.

Das wirklich Tolle an dieser Lösung ist, dass Neumann damit die Möglichkeit erhält, sein Gesicht zu wahren. Ein trauernder Vater, der vielleicht ein bisschen übereifrig auf die Polizei eingewirkt hat, was aber letztlich dazu geführt hat, dass der wahre Mörder seiner Tochter gefunden wurde. Neumann selbst kommt also ungeschoren davon, trotz seiner Vorwürfe, trotz seiner Einmischung.

*Trotz der Dinge, die er mir an den Kopf geworfen hat.*

Ist das vielleicht Gerechtigkeit?

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 40

**W**iesner betrachtet den Jungen, der ihm gegenüber an dem wackligen Tisch sitzt. Die Handschellen haben sie ihm inzwischen abgenommen, aber das Wasser, das vor ihm steht, hat der Junge nicht einmal angerührt. Er sitzt einfach da, den Kopf gesenkt, und starrt auf die künstliche Holzmaserung der Tischplatte. Seine Hände klammern sich an die Kante des Tisches, als habe er Angst, dass das ganze Ding sonst zusammenfallen könnte. Dabei schluchzt er ungehemmt.

Wiesner ist sich sicher, dass sie ihn haben.

Er wird gestehen, und zwar alles.

Julian Jensen, der Mörder von Mia Neumann, oder vielleicht auch nur derjenige, der einen Unfall verschuldet hat, auch wenn das inzwischen unwahrscheinlich erscheint. Kein Profikiller, keine heimtückische Schattenmacht. Bloß ein Junge, der für einen Augenblick die Kontrolle verloren hat.

Nein, zwingt sich Wiesner zu denken, auch wenn es ihm schwerfällt. Nein, das stimmt nicht. Dieser Junge ist nicht harmlos. Dieser Junge hat sein Recht auf Milde abgegeben, als er anfang, mit Drogen zu handeln. An der Schule, wie sie inzwischen wissen, hat er das Zeug an seine Mitschüler vertickt, und ganz bestimmt nicht, weil er auf das Geld angewiesen wäre. Die Erträge sind Peanuts, für ihn und seine Eltern.

Es ging ihm nur um den Nervenkitzel, und das ist auch der Grund, aus dem das Zeug so reichlich Abnehmer fand. Eben, weil es gefährlich ist, dieses Zeug, und das wissen die Kids sehr wohl. Und doch suchen sie diesen Ausweg, *jeden* Ausweg aus dem, was sie für ein unerträglich belangloses Leben halten.

Ein Junge, dessen Eltern ihm jeden Wunsch von den Lippen ablesen, und sich auch wirklich jeden noch so großen Wunsch ihres verwöhnten Sohnmannes leisten können. Ein Junge, der nie auch nur einen Ferienjob annehmen musste, um sich etwas kaufen zu können. Der bereits als Jugendlicher all das hat, wovon neunzig Prozent der anderen Menschen nur träumen können. Schuhe, Klamotten, Handys, Computer, medizinische Betreuung – von allem nur das Beste, das Neueste, das Teuerste.

»Okay, Julian«, sagt Wiesner in versöhnlichem Ton. »Das mit dem Video war harmlos, aber das mit den Drogen ist kein Kavaliersdelikt mehr, das ist dir klar, oder?«

Der Junge nickt und schluchzt erneut.

»Also, von jetzt an keine Spielchen mehr, einverstanden? Denn das würde die Sache nicht besser machen, vor allem nicht für dich, haben wir uns da verstanden?«

Der Junge zieht er geräuschvoll die Nase hoch.

»Also. Woher hast du das Zeug?«

Für eine lange Weile bleibt Julian jede Reaktion schuldig, aber schließlich murmelt er irgendwas von einem Typen und irgendwelchen Felsen.

»Etwas lauter bitte«, unterbricht Wiesner ihn. »Und sprich bitte in Richtung Mikrofon.«

Julian hebt den Kopf, räuspert sich und wiederholt dann mit verheulter Stimme: »Von so einem Typen von außerhalb, der manchmal bei den Felsen mit uns rumhängt. Ein älterer Typ.«

»Von außerhalb, aha. Und das bedeutet?«

»Nicht aus Élysée. Keiner von den Bewohnern da. Ich weiß nicht, wo er herkommt.«

»Name?«

»Weiß ich nicht, den hat er mir nie verraten. Alle nannten ihn Spike.«

»Und dann lässt du dir von einem Wildfremden, dessen richtigen Namen du nicht mal kennst, einen Beutel Crystal Meth andrehen, ja? Erwartest du ernsthaft, dass ich dir das glaube?«

»So war das nicht«, erwidert Julian. »Irgendwer kannte ihn, und er hatte immer Bier dabei und so. War halt ein cooler Typ. Ich wollte halt kein Spießer sein vor den anderen.«

»Kein Spießer?«, fragt Wiesner interessiert. »Indem du anderen Kindern an der Schule Drogen verkaufst?«

»Kinder!«, stößt Julian verächtlich hervor. »Sie haben ja keine Ahnung.«

»Warum hilfst du mir dann nicht ein bisschen auf die Sprünge, Julian? Erklär's mir. Wer hat außer dir noch Drogen von diesem Mann gekauft? Die Namen deiner Freunde wirst du ja wohl kennen.«

»Ich ...«, sagt Julian, dann bricht er ab. »Ich kann es nicht sagen«, sagt er schließlich. »Ich würde richtig Ärger bekommen. Mit diesen Leuten ist echt nicht zu spaßen, wirklich!« Plötzlich hebt er den Kopf und blickt Wiesner aus verheulten Augen an, jetzt wirkt er wirklich wie ein Kind. Ein kleiner Junge, der hingefallen ist und sich das Knie aufgeschlagen hat. Tränenfeuchte Wangen und Rotz, der ihm aus der Nase über die Lippen läuft. Abwesend leckt er sie ab, was in Wiesner widersprüchliche Gefühle irgendwo zwischen väterlicher Zuwendung und Ekel hervorruft. »Ich kann darüber wirklich nicht reden, tut mir leid.«

»Okay. Willst du, dass ich *das* dem Staatsanwalt erzähle?«, fragt Wiesner, wohl wissen, dass das für Julian kaum einen Unterschied machen dürfte, jetzt nicht mehr. Und dass er das vermutlich ebenfalls weiß. »Dass du nicht ein bisschen kooperierst in dieser Sache?«

Julian schweigt und senkt den Kopf wieder, um auf die Tischplatte zu starren.

»Es war so ein großer Typ mit Bart, und er trug immer schwarze Klamotten, das ist alles, was ich weiß«, sagt er schließlich. »Kann ich jetzt gehen?«

Beinahe entfleucht Wiesner ein Lachen. Na klar, jetzt kannst du gehen, Julian. Und dass ich dich ja nie wieder beim Drogenhandeln erwische! Oder dabei, wie du Mädchen in Felsspalten stößt. Du musst mir nur dein Pfadfinderehrenwort geben, dass du das künftig wirklich, wirklich bleibenlässt.

»Da wäre noch etwas«, sagt Wiesner. »Wusste Mia Neumann von der Sache mit den Drogen, Julian?«

»Keine Ahnung, weiß ich doch nicht.«

»Aber es wäre immerhin möglich gewesen, dass sie etwas mitbekommen hat?«

»Kann schon sein.«

Dann lässt Wiesner die Bombe platzen. »Hast du sie deshalb in die Spalte gestürzt, Julian?« ruft er so laut, dass Julian zusammenfährt. »Weil sie gedroht hat, deine Drogengeschäfte aufliegen zu lassen?«

Julian Jensens Kopf ruckt hoch, er schaut Wiesner aus weit aufgerissenen Augen an. »Was?«, ächzt er. »Was haben Sie gerade gesagt?«

Wiesner wiederholt es nicht. Aber er schaut lange in dieses kindliche, verheulte Gesicht. Lange genug, damit sein Instinkt sich einschalten kann. Instinkt, wie die einen es nennen, oder jahrzehntelange Erfahrung. Was davon es ist, spielt keine Rolle, nur eines ist gewiss, Wiesners Instinkt irrt sich selten. Und in diesem Moment sagt er Wiesner, dass die Überraschung in Julian Jensens Gesicht echt ist.

Dass der Junge keine Ahnung davon hat, was mit Mia Neumann wirklich geschah.

Dass er kein Mörder ist.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 41

Eine knappe Stunde später sitzt Wiesner wieder in seinem Büro und ist vollkommen ratlos. Als er heute Morgen den Asservatenbeutel von diesem Privatdetektiv namens Harforch erhielt, und dieser die Geschichte, wie er diesen Beutel fand, zu Protokoll gab, war er noch zuversichtlich gewesen. Sicher, nahezu. Alles war so schlüssig erschienen. Ein Teenager, der sich in Drogengeschäfte hatte verwickeln lassen. Ein Mädchen, das diesen Geschäften zufällig auf die Spur gekommen war und sich damit an ihre Lehrerin gewandt hatte. Panik, dass die ganze Sache auffliegen könnte, ein nächtliches Treffen am bekannten Treffpunkt der Jugendlichen mitten im Wald. Dann eine Aussprache, Emotionen, die hochkochen, und eine Kurzschlussreaktion. Vielleicht mit einem Stein, oder einem schweren Ast, und immerhin hatte der Junge noch ausreichend Geistesgegenwart besessen, diese Tatwaffe loszuwerden, nachdem er Mias Leiche den Felsen hinaufgeschleppt und in die Felsspalte geworfen hatte. Und ja, er wäre beinahe durchgekommen damit, bis heute ist sich selbst der Rechtsmediziner nicht *hundertprozentig* sicher.

Doch dann war es richtig verwirrend geworden. Ein regelrechtes Netz aus Lügen, Halbwahrheiten und Antworten, die alle Alarmglocken in Wiesner hatten schellen lassen. Alarmglocken, die blöderweise darauf bestanden, dass der Junge hin und wieder tatsächlich die Wahrheit von sich gab.

Allerdings an den merkwürdigsten Stellen.

Bis gar nichts mehr einen Sinn zu ergeben schien.

»Du weißt, welchen Wagen deine Lehrerin fährt, Frau Stratmann?«, hatte Wiesner gefragt, und der Junge hatte genickt.

»Einen weißen Jeep Wrangler.«  
»Da macht sich rote Farbe besonders gut, nicht?«  
»Hm?«, hatte Julian gefragt und die Stirn krausgezogen. »Rote Farbe?«  
»Na, zum Beispiel, um das Wort MÖRDERIN draufzusprühen, in fetten, roten Großbuchstaben.«  
»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«  
»Das warst du also nicht?«  
»Was war ich nicht?«  
»Derjenige, der auf Frau Stratmanns Wagen das Wort Mörderin gesprüht hat.«  
»Nein, ich ... keine Ahnung, warum hätte ich das denn tun sollen?«  
»Aus demselben Grund, aus dem du das Video an den Direktor deiner Schule geschickt hast.«  
»Hab ich nicht, wirklich. Ich hab es nur gefilmt.«  
»Und Herzchen drauf gemacht.«  
»Ja, und das tut mir ...«  
»Und es hochgeladen«, hatte ihn Wiesner rüde unterbrochen, in dem Bemühen, das Tempo der Befragung zu variieren und dadurch Druck aufzubauen.  
»Ja, klar«, hatte Julian geantwortet, aber der fragende Ausdruck war dabei nicht aus seinem Gesicht gewichen.  
»Aber an den Direktor willst du es nicht geschickt haben?«  
»Nein, natürlich nicht!«

Und das war Problem Nummer eins gewesen. Willart, der Computerexperte und Skatkumpel von Schröder, hatte ihm nämlich Folgendes erklärt. Herauszufinden, von welchem Computer das Video ins Internet geladen worden war, sei kein Problem gewesen. Der Nutzer hatte sich keine besondere Mühe gegeben, seine Identität zu verschleiern. Jeder mit ein bisschen Ahnung von der Materie, hatte Willart erklärt und dabei vermutlich hauptsächlich sich selbst gemeint, hätte das rauskriegen können. Nicht so allerdings mit der E-Mail an den Direktor, die den Link zu eben jenem Video enthalten hatte. Dafür hatte jemand eine anonyme Mailadresse benutzt, die man auf bestimmten, darauf spezialisierten Plattformen im Internet erhielt, welche versprachen, den E-Mail-Account schon wenige Minuten nach dem Senden der Mail wieder zu löschen, samt aller Daten über den Nutzer, der einen solchen temporären Account angelegt hatte.

Wie passte das zusammen?

Nun, eine mögliche Erklärung war, dass Julian, als er das Video gedreht hatte, noch keine Veranlassung gesehen hatte, auf seine Anonymität zu achten. Er hatte sich zu diesem Zeitpunkt lediglich einen Scherz erlauben wollen. Doch nachdem er Mia in die Spalte gestürzt hatte, war ihm klargeworden, dass er das Video nachträglich dazu benutzen konnte, den Verdacht auf seine Lehrerin zu lenken, gegen die er ohnehin einen Groll hegte, vermutlich aus Eifersucht.

Das war durchaus plausibel, aber eben nicht die einzige Möglichkeit. Also hatte Wiesner sich zum Frontalangriff entschieden. »Wo warst du am Abend des Dienstags letzter Woche, Julian?«, hatte er gefragt. »Etwa gegen neunzehn Uhr dreißig?«

»Keine Ahnung«, hatte Julian gesagt und dabei ein Gesicht gezogen, als habe Wiesner ihn soeben gebeten, sich daran zu erinnern, was er an diesem Datum vor zehn Jahren zum Frühstück gegessen hatte.

»Zur Erinnerung, es war der Abend, an dem Mia Neumann starb.«

»Ach so.« Keine sichtbare Reaktion, nur dieses *Ach so*, das Wiesner gleich wieder stutzig machte. Wenn dieser Junge ihm etwas vormachte, war er ausgebuffter als die meisten professionellen Schwerekriminellen, denen Wiesner im Lauf seiner Karriere gegenübergesessen hatte, und das waren eine Menge gewesen.

»Also nochmal: Wo warst du an diesem Abend?«, hatte Wiesner gefragt, sich durchaus der Tatsache bewusst, dass sie die Antwort darauf schon kannten. Sie kannten sie, seit Willart das Handy des Jungen untersucht hatte. Die Triangulation aus den drei nächsten Sendemasten hatte ein ziemlich eindeutiges Ergebnis produziert, und nun hoffte Wiesner beinahe, dass Julian dieses Ergebnis abstreiten würde. Denn dann hätte er ihn bei einer Lüge ertappt, und das konnte alles entscheiden.

Doch stattdessen hatte der Junge es rundheraus zugegeben.

»Ich war dort«, hatte er leise gesagt. »Bei der Spalte, ja. Ich war mit Mia verabredet gewesen.« Und hatte wieder zu heulen begonnen. Minutenlang war nichts als Schluchzen aus ihm rauszubekommen gewesen, während es Wiesner nur mühsam gelungen war, seine Ungeduld zu zügeln.

»Und was ist dann passiert?«, hatte er gefragt, als der Junge sich schließlich wieder etwas beruhigt hatte.

»Sie ist nicht gekommen«, hatte Julian gesagt. »Also bin ich wieder abgehauen.« Dann wieder dieses Stirnrunzeln, als erinnere er sich an etwas, das ihm gerade erst wieder eingefallen war. »Da war jemand«, hatte er

gesagt. »Im Wald, in der Nähe der Felsspalte. Ich hab nicht erkennen können, wer, aber ich glaube, er hat mich bemerkt. Dann ist er davongerannt.«

»Er?«, hatte Wiesner interessiert gefragt. Interessiert und völlig ratlos. Jedes bisschen Verstand schrie ihm zu, dass der Junge gelogen hatte. Dass er lediglich versuchte, den Verdacht von sich auf den großen Unbekannten zu lenken. Eine Strategie, die Wiesner schon unzählige Male grandios hatte versagen sehen. Doch sein Instinkt, kaum mehr als ein leises Flüstern am Rande seiner Wahrnehmung, sagte etwas anderes. Er sagte, dass der Junge die Wahrheit erzählte, so unwahrscheinlich das auch erschien. Dass er viel zu fertig und zu schlecht vorbereitet war, um zu lügen. Dass er sich immer noch sicher war, dass er aus dieser Sache einigermaßen ungeschoren herauskommen würde. Schließlich kamen Leute wie seine Eltern, Neumann und all die anderen steinreichen Pinkel in ihrem verfluchten, goldenen Sperrgebiet *immer* ungeschoren davon. Womit auch immer.

Und dann war auch noch das letzte bisschen Logik in sich zusammengefallen.

»Was hast du dann gemacht?«, hatte Wiesner gefragt. »Nachdem Mia nicht auftauchte?«

»Ich bin zurückgefahren. Nach Hause.«

»Mit dem Rad?«

»Ja.«

»Bist du am Parkplatz vorbeigekommen?«

»Ich ... ach scheiße. Sie wissen das auch schon, oder?«

Wiesners Instinkt hatte sich urplötzlich von einem Flüstern in ein Brüllen verwandelt. *Wie kann der Junge so ein ausgefuchster Lügner sein, wenn er jetzt eine derart dämliche Frage stellt?* »Ja«, hatte Wiesner gesagt, auch wenn er keine Ahnung gehabt hatte, wovon der Junge sprach. »Natürlich wissen wir davon. Ich möchte es aber von dir hören.«

»Okay«, hatte Julian gesagt, schwer ein- und stoßweise wieder ausgeatmet. »Ich war das mit dem Zettel, okay? Und den Stein habe ich auch geworfen, aber ich wollte wirklich nicht, dass Frau Stratmann etwas passiert. Das müssen sie mir glauben.«

Für den Bruchteil einer Sekunde war das Puzzle perfekt gewesen. Ein Stein, natürlich. Der Stein, mit dem er Mia im Affekt auf den Kopf geschlagen hatte. Die Tatwaffe, die er entsorgt hatte, nachdem er ihren Tod durch einen Unfall kaschiert hatte.

Doch ... was für ein Zettel?

»Nur weiter«, hatte Wiesner gesagt, nun selbst seine Ungeduld kaum noch im Zaum haltend. »Erzähl mir alles, ganz von vorn.«

»Also, ich hab ihn da sehen stehen, den Jeep von der Stratmann, okay? Ist ja auch kaum zu übersehen, und es war sowieso der einzige Wagen auf dem ganzen Parkplatz. Also hab ich einen Zettel geschrieben, sie soll sich verpissen, und ihn unter ihren Scheibenwischer gesteckt. Weil ... ach, ich weiß auch nicht. Ich war sauer wegen Mia, denke ich. Wegen dem, was auf dem Video zu sehen war. Wie sie Mia angefasst hat, das wollte ich nicht. Ich meine, die ist doch lesbisch und ...«

Wiesner hatte nur mit Mühe die Fassung bewahren können. Wovon zum Teufel redete der Junge da? Doch dann war auch bei Wiesner der Groschen gefallen. Puzzelteile waren an ihre vorgesehenen Stellen gerückt und ergaben jetzt ein Bild. Allerdings das vollkommen *falsche* Bild. Ein Bild, das Wiesner zwang, alles zu hinterfragen, was er bisher herausgefunden zu haben glaubte.

»Ich hab den Zettel gerade so noch unter den Scheibenwischer klemmen können, da kam sie auch schon aus dem Wald gelaufen, also hab ich mich schnell versteckt, im Gebüsch, und da war dieser Stein. Gar kein großer, aber ich hatte eben eine solche Wut. Da hab ich den Stein geworfen, o Mann, das war so dämlich. Sie war schon losgefahren, und das Ding ist ihr voll auf die Frontscheibe gekracht. Ich hab gedacht ... scheiße, ich hab gedacht, wenn die jetzt aussteigt, und mich entdeckt? Ich hatte eine Scheißangst, ehrlich. Ich wollte doch nicht, dass ihr etwas passiert oder so. Das müssen Sie mir glauben.«

Das Bild, das Wiesner nun vor Augen hatte, war ein Bild, das alte Lücken schloss und neue Fragen aufwarf. Ein Bild, in dem sich vor allem eines mit bestechender Klarheit abzeichnete. Emma Stratmann war zum Tatzeitpunkt in der unmittelbaren Nähe der Felsspalte gewesen, und nicht auf der Rückreise aus der Stadt, als ein Stein ihre Windschutzscheibe getroffen hatte, wie sie behauptet hatte.

Emma Stratmann hatte gelogen.

## KAPITEL 42

### EMMA

**A**ls Wiesner mich ansieht, weiß ich, dass es diesmal wirklich ernst ist. Ich sehe es an seinem gezwungenen Lächeln. An der Art, wie er die Stirn in Falten legt. So, als sei ihm noch nicht ganz klar, wohin das hier führen könne. Dabei gibt es nur eine mögliche Richtung, ansonsten hätte ihm Schlesinger sofort was gehustet und ihn direkt in die Wüste geschickt, schon am Telefon, denn diesmal hat Wiesner zuerst ihn angerufen und nicht mich.

Was bedeutet, dass er sich seiner Sache sicher ist.

Schlesingers nächster Anruf galt natürlich mir, und dann hat er mich abgeholt und zum Revier gefahren. Eine reine Formalität, hatte er Sophie versichert, und dass damit alles vermutlich schon bald ausgestanden sein würde. Ich weiß nicht, ob sie es ihm auch diesmal abgenommen hat. Vermutlich nicht. Dies war der einzige Moment, an dem sein Lächeln ein klitzekleines bisschen ins Wanken geriet, aber vielleicht habe ich mir das auch nur eingebildet. Die Fahrt zum Revier hat er dazu genutzt, mir genau zu erklären, wie ich mich während der Befragung verhalten soll.

Es gibt Regeln.

Erstens, er sitzt direkt neben mir und wird mir nach jeder Frage mit einem Nicken zu verstehen geben, ob ich antworten soll, oder das besser ihm überlasse. Um das mitzubekommen, soll ich mich leicht vorbeugen, um die Bewegung seines Kopfes aus dem Augenwinkel beobachten zu können.

Zweitens, wenn ich den Mund aufmache, soll ich ausschließlich knapp und präzise antworten, und zwar nur auf die Fragen, die mir gestellt werden. »In Ermangelung einer ausreichenden Vorbereitung und da ich keine Ahnung habe, was für einen dicken Fisch Wiesner da an der Angel zu haben glaubt, sagen Sie am besten die Wahrheit, Emma«, hatte Schlesinger gesagt und wieder sein amüsiertes Glucksen von sich gegeben. Ich wünschte, es wäre ihm im Hals steckengeblieben, aber das war wohl nur meiner Panik geschuldet. Schlesinger ist schließlich mein Verbündeter. *Unser* Verbündeter, und wir können uns glücklich schätzen, ihn auf unserer Seite zu haben. »Aber wir müssen davon ausgehen, dass Wiesner zumindest glaubt, etwas Schwerwiegendes gegen Sie in der Hand zu haben, sonst würde er sich hüten, das hier zu veranstalten. Ich habe ihm bereits mit einer Dienstaufsichtsbeschwerde wegen unangemessener Belästigung gedroht, und er weiß, dass das von mir keine leeren Worte sind. Sind Sie sich irgendeines Umstandes bewusst, der Wiesner in diese Lage versetzt haben könnte, Emma?«

Ich verneinte das.

Nun sitzen wir hier, Wiesner schaut mich ernst an, sein wie üblich schweigender Compagnon Schröder sitzt neben ihm, und es läuft eine Aufnahme auf einem kleinen Digitalrecorder, der zwischen uns auf der Tischplatte liegt und mich an ein garstiges, seltsames Insekt erinnert, das seine merkwürdig geformten Antennen nach mir ausstreckt, um auch ja kein Wort meinerseits zu verpassen.

Wiesner sammelt sich kurz, dann kommt er direkt zur Sache, während er mir eine klägliche Imitation von Schlesingers siegessicherem Lächeln schenkt.

»Sie haben mich belogen, Frau Stratmann«, sagt er.

Schlesingers Hand senkt sich, vor Wiesners Blicken durch die Tischplatte verborgen, auf meinen Unterarm. Ruhe bewahren, bedeutet das. Und erstaunlicherweise funktioniert es. Ich sage gar nichts, immerhin hat Wiesner mir keine direkte Frage gestellt, auch auf diesen Fall hat mich Schlesinger auf der Herfahrt eindringlich vorbereitet. Allerdings habe ich keine Ahnung, wie lange ich dieses Spiel durchhalten kann. Etwas in meinem Magen krampft sich schmerzhaft zusammen und ein übler Geschmack macht sich in meinem Mund breit.

*Ruhe bewahren, Emma.*

»Sie sagten aus«, sagt Wiesner, nachdem er kurz in einem Aktenordner blättert und dann ein einzelnes Blatt mit einem Computerausdruck daraus hervorzieht. »Sie sagten aus, dass die Beschädigungen an der Windschutzscheibe ihres Wagens, eines weißen Jeep Wrangler, am Abend des Dienstags letzter Woche von einem Steintransporter stammten, der auf dem Heimweg aus Frankfurt auf der Landstraße vor Ihnen fuhr, korrekt?«

Oh, shit.

Ich zucke zusammen, kann nichts dagegen tun. Ich hatte mit allem gerechnet, aber nicht damit, dass Wiesner meiner kleinen Notlüge je auf die Schliche kommen könnte. Und dann fällt mir ein, was das für Konsequenzen nach sich ziehen wird. Dass Sophie jetzt alles erfahren wird. Mir wird eiskalt und dann spüre ich, wie sich Schlesingers Druck auf meinen Arm verstärkt.

Er wendet mir den Kopf zu und sagt in seinem üblichen lockeren Plauderton: »Beantworten Sie doch bitte die Frage des Herrn Hauptkommissar, Emma, ja?«

»Äh ... ja«, stammele ich. »Es ist korrekt, dass ich das zu Protokoll gegeben habe, ja.«

»Schön«, sagt Wiesner. »Bloß ist es nicht die Wahrheit.«

»Sagt wer?«, blaffe ich, doch dann spüre ich wieder den festen Druck von Schlesingers Hand auf meinem Arm und murmle eine Entschuldigung.

»Uns liegt eine glaubhafte Zeugenaussage vor, die besagt, dass der Stein nicht wie von Ihnen dargestellt, auf der Bundesstraße von einem Laster fiel, sondern auf dem Parkplatz in der Nähe des Hamstetter Forsts auf Ihre Windschutzscheibe *geworfen* wurde. Nun stellt sich mir die Frage, was Sie zu der besagten Zeit dort gemacht haben, Frau Stratmann.«

Ich schüttele kaum merklich den Kopf, denn das ist Regel Nummer drei.

Schlesinger springt sofort in die Bresche und rasselt seinen Anwaltstext runter, von wegen seine Mandantin möchte zu dieser Frage momentan keine Stellung beziehen, was Wiesner mit einem Nicken zur Kenntnis nimmt. Er kennt die Regeln. Aber er ist kein Idiot, ihm ist klar, dass der einzige Grund, aus dem ich schweige, nur sein kann, dass ich etwas zu verbergen habe.

»Wir wissen inzwischen auch von dem Zettel unter ihrem Scheibenwischer, Frau Stratmann. Möchten Sie sich dazu äußern?«

Wieder schüttele ich den Kopf und Schlesinger beginnt, denselben Text herunterzurasseln, doch Wiesner unterbricht ihn. »Schon gut, ich verstehe

auch ein einfaches Nein.«

Da stutze ich, und ein Gedanke kommt mir. Woher kann Wiesner das alles plötzlich wissen? Oder vielmehr, von *wem*, außer dem Steinewerfer selbst? Und es gibt nur einen Menschen, außer Neumann und mir natürlich, mit dem sich Wiesner meines Wissens nach in letzter Zeit intensiver beschäftigt hat. Julian Jensen. Der Junge, der das Video von mir und Mia gedreht hat. Da macht es Klick.

»Außerdem«, fährt Wiesner fort, »wurde am fraglichen Abend ungefähr zur angenommenen Tatzeit eine Person in der Nähe der Felsspalte beobachtet, in welcher später die Leiche von Mia Neumann gefunden wurde. Waren Sie das?«

»Nein«, sage ich entschieden. »Ganz bestimmt nicht.«

»Okay«, sagt Wiesner. »Haben Sie dann vielleicht eine Idee, wer es gewesen sein könnte?«

»Nein!«, rufe ich schon fast ein bisschen zu laut. »Natürlich nicht, ich war ja nicht da. Was soll das?«

»Wo waren Sie denn dann?«, fragt Wiesner ganz ruhig und bringt mich damit so in Rage, dass ich ihm die Antwort ins Gesicht schreien will, doch Schlesingers kräftiger Händedruck hält mich im letzten Moment davon ab. Ich fürchte, das wird einen bösen blauen Fleck geben.

»Meine Mandantin sagte bereits, dass sie sich zu dieser Frage nicht äußern möchte. Und das ist ihr gutes Recht, wie Sie wissen.«

»Natürlich«, sagt Wiesner und grinst, als hätte ich ihm mit meinem Schweigen einen großen Gefallen getan, und vielleicht habe ich das ja auch. »Allerdings bleibt uns dann aufgrund der Sachlage unserer Ermittlungen nichts anderes übrig, als Ihre Mandantin bis zur vollständigen Klärung der Angelegenheit in Gewahrsam zu nehmen. Ich appelliere nochmals eindringlich an Sie, Herr Doktor Schlesinger, Ihre Mandantin davon zu überzeugen, mit uns zu kooperieren. Ansonsten sähe ich mich gezwungen, eine Anklage wegen Mordes gegen Frau Stratmann voranzutreiben.«

»Machen Sie das, Herr Wiesner«, sagt Schlesinger. »Und gehen Sie davon aus, dass ich im gleichen Atemzug im Namen meiner Mandantin eine Dienstaufsichtsbeschwerde gegen Sie einreichen werde.«

»Was wiederum *Ihr* gutes Recht ist«, sagt Wiesner und nickt erst Schlesinger, dann mir kalt lächelnd zu. Mein Magen krampft sich zu einem festen Klumpen zusammen und ich unterdrücke ein heftiges Aufstoßen. Mir wird schlagartig übel.

»Okay, wenn Sie das so spielen wollen«, sagt Schlesinger im Brustton ehrlicher Enttäuschung. »Aber was ist eigentlich mit diesem Jungen, der das Video gedreht hat, und die Drogen im Wald versteckt hat? Hat der denn ein Alibi für die Tatzeit? Oder hat es genügt, dass er ihnen eine wilde Story von irgendeiner Gestalt aufgetischt hat, die nur erfunden sein *kann* – und die, nebenbei bemerkt, zwingend impliziert, dass der Junge selbst zur Tatzeit in der Nähe des Tatorts gewesen sein muss.«

»Das kann ich Ihnen leider nicht beantworten, Herr Doktor Schlesinger. Laufende Ermittlungen, und das alles. Sie wissen ja, wie das läuft.« Als Wiesner sich erhebt, hat er ein breites Grinsen im Gesicht. Auch sein Kollege Schröder steht auf. Unter den Spitzen seines buschigen Schnurrbarts bemerke ich ein verräterisches Zucken.

»Na schön«, sagt Schlesinger, und plötzlich ist seine Stimme eiskalt. Da ist auch kein charmantes Lächeln mehr in seinem Gesicht, nur eisige Härte. »Und jetzt raus hier«, sagt er in einem Ton, als wäre Wiesner sein Angestellter. »Ich möchte mit meiner Mandantin reden. Und vergessen Sie Ihr Aufnahmegerät nicht.«

Grinsend nimmt Wiesner das Ding vom Tisch und verlässt zusammen mit Schröder den Raum.

## KAPITEL 43

**A**ls die beiden Polizisten fort sind, frage ich Schlesinger, was es seiner Meinung nach mit dieser Gestalt auf sich haben könnte, die Wiesners Zeuge, bei dem es sich nur um Julian Jensen handeln kann, gesehen haben will.

»Komplett erfunden«, sagt Schlesinger, »Das wischen wir in Nullkommanichts vom Tisch. Das hat sich der Junge nur ausgedacht, um von sich selbst als Täter abzulenken, und dieser Vollidiot Wiesner hat es geschluckt wie ein hungriger Fisch einen Wurm, samt Haken und Senkblei. Die einzige Person, die diese Aussage bestätigen könnte, falls sie denn überhaupt ansatzweise der Wahrheit entspräche, wäre eben jene sagenumwobene Gestalt, und ich bezweifle doch stark, dass Wiesner diese plötzlich auch noch aus dem Hut zaubern wird. Also, Emma, vergessen Sie diesen Punkt bitte komplett.«

Ich nicke, das leuchtet mir ein. Aber das ist momentan auch nicht mein größtes Problem. »Wollen Sie denn nicht wissen«, sage ich, während ich versuche, das Zittern meiner Hände unter Kontrolle zu bekommen, »ob ich in dieser Nacht tatsächlich bei den Steinen war?«

Schlesinger zuckt mit den Schultern. »Und? Waren Sie?«

Ich schüttele den Kopf.

»Na, dann ist ja gut«, sagt Schlesinger, und setzt dann nachdenklich hinzu. »Aber nur aufgrund der Aussage dieses Jungen, jemanden in der Nähe der Steine gesehen zu haben, kann Wiesner Sie unmöglich hierbehalten, so dumm ist nicht mal er. Dass Sie ihn belogen haben, was den Stein in Ihrer Scheibe betrifft, war ...«, er sucht nach dem richtigen Wort. »Nun, das ist ungünstig. Aber was das betrifft, sollten Sie nun absolut

offen zu mir sein, damit wir eine Strategie planen können. Also, was hat Wiesner in der Hand? Was hat es mit diesem Stein und dem Zettel auf sich?»

Also erzähle ich ihm alles. Der Zettel, auf dem stand, dass ich Lesbe mich verpissen soll, der Steinwurf aus dem Dunkel des Waldes heraus, und dass ich mir inzwischen sicher bin, dass das nur Julian gewesen sein kann, der es dann Wiesner erzählt hat.

»Okay«, sagt Schlesinger. »Damit können wir arbeiten. Bleibt allerdings die Frage, warum Sie überhaupt zu dieser Zeit dort waren, auf dem Parkplatz im Wald?«

»War ich nicht«, sage ich. »Wiesner hat doch gesagt, der wahrscheinliche Todeszeitpunkt wäre 19:40 gewesen, richtig?«

»Das nimmt er an, ja. Weil das der Zeitpunkt ist, an dem das Handy von Mia Neumann kaputtging, vermutlich bei dem Sturz in die Spalte.«

»Um diese Zeit war ich nicht dort, beim Parkplatz, das war erst später, so gegen 20:15. Und an der Felsspalte war ich schon gar nicht, weder davor noch danach. Ich war überhaupt noch nie bei diesen Felsen, ich weiß nur davon, weil Mia mir davon erzählt hat. Und weil sie sagte, dass sie glaubt, dass da manchmal üble Dinge abgehen.«

»Nun«, sagt Schlesinger. »Zumindest wissen wir ja nun, was sie damit gemeint hat. Die Drogen natürlich. Aber wenn Sie nicht bei der Felsspalte waren, wo waren Sie dann, Emma?«

»Das möchte ich lieber nicht sagen.«

»Emma, ich muss Sie sicher nicht daran erinnern, dass alles, was Sie mir erzählen, absolut vertraulich ist. Aber lassen Sie uns bitte unbedingt drüber reden, damit wir eine Strategie gegen Wiesners Vorwürfe planen können, denn ich glaube, die werden wir jetzt brauchen. Ich möchte ganz ehrlich zu Ihnen sein, Emma. Ich habe nicht den Eindruck, dass Wiesner uns schon alles erzählt hat, was er gegen Sie in der Hand hat. Er will Sie köcheln lassen. Ihnen Angst einjagen.«

»Funktioniert prima bisher«, ächze ich. »Mir ist schon ganz übel.«

»Also, Emma, sagen Sie es mir, bitte. Damit wir vorbereitet sind.«

»Sie können aber Sophie nichts davon sagen, das müssen Sie mir versprechen.«

Für einen Moment schaut Schlesinger mich mit gerunzelter Stirn an, dann scheint er zu begreifen, was mein Problem ist, und sagt: »Oh. Das ist ein wenig ungewöhnlich, muss ich zugeben.«

»Weil Sie der Anwalt von Sophies Familie sind?«

»Ja, Emma. Aber seien Sie unbesorgt, ich bin hier in meiner Funktion als *Ihr* Anwalt, und meine Schweigepflicht schließt auch Ihre Lebenspartnerin ein, wenn Sie das wünschen.«

»Das ist ...« Ich suche nach Worten. »Sie müssen das verstehen. Es war eine Dummheit, eine einmalige Sache, weil mich das alles so mitgenommen hat. Der Umzug nach Élysée, und unsere Nachbarn, und Martha mit ihrem Hund, das war mir alles zu viel, und er war ... er war einfach mal ein ganz normaler Mensch. Keiner von diesen Superreichen.«

Schlesinger schweigt, und einen Moment später wird mir wieder bewusst, dass er problemlos einer unserer Nachbarn sein könnte. Vielleicht für einige der Bewohner Élysées tätig ist oder sogar mit ihnen befreundet. Er gehört dazu, und er macht nicht den Eindruck, dass ihm dieser Umstand unangenehm ist.

»Ich war bei Simon Schwarz, einem Lehrer aus meiner Schule«, flüstere ich, und damit ist es endlich raus. »Wir haben uns unterhalten, und ich habe ihm gesagt, dass Schluss ist. Dass wir uns nicht mehr sehen würden nach den Ferien, und dass wir diesen einmaligen Ausrutscher nicht wiederholen dürfen, niemals. Danach bin ich zurück zum Parkplatz gelaufen. Ich habe mich den ganzen Weg geschämt für das, was ich getan habe. Was ich Sophie angetan habe.«

»Verstehe«, sagt Schlesinger und in seinem Pokerface kann ich nicht das kleinste verräterische Zeichen entdecken, aber er lächelt auch nicht mehr. Ich habe den Eindruck, ihn schwer enttäuscht zu haben, und dass er jetzt versucht, sich das nicht anmerken zu lassen. Und er hat Recht, verdammt noch mal. Ich habe alle enttäuscht, am meisten vermutlich mich selbst.

Dann nickt er. »Ich gehe davon aus, dass dieser Simon Schwarz bestätigen kann, dass Sie bis nach acht Uhr bei ihm waren?«

»Ja«, sage ich. »Das könnte er mit Sicherheit. Er bewohnt das alte Forsthaus im Wald, wie Sie wissen. Das, bis zu dem Herr Harforch Julian gefolgt ist.«

»Hm«, sagt Schlesinger und scheint im Kopf etwas zu überschlagen. Entfernungen – und Zeiten, die man braucht, um diese Entfernungen zurückzulegen. »Und dort waren Sie von ...?«

»Kurz nach sechs, bis kurz nach acht, mindestens.«

Er nickt, scheint sich eine gedankliche Notiz zu machen. Dann sagt er: »Gut, dann lassen Sie mich mal einen gangbaren Weg vorschlagen, wie wir Sie hier so schnell wie möglich rausbekommen, Emma, ja?«

Ich nicke.

»Wir werden Wiesner nachweisen, dass die Aussage, den Stein und Ihre Windschutzscheibe betreffend, nur von Julian Jensen stammen kann. Welcher damit bereits einen tätlichen Angriff zugegeben hat, und zwar auf Sie. Sie hätten mit dem Wagen verunfallen können, es hätte sonst was ...«

»Ich war noch nicht mal richtig losgefahren«, werfe ich leise ein.

»Das spielt keine Rolle. Sie hätten auch Splitter ins Auge bekommen können, oder der Stein hätte Sie am Kopf erwischen können. Worauf ich hinauswill, ist, dass wir damit belegen, dass Julian Jensen nicht vor Gewalt zurückschreckt und Sie offenbar in sein Visier geraten sind, das verrät uns der Zettel und das Video, mit dem er Sie nicht nur schwerstens diskriminiert, sondern auch bedroht und körperlich gefährdet hat.«

»Okay«, sage ich noch etwas zögerlich. So, wie Schlesinger es darstellt, klingt es fast, als sei Julian ein gemeingefährlicher Irrer.

»Anschließend werden wir Anzeige gegen Julian Jensen erwirken, wegen Verleumdung, Sachbeschädigung, versuchter Körperverletzung und was mir sonst noch so einfällt. Wenn die Staatsanwaltschaft auf die Idee kommen sollte, diesen instabilen Jungen vor Gericht als Zeugen aufzurufen, dürfte das kräftig nach hinten losgehen, denn man könnte seinen Aussagen durchaus das Motiv eines persönlichen Rachefeldzugs gegen Sie unterstellen. Was der Staatsanwaltschaft durchaus bewusst sein dürfte, und Wiesner ebenfalls. So kommt er also schon mal nicht weiter.«

»Okay«, sage ich. »Aber was ist dann mit Mia passiert?«

»Genau, Mia Neumann«, sagt Schlesinger, und stößt wieder sein zufriedenes Glucksen aus. »Das ist der eigentliche Clou an der Sache. Wir wissen, dass Julian Jensen seiner Mitschülerin Mia Neumann hinterhergestiegen ist und sie heimlich gefilmt hat, und aus verlässlicher Quelle weiß ich, dass das inzwischen auch aktenkundig ist. Das Video von Ihnen beiden war nicht das einzige, das man auf Julians Computer gefunden hat. Er hatte wohl eine recht ansehnliche Sammlung von Fotos, und auf den meisten davon ist Mia zu sehen. Mia, die ihn verstoßen und stattdessen Ihnen ihr Vertrauen geschenkt hat. Ich könnte mir vorstellen, dass das einen Teenager auf alle möglichen dummen Ideen bringt. Ich könnte mir weiterhin vorstellen, dass besagter Teenager sich mit Mia bei den Felsen

verabredet, es kommt zu einer Aussprache, doch der junge Julian Jensen ist mit dem Ergebnis dieser Aussprache nicht sonderlich zufrieden. In einer Kurzschlusshandlung erschlägt er das Mädchen, das ihn sitzenlassen hat, und als er begreift, was er da getan hat, schleppt er sie den Felsen hinauf und wirft sie in die Spalte, in der Hoffnung, dass niemand sie je finden wird. Anschließend verlässt er den Wald, und was sieht er da, auf dem Parkplatz? *Ihren* Jeep. Den Wagen der Frau, die ihm – zumindest in seiner verwirrten Gedankenwelt – Mia weggenommen hat. Er bringt den Zettel mit der Drohung unter Ihrem Scheibenwischer an und versteckt sich im Gebüsch. Als Sie kurz darauf auftauchen, wirft er den Stein auf Ihr Auto, in der vollen Absicht, Sie zu verletzen oder Schlimmeres.«

Ich brauche eine Weile, bis ich das begreife. Ich meine, bis ich es so *richtig* begreife. Aber Schlesinger hat recht, es ergibt durchaus Sinn. So könnte es tatsächlich gewesen sein. Eine absolut schockierende Tragödie, aber eine durchaus plausible Möglichkeit, das ist nun nicht mehr von der Hand zu weisen.

»Allerdings baut diese gesamte Darstellung auf Ihrem Alibi auf, Emma«, sagt Schlesinger. »Wenn wir das vorlegen können, sind Sie aus dem Schneider, so oder so.«

»Aber das geht nicht«, sage ich leise. »Sophie darf nie davon erfahren. Es würde ... ich weiß nicht ...« Doch, das weiß ich. Es würde ihr das Herz brechen. Sie würde glatt durchdrehen. Und das meine ich im wahrsten Sinne des Wortes.

»Okay«, sagt Schlesinger. »Ich bin mir Ihrer prekären Lage durchaus bewusst. Aber es gibt vielleicht eine Lösung dafür. Und ich denke, dass Wiesner darauf eingehen wird. Letztlich, das müssen wir uns immer vor Augen halten, will die Polizei den Fall lösen, und keine Unschuldigen ins Gefängnis stecken.«

»Und was wäre diese Idee?«, frage ich.

Neue Hoffnung regt sich in mir. Das, was Schlesinger gesagt hat, ist einleuchtend. Natürlich will Wiesner den Fall so sauber wie möglich lösen, und das verdanken wir vielleicht sogar ein bisschen Oberstaatsanwalt Neumann, der sich sicher nicht mit reinen Indizien abspeisen lassen wird, auch wenn er mich noch so sehr hasst.

Zumindest hoffe ich das.

»Wenn dieser Simon Schwarz Ihr Alibi glaubhaft und unter Zeugen bestätigt, kann ich es vielleicht so drehen, dass Wiesner Sie aufgrund

erwiesener Unschuld gehen lässt, und die Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen Sie einstellt, während die Aussage selbst unter Verschluss bleibt. Solche Regelungen sind selten, aber sie wurden in der Vergangenheit durchaus hin und wieder getroffen. Natürlich funktioniert das nur, solange das Alibi absolut hieb- und stichfest ist, und keine neuen Verdachtsmomente gegen Sie auftauchen. Falls das passiert, müssten wir alles offenlegen. Auch Ihre Aff ... auch den Grund, aus dem Sie am fraglichen Abend im Hamstetter Forst waren.«

»Aber ...«

»Das ist das Beste, was ich im Moment für Sie tun kann, Emma.«

»Und es ist wirklich die einzige Möglichkeit?«

»Ich fürchte, ja. Wenn Sie weiterhin darauf bestehen, sich auszuschweigen, wird Wiesner mit Sicherheit Anklage gegen Sie erheben, zumal ihm Neumann wegen dieser Sache im Nacken sitzt, und der sich offenbar schon vor langer Zeit auf Sie eingeschossen hat. Ich kenne Viktor Neumann gut. Der Mann ist ganz sicher kein Dummkopf, und er pflegt in der Regel das zu bekommen, was er sich in den Kopf setzt. Und, nun ja, er ist der Oberstaatsanwalt. Das heißt, er weiß mit dem Gesetz umzugehen.«

»Und was passiert nun mit mir?«

»Hm«, macht Schlesinger und verzieht das Gesicht. »So, wie ich Wiesner einschätze, hat er bereits einen Haftbefehl gegen Sie erwirkt.«

»Aber ... heißt das ...?«

»Ich fürchte, ja, Emma. Er kann Sie bis auf Weiteres in Untersuchungshaft nehmen, denn Sie sind nun die Hauptverdächtige in einem Mordfall und er hat eine Zeugenaussage, die Sie direkt belastet.«

Ich starre ihn nur mit großen Augen an. Dann kommen die Tränen, als hätte jemand einen Wasserhahn aufgedreht, und ich schlage die Hände vors Gesicht.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Emma«, höre ich ihn aus weiter Ferne sagen, während meine Welt in Schwärze versinkt. »Sobald ich in meinem Wagen sitze, werde ich mit Herrn Harforch telefonieren, damit er diesen Simon Schwarz ausfindig macht und ihn befragt. Möglichst noch heute Abend. Wenn alles gut geht, sind Sie morgen Vormittag wieder frei. Und, was noch wichtiger ist: vollkommen entlastet.«

Doch ich höre schon gar nicht mehr richtig hin. In diesem Moment begreife ich, dass nichts je wieder so werden wird wie früher.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 44

**P**rivatdetektiv Harforch stand zum zweiten Mal innerhalb von vierundzwanzig Stunden vor dem Haus des Lehrers, und auch diesmal sah er keinen Hinweis darauf, dass Simon Schwarz tatsächlich noch hier lebte. Oder überhaupt noch lebte, was das betraf. Bei seiner Ankunft hatte er das Haus umrundet, in jedes Fenster geblickt, geklingelt und geklopft. Keine Reaktion, niemand war zu sehen gewesen. Simon Schwarz war nicht daheim. Oder er versuchte mit einigem Ehrgeiz, diesen Eindruck zu erwecken.

Harforch war ehemaliger Berufssoldat und Kriminalpolizist – unter anderem – und als solcher ganz sicher nicht der Typ, der an Zufälle glaubte. Er zog es vor, die Parameter seiner Umgebung genau zu kennen, einen Plan zu haben und nach Möglichkeit im Voraus zu wissen, worauf er sich einließ, wenn er vor Ort eintraf. Er wusste, dass in gewissen Situationen das schiere Überleben davon abhängen konnte, wie gut man auf Eventualitäten vorbereitet war.

Woran er allerdings durchaus glaubte, war Instinkt.

Und sein Instinkt sagte ihm, dass etwas mit diesem Lehrer ganz und gar nicht stimmte. Da war zum einen die Tatsache, dass der Kerl einfach nie zu Hause zu sein schien, und ebenso wenig sein Wagen. Harforch hatte sich inzwischen das Kennzeichen des alten Passats und eine ausreichende Menge Fotos des Lehrers besorgt, dann hatte er seinen Spezialisten darauf angesetzt, die gängigen Überwachungskameras zu knacken und die üblichen Kanäle abzuklappen, aber nichts davon hatte ihn auch nur ein bisschen weitergebracht. Simon Schwarz war wie vom Erdboden verschluckt.

Aber niemand, das wusste Harforch ebenfalls, verschwand jemals wirklich spurlos.

Irgendwann tauchten sie alle wieder auf.

Als die Dunkelheit hereinbrach, hockte Harforch noch immer reglos in einem Gebüsch in der Nähe des alten Forsthauses, von wo aus er das Gebäude und das umliegende Gelände gut im Blick hatte. Doch nichts regte sich im Inneren des Hauses, kein Licht wurde angemacht, nicht die geringste Bewegung war zu sehen. Harforch nippte geduldig an dem Kaffee, den er sich in einer Thermoskanne mitgebracht hatte. Wenn nötig, würde er die restliche Nacht hier warten. Oder, und diese Möglichkeit erschien ihm zunehmend verlockend, er würde einen Blick ins Innere des Hauses werfen. Schlesinger hatte ihm gesagt, dass für seine Klientin eine Menge davon abhing, dass dieser Schwarz alsbald auftauchte, auch wenn er dabei nicht ins Detail gegangen war. Doch für das Geld, das der Anwalt ihm für diese Art von Spezialaufträgen zahlte, interessierte sich Harforch auch nicht für Details.

Außerdem war da noch dieser Junge gewesen, Julian Jensen. Der Junge mit dem Plastikbeutel voller Crystal Meth, der an der Haustür eben jener Bruchbude aufgetaucht war, als Harforch zuletzt hiergewesen war. Auch diesbezüglich glaubte der Privatdetektiv nicht an einen Zufall.

Als er Minuten später die schwere Maschine aus der Ferne heranknattkern hörte, stahl sich ein mildes Lächeln auf Harforchs dünne Lippen.

Endlich kam also Bewegung in die Sache.

## KAPITEL 45

**S**chon seit Jahren hatte die junge Frau nicht mehr an das Puppenhaus und die Tudor-Villa zurückgedacht, die noch immer einsam inmitten des Waldes stand. Nicht, seit sie in Frankreich ihre wahre Liebe gefunden und dafür einen schrecklichen Preis bezahlt hatte. Die Villa war leer, das wusste sie, bis auf einen gelegentlichen Besucher, ihren Vater, und Handvoll Angestellter, die dafür sorgten, dass das Haus und das Grundstück nicht komplett verfiel. Sie verrichteten kleinere Ausbesserungsarbeiten an der Fassade und beheizten das Haus in den kalten Monaten, um sein Sterben hinauszuzögern.

Es schlief, das alte Haus, unschlüssig, ob dies die ewige Ruhe war oder doch nur ein längeres Nickerchen. Vielleicht träumte es sogar manchmal von den längst vergangenen Tagen, als seine steinernen Mauern ein kleines Mädchen und seine Mutter beherbergt hatten. Und eine kleine Puppenfamilie.

Eines Tages starb der Vater des Mädchens überraschend. Fern von dem Haus, auf Geschäftsreise, denn auf Geschäftsreisen hatte er den Großteil seines Lebens verbracht, und heißt es nicht, wer durch das Schwert lebt, wird auch durch das Schwert sterben? Und ist es mit Geschäft nicht ganz genauso?

Als die junge Frau von seinem Tod erfuhr, spürte sie – rein gar nichts.

Sie hatte ihn nicht oft genug gesehen in ihrer Kindheit, um so etwas wie eine echte Bindung zu ihm aufzubauen. Sie kannte ihren Vater nur durch die Geschenke und Geldsendungen, mit denen er sie überhäuft hatte, während sie die Welt bereiste, und die sie veranlasst hatten, mit häufig wechselnden Adressen und bisweilen, sofern das möglich war, auch unter falschem

Namen, zu wohnen, damit diese peinlichen Sendungen endlich aufhörten, denn inzwischen verdiente sie schließlich ihr eigenes Geld.

Ihr Buch, das sie in Frankreich begonnen und in Deutschland beendet hatte, war zu einem Bestseller geworden, zwei Jahre vor dem Tod ihres Vaters, doch vermutlich hatte er von ihrem Erfolg gar nichts mitbekommen. Die junge Frau, die inzwischen eine glücklich verliebte Frau war und bald eine glücklich verheiratete Frau sein würde, schrieb bereits eifrig an ihrem zweiten Buch, als die Nachricht vom Tod ihres Vaters sie erreichte.

Sie erinnerte sich an ihren Vater, wie er heimgekommen war, damals, als ihre Mutter aus dem Turmzimmer gefallen war. Einen bedauerlichen Unfall, hatte ihr Vater es genannt und kein weiteres Wort darüber verloren. Damals, als sie noch ein Kind gewesen war, oder beinahe, hatte sie ihm geglaubt, doch inzwischen wusste sie es besser.

Ihre Mutter war nicht gefallen.

Sie war einsam gewesen.

Ein Gärtner hatte das Mädchen auf dem Rasen vor dem Haus gefunden, wo es mit dem Puppenhaus gespielt und ihm gesagt hatte, die Mutter liege im Gras, drüben, auf der anderen Seite des Hauses. Sie hatte es ihm sogar vorgemacht, mit der Puppe aus dem Spielhaus. Hatte sie erneut aus dem Turmzimmer auf den Rasen plumpsen lassen. Da war der Gärtner losgestürmt, so schnell er konnte. Offenbar hatte auch er von der Einsamkeit der Mutter gewusst.

Der Vater war erst drei Tage später von einer Geschäftsreise zurückgekehrt, die ihn sehr in Anspruch genommen hatte. Die Beerdigung der Mutter hatte im engsten Kreise und unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattgefunden. Während der Trauerzeremonie hatte ihr der Vater nur ein paar Mal über den Kopf gestrichen und ein paar tröstende Worte gemurmelt. Nicht einmal umarmt hatte er sie, und eine Woche später war er zur nächsten Geschäftsreise aufgebrochen und hatte sie der Obhut diverser Kindermädchen überlassen, die in das große Haus einzogen, das ihr so leer und einsam vorkam wie nie zuvor. Und furchtbar kalt, sogar im Sommer.

Da wurde aus dem Mädchen ein trauriges Mädchen, und manchmal spürte auch die junge Frau diese Traurigkeit von damals noch, wie sie tief in ihrem Inneren an ihrem Herzen und an ihrer Seele nagte, und flüsterte: »Geh hinauf, mein Kind. Geh hinauf ins Turmzimmer und sieh, ob du deine Mutter finden kannst ...«

Nun war also auch der Vater, der ihr ein Leben lang ein Fremder geblieben war, tot und die junge Frau somit die letzte ihrer Familie, und kein Mann in Sicht, der einen neuen Spross in ihr zum Wachsen bringen würde, dachte sie mit grimmiger Befriedigung, und es würde auch kein Mann sie je besitzen. Sie war nun das letzte Blatt am letzten Ast eines alten, schon vor langer Zeit verdorrten Baumes. Sie sorgte dafür, dass auch die Beerdigung des Vaters im engsten Kreis stattfand, und in diesem Fall bedeutete das, dass die junge Frau die einzige war, die von ihrem Vater Abschied nahm. Irgendwann würde der Wind auch das letzte Blatt des altehrwürdigen Stratmann-Baumes fortwehen, sie.

Sie fand den Gedanken seltsam beruhigend.

Sie erbt das gesamte Vermögen ihres Vaters, und da sie das letzte Blatt am Stamm der Stratmanns war, erbt sie es ganz allein. Wie sich herausstellte, war ihr Vater nicht nur ausgesprochen fleißig, sondern auch ein überaus fähiger Geschäftsmann gewesen, und das Familienvermögen daher beträchtlich. Die junge Frau wusste, dass sie niemals Geldsorgen haben würde, und dass sie noch sehr viel mehr Geld haben konnte, wenn sie die Geschäfte ihres Vaters weiterführte. Doch sie wollte nichts mit dem Bau von Häusern zu tun haben, oder mit irgendetwas sonst, das mit ihrem Vater zu tun hatte, der sie alleingelassen hatte ein Leben lang.

Sie war ja eine Schriftstellerin, eine Poetin, von Musen umschwärmt und geküsst. So verkaufte sie die gesamte Firma ihres Vaters. Es war eine sehr große Firma, und es gab jede Menge Interessenten, also verhandelte die junge Frau hart und verkaufte schließlich alles zu einem guten Preis – die komplette Firma und jedes einzelne Haus und jedes Grundstück, das ihr Vater besessen hatte, bis nichts mehr davon übrig war.

Ihr Vater wäre sicher stolz auf sie gewesen.

Einzig von dem alten Familiensitz mitten im Wald konnte sie sich nicht trennen. Die dreigeschossige Tudorvilla mit dem Turmzimmer und dem schmalen, gefährlichen Fenster hoch oben über dem endlosen Rasen, der zusehends verwilderte. Die Villa, die immer noch das Puppenhaus beherbergte, das nun, eingemottet unter einem alten Laken, auf dem Dachboden verstaubte.

Immerhin war dies das Haus, in dem die junge Frau ihre Kindheit verbracht hatte.

Also fuhr sie eines Tages hin – allein, denn sie fand, dass ihre wahre Liebe noch nicht bereit war, dieses Haus zu betreten, und dass sie es

vielleicht niemals sein würde, nicht angesichts der betrüblichen Geschichte dieses ganz besonderen Hauses. Sie sah sich in aller Ruhe an, was aus dem Haus und dem Grundstück geworden war. Es war noch gut in Schuss, die Gärtner und die Handwerker hatten bisher gute Arbeit geleistet, doch die junge Frau beschloss, sie nicht länger zu beschäftigen. Mochte das Haus ruhig verfallen, denn es beherbergte nicht nur schöne Erinnerungen. Mochte es altern, wie die junge Frau einst altern würde. Und irgendwann, in vielen Jahren, würde sie vielleicht zu dem Haus zurückkehren. Vielleicht, um eines Tages, der noch in weiter Ferne lag, gemeinsam mit dem Haus zu sterben.

Vielleicht auf dieselbe Weise wie ihre Mutter gestorben war.

Die junge Frau fand den Gedanken romantisch, und sie verstieg sich ein wenig darin. Sie streifte tagelang durch das riesige Gelände und stellte sich vor, wie bald alles überwuchert sein würde von wildem Gewächs und Büschen und dass kleine Triebe zu sprießen beginnen würden auf dem Rasen, und mitten auf der Kiesauffahrt. Wenn sie zurückkäme, wären vielleicht schon kleine Bäume daraus geworden.

Vielleicht ja sogar Pappeln.

Jeden Morgen nahm sie in der Küche ein kräftiges Frühstück zu sich, und dann streifte sie den größten Teil des Tages durch das weitläufige Gelände wie eine Abenteurerin – genau, wie sie es als kleines Mädchen in Gedanken so oft getan hatte. Und wenn der Abend hereinbrach, schleppte sie die Habseligkeiten ihres Vaters in die große Halle im Erdgeschoss. Später würde sie diese Dinge abtransportieren lassen. Mochte man sie an Bedürftige verschenken oder fortwerfen, ihr war es einerlei.

Und eines Tages fand sie den Bunker.

## KAPITEL 46

**H**arforch zog sich noch ein wenig tiefer ins Gebüsch zurück, verstaute seine Thermoskanne wieder im Rucksack, und eine knappe Minute später sah er den zuckenden Lichtkegel eines großen Motorradscheinwerfers durch die Bäume huschen.

Wenig später knatterte die Maschine heran, eine Harley FXR mit schwerer Kustomisierung. Natürlich, dachte Harforch, und vermutlich ein Päckchen Gras im Tank wie Dennis Hopper und Peter Fonda in *Easy Rider*. Auffälliger ging es kaum, aber so waren diese Typen eben, die lernten es nie. Glaubten einfach, dass ihnen die Welt gehörte, dass sie unantastbar wären. Und manchmal, wenn die Organisation weit genug gestrickt war, stimmte das sogar. Harforch war vor langer Zeit einmal Zeuge geworden, wie die Hells Angels des Westend-Chapters eine ganze Stunde lang eine Frankfurter Hauptverkehrsstraße lahmgelegt hatten, um ihre Macht zu demonstrieren, nachdem ein Mitglied irgendeiner feindliche Rockergang zwei der Angels-Burschen in einem Stripclub ausgeknipst hatte. Die Rocker hatten daraufhin ihre Harleys eine Stunde lang zur Hauptverkehrszeit über die gesamte Straßenbreite mehrerer großer Straßen aufgestellt, um den Bezirk abzuriegeln, bis sie den Täter ausfindig gemacht hatten. Kein einziger Streifenwagen war aufgetaucht, und die Autofahrer hatten betreten geguckt, gewendet, und sich eine Umleitung gesucht. Nicht mal gehupt hatten die, kein einziger von ihnen.

Der Typ auf der Harley fuhr in einem weiten Bogen vor das Haus, bremste und würgte den Motor ab. Das Licht ließ er an – er hatte die Harley so geparkt, dass der Scheinwerfer direkt auf die Eingangstür des Forsthauses gerichtet war. Dann stieg er von seinem schweren Bike.

Klopfte sich den Staub von der Jacke wie ein Cowboy in einem alten Western. Ohne die Harley wirkte der Mann beinahe schwächling, und für einen Moment fragte Harforch sich, ob der Kerl am Ende vielleicht doch Simon Schwarz höchstpersönlich war. Auch wenn er bezweifelte, dass man ihm die Harley im Tausch gegen seinen klapprigen Passat überlassen hatte.

Harforch zog ein kleines Militärfernglas aus der Seitentasche seiner Armeehose und begann, den Mann zu beobachten. Nein, es war nicht der Lehrer, und ein Hells Angel war es vermutlich auch nicht, dazu war sein Outfit etwas zu gepflegt, trotz des wuchtigen Vollbarts, den der Mann aber wohl eher aus modischen Gründen trug, und an dem rein gar nichts zerzaust oder rockerhaft wirkte. Auch fehlte eine Kutte mit dem typischen Schädel-Emblem des Motorclubs. Der Mann zog sich den Schüsselhalm vom Kopf, dann ging er schnurstracks auf die Haustür des alten Forsthauses zu, als hätte er das schon hundertmal gemacht.

Ohne sich darum zu scheren, dass nirgendwo im Haus Licht brannte.

Interessant, dachte Harforch.

Gut beleuchtet vom Scheinwerfer seines Motorrads klopfte der Typ einen Rhythmus an die Tür, offenbar ein vorher vereinbartes Klopfzeichen. Auf das ihm erwartungsgemäß niemand antwortete. Der Mann griff daraufhin ins Innere seiner robusten Lederjacke und holte etwas heraus, das Harforch mit einiger Mühe als ein Stück Papier erkannte. Dann kritzelte er etwas darauf und warf es in den Briefschlitz der Tür, stiefelte zurück zu seinem Bike, setzte sich darauf. Brüllend erwachte der Motor zum Leben und der Mann knatterte auf seiner Harley davon.

Zwanzig Sekunden später war Harforch wieder allein, nichts und niemanden zur Gesellschaft außer die gelegentlichen, müden Rufe irgendwelcher Nachtvögel, die der späte Besucher wohl im Schlaf gestört hatte. Es wäre sicher interessant zu wissen, was auf diesem Zettel steht, dachte Harforch, und dass es mindestens ebenso interessant sein würde, sich zumindest einmal flüchtig im Inneren des alten Forsthauses umzusehen. Wer konnte wissen, was man dort finden würde? Vielleicht ja sogar Simon Schwarz, in welchem Zustand auch immer.

Also zog Harforch sich Latexhandschuhe über und begann dann, langsam um das Haus herum zu spazieren. Außerdem inspizierte er eingehend die Türschlösser auf der Vorder- und der Rückseite des Hauses, und drückte beiläufig gegen ein paar der verschlossenen Fensterläden.

Schließlich entschied er sich dafür, die Hintertür zu knacken. Aufgrund der Tatsache, dass Harforch teures Spezialwerkzeug für diese Tätigkeit benutzte, dauerte das keine fünf Sekunden. Und, was noch wichtiger war, es hinterließ keinerlei Spuren, die später auf einen Einbruch hinweisen würden.

Dann war er drin.

Er zog die Hintertür hinter sich ins Schloss und wartete, bis seine Augen sich an diese neue, noch tiefere Dunkelheit im Inneren des Hauses gewöhnt hatten. Eine Lampe anzuknipsen, verkniff er sich, weil er nicht wusste, wer heute Abend vielleicht noch so alles beim Haus des Lehrers vorbeischaun mochte. Offenbar war dieses ein beliebter Treffpunkt – sogar in Abwesenheit seines Besitzers, so bedauerlich dieser Umstand auch für Schlesinger und seine Klientin sein mochte.

Für einen Augenblick verharrte Harforch mit geschlossenen Augen und sog tief die Luft in seine Nase. Diese war abgestanden, offenbar war schon länger nicht mehr gelüftet worden, aber der typisch süßliche Geruch, der auf ein Hiersein seines Besitzers in einem für diesen eher ungünstigen Zustand hindeutete, fehlte. Allem Anschein war Simon Schwarz tatsächlich ausgeflogen.

Harforch schlich zur Vordertür und fand dort den Zettel, den der Biker eingeworfen hatte, und darunter einen ziemlich großen Stapel Werbekataloge, was ihn vermuten ließ, dass Simon Schwarz nicht wieder hier gewesen war, seit sein Verschwinden erstmalig aufgefallen war. Keine Briefe, Pakete oder sonstige persönliche Post für Simon Schwarz, nur dieser anonyme Werberamsch. Mit behandschuhten Händen faltete Harforch den Zettel des Bikers vorsichtig auseinander und zog dann sein Handy aus der Tasche, nachdem er sich vergewissert hatte, dass der lange Flur kein Fenster nach außen hatte.

Dann schoss er mit geschlossenen Augen ein Blitzlichtfoto, faltete den Zettel wieder zusammen und betrachtete das Foto, das er soeben gemacht hatte, auf dem Display des Gerätes. Auf dem Zettel stand nur eine kurze Botschaft. Keine Anrede, kein Absender.

MORGEN. SONST GIBT ES ÄRGER.

Ja, dachte Harforch, nach Ärger hatte dieser wortkarge Biker tatsächlich ausgesehen. Oder vielmehr wie einer, den Leute vorschicken würden, die tatsächlich in der Lage waren, Ärger zu machen. Doch was hatte ein Lehrer an einem Elitegymnasium mit solchen Typen zu schaffen?

Auf dem Zettel stand die Antwort auf diese Frage natürlich nicht, aber Harforch war kein Idiot. Es gehört nicht viel Fantasie dazu, dieses Puzzle zusammenzusetzen. Ein Schüler, der harte Drogen in der Nähe des Hauses seines Lehrers versteckt, das einsam und abgelegen mitten im Wald steht. Ein Mordfall, der die Polizei auf den Plan ruft, und dann taucht eben jener Lehrer plötzlich spurlos unter. Kids mit zu viel Freizeit und zu viel Geld auf der Suche nach ein bisschen Abenteuer und Realitätsflucht, und jetzt ein Biker, der Drohungen auf kleine Liebesbriefchen kritzelt und sie in den Briefschlitz jenes untergetauchten Lehrers wirft. Nein, es gehörte wirklich nicht viel dazu, da die offensichtlichen Zusammenhänge zu erkennen.

Zunächst sah Harforch sich in jedem der Zimmer des Hauses um, was nicht allzu lange dauerte. Simon Schwarz hinterließ nicht den Eindruck eines besonders gründlichen oder gar ordnungsliebenden Menschen. Alles lag so ziemlich überall verstreut herum, im Inneren wirkte das Haus genauso heruntergekommen wie von außen. Daher war dieser Schwarz vermutlich nicht der Typ, der sich allzu viele Gedanken über ein geeignetes Versteck machen würde, schätzte Harforch. Eher der Typ, der sich für clever hielt, wenn er Dinge in Keksdosen, hinter Büchern oder unter einer losen Bodendiele versteckte.

Also suchte Harforch weiter, und je länger er das tat, desto mehr verfestigte sich sein Verdacht. Simon Schwarz war durchaus nicht bloß irgendein Lehrer, der einen schäbigen Passat fuhr und geistig nie dem Studentenalter entwachsen war, und auch diese Bruchbude hier war vermutlich bloße Fassade. In Wahrheit war Simon Schwarz alles andere als arm. Er hatte nur das weit verbreitete Problem, das die allermeisten Kriminellen haben. Er besaß die Art von Geld, mit der man nicht angeben kann, weil das sofort die falschen Fragen aufwerfen würde. Schwarz mochte ein Chaot sein, aber offenbar war er wenigstens schlau genug, seinen Reichtum vor der Welt zu verstecken. Also ging Simon Schwarz weiter seiner Beschäftigung als Lehrer nach, lebte in einem vergammelten Forsthaus und fuhr mit einem klapprigen Passat zur Schule. Alles nur, um die Fassade aufrecht zu erhalten.

Vermutlich hatte er das Ziel, sich irgendwann mit einem Haufen Kohle auf irgendeine karibische Insel zu verdrücken, um dort für den Rest seiner Tage wie ein Fürst zu leben. Zumindest war dies eine beliebte Strategie unter den Kriminellen dieses Schlages, wie Harforch aus reichhaltiger Erfahrung wusste. Als ob das so einfach wäre.

Als Harforch bei seiner Rückkehr aus dem Schlafzimmer den Totempfahl im Flur entdeckte, musste er grinsen. Ein so billiges wie hässliches Touristenmitbringsel, das die Angehörigen eines echten Indianerstammes vermutlich augenblicklich in den Kriegszustand versetzt hätte. Natürlich, das musste es sein, das Ding schrie einem förmlich entgegen: »Hallo, hier bin ich, und in meinem Bauch habe ich jede Menge Geheimnisse«. Eine löchrige Strickjacke hing über dem hölzernen Flügel eines Dings, das wohl einen Adler oder einen indianischen Kopfschmuck darstellen sollte. Ganz oben auf der Spitze thronte eine Eule mit ausgebreiteten Flügeln und musterte den Betrachter aus strengen, gelb bemalten Augen.

*Hab ich dich*, schien die Eule zu sagen.

Nein, dachte Harfroch und musste wieder grinsen. Umgekehrt.

Ich hab *dich*, meine Liebe.

Harforch klopfte an mehreren Stellen gegen das Holz des Totempfahls. Er war nicht massiv, das hatte er bei dieser billigen Kopie auch gar nicht erwartet. Es dauerte daher nicht lange, bis er das Geheimfach fand, das man öffnen konnte, indem man den Kopf eines Affen (oder was immer das Ding darstellen sollte) ein wenig zur Seite drehte. Auf diese Weise öffnete sich der Zugang zu einem Hohlraum, der tief in den Pfahl hineinreichte. Darin fand Harforch mehrere Kilogramm Crystal Meth, säuberlich abgepackt in kleine und große Plastiktüten, sowie etliche zusammengerollte Geldbündel, in der Hauptsache Zehn- und Zwanzig-Euro-Scheine. Er inspizierte beides flüchtig, dann stopfte er das meiste von dem Zeug wieder zurück in das Versteck. Einen Beutel Crystal Meth steckte er vorsichtig in eine weitere Plastiktüte, und dann in seine Jacke. Man wusste schließlich nie, wozu man sowas mal gebrauchen konnte.

Deshalb war der Biker also hier gewesen, und das war auch der Grund, aus dem Julian, aufgeschreckt durch die Polizei, hier aufgekreuzt war. Die ganze Sache war ihm zu heiß geworden, und so hatte er bei Simon Schwarz, allem Anschein nach der hiesige Drogengroßhändler, Zuflucht und Rat in seiner Not gesucht. Sieh mal einer an.

Allerdings waren Julians Bemühungen offenbar vergeblich gewesen, denn zu diesem Zeitpunkt war Simon Schwarz bereits ausgeflogen, der Lehrer hatte wohl selbst inzwischen kalte Füße bekommen. Was Harforch nur zu gut nachvollziehen konnte. Und hatte Schlesinger nicht gesagt, dass Mia Neumann dabei gewesen war, ihrer Lehrerin die ganze Sache mit den

Drogen anzuvertrauen? Und könnte Simon Schwarz, der eine Affäre mit eben jener Lehrerin gehabt hatte, das dann nicht ebenfalls mitbekommen haben? Könnte sie es ihm nicht sogar selbst brühwarm erzählt haben, während eines ihrer heimlichen Schäferstündchen nach dem Unterricht? Nicht ahnend, dass Schwarz selbst hinter der ganzen Angelegenheit steckte.

Möglich wäre es immerhin, entschied Harforch. Doch was bedeutete das nun für Schlesingers Klientin und inwiefern war das Harforchs Problem?

Schwer zu sagen, ohne Simon Schwarz selbst dazu befragen zu können. Eine spannende These war es dennoch, und durchaus plausibel, und den Nutzen dieser These einzuschätzen, war letztlich nicht Harforchs Job. Schlesinger würde wissen, was mit dieser Art von neuer Information anzufangen war, auch wenn die Chance, dass Schwarz als glaubwürdiger Alibizeuge für Emma Stratmann taugen würde, falls man ihn überhaupt rechtzeitig fand, eher gering war.

Was Harforch allerdings nicht verstand, war, wieso Simon Schwarz seinen kompletten Großvorrat an Crystal Meth in diesem lächerlichen Totempfahl zurückgelassen hatte, als er abgehauen war. Und wie zur Hölle es der Kerl geschafft hatte, sich derart schnell und gründlich in Luft aufzulösen.

## KAPITEL 47

**D**er Bunker befand sich in einem Teil des Geländes, der ihr als kleines Mädchen verboten gewesen war – eine überwucherte Stelle abseits der großen Rasenfläche, die bereits nach ein paar Metern in dichten Wald überging – an dieser Stelle war sogar auf einen Zaun verzichtet worden, weil ein ausreichend breiter und tiefer Fluss das Gelände in diese Richtung begrenzte und ein Wanderer (oder Dieb) stundenlang querfeldein durch dichte Vegetation hätte marschieren und anschließend durch den Fluss hätte waten müssen, um auf das Gelände zu gelangen. Sie erinnerte sich daran, jemanden sagen gehört zu haben, dass die Villa einst irgendwelchen Nazioffizieren als Kaderschule oder so etwas gedient hatte, und vermutlich war der Bunker ein Überbleibsel aus jener Zeit.

Ob ihr Vater wohl davon gewusst hatte?

So stieß sie während eines ihrer Spaziergänge auf eine flache Steinplatte mitten im Wald. Eigentlich kein Stein, stellte sie bei näherem Hinschauen fest, sondern rissiger und von Moosen überwuchelter Beton, der eine gute Handbreit aus dem Boden ragte. Interessiert schob sie das feuchte Laub beiseite, das die Fläche in einer dicken Schicht bedeckte, bis sie schließlich die gesamte Platte freigelegt hatte, die etwa fünf mal fünf Meter maß – und eine verrostete Stahltür, die genau in der Mitte dieser Fläche eingelassen war. Diese war rund und hatte einem langen Hebel an der Außenseite. Die junge Frau zerrte an dem Hebel, bis er schließlich nachgab, und sich die Falltür quietschend öffnete. Das Ding war unheimlich schwer, aber die Neugierde der jungen Frau war größer als der Widerstand der verrosteten, uralten Einstiegs Luke. Ächzend und mit schmerzdem Rücken zog sie die Falltür gänzlich auf, die krachend auf

den Betonboden aufschlug. Es mochte Jahrzehnte her sein, dass jemand diese Luke bewegt hatte.

Dann war der Bunker offen.

Sie lugte hinein und sah Sprossen, grob in die Wand eingemauert, die allem Anschein nach ebenfalls aus Beton war, alles sehr pragmatisch und wenig schön. Die junge Frau knipste die Taschenlampe an, die sie vorsorglich mitgebracht hatte, und stieg hinab in die Dunkelheit, während ihr der Geruch von feuchten Wänden entgegenschlug, und sie einen panischen Moment lang an eine Gruft denken musste. Was, wenn jemand käme und den Deckel über ihrem Kopf zuschläge und sie einsperren würde?

Aber es war natürlich niemand hier, keine Menschenseele weit und breit.

Als sie von der letzten Sprosse stieg und sich umsah, bemerkte sie, dass der gesamte Raum mit Kisten vollgestellt war. Gut zwei Dutzend davon, und erstaunlicherweise waren es Pappkartons – und daher wenig überraschend in einem sehr bedauernswerten Zustand, denn sie mussten seit vielen Jahren hier unten gestanden haben, in der Kälte, der Dunkelheit und der Feuchtigkeit. An einigen Stellen hatten sich auf dem Kellerboden Pfützen gebildet, an den Wänden wucherten Moos und langstielige Pilze. Der feuchte, unverputzte Beton bröckelte von den groben Wänden.

Wer war bloß auf die Idee gekommen, in solch einem Raum ausgerechnet Pappkisten zu lagern, und was mochte wohl darin sein? Weitere Andenken aus der Nazizeit?

Sie trat näher auf die Kartons zu. Die kleinen Papptürmchen waren in sich zusammengerutscht, einige waren umgefallen und hatten ihren Inhalt auf den Boden erbrochen. Die junge Frau hockte sich hin und richtete den Strahl ihrer Lampe auf das, was die Kisten enthalten hatten.

Es waren Taschenbücher, jede Menge davon, und in verschiedenen Zuständen des Verfalls. Durchweicht und aufgequollen, manche gut doppelt so dick, wie sie es eigentlich hätten sein sollen, unnatürlich aufgebläht von der Nässe, die sie aufgesogen hatten, wie kleine papierne Wasserleichen. Auf anderen hatte sich Moos gebildet. Sie sah Spuren von Ratten, wie auch immer die hier reingekommen sein mochten.

Dann sah sie richtig hin.

Es waren Ausgaben ein und desselben Taschenbuches, gestapelt, zu Haufen geschichtet und kistenweise dem Verfall preisgegeben. Eines Buches, das die junge Frau sofort erkannte, immerhin hatte sie es selbst

*geschrieben. Und so erfuhr sie, wie es gekommen war, dass ihr Debütroman auf Anhieb zu einem Bestseller geworden war. Ein Bestseller, den in Wahrheit niemand hatte lesen wollen.*

*Keine Menschenseele.*

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 48

EMMA

### UNTERSUCHUNGSHAFT FRANKFURT, HEUTE

**M**ir ist seit Tagen speiübel, ich bekomme kaum einen Bissen runter. Vielleicht sollten mal ein paar Illustrierte von diesem Diät-Tipp berichten: Ein paar Tage Knast tun Wunder für Ihre Figur, da purzeln die Pfunde nur so, ha ha.

Okay, das hier ist nicht der Knast. Nicht das richtige Gefängnis, das sage ich mir immer wieder. Wiesner hat mich in Untersuchungshaft überstellt, das ist alles. Hier kommen Menschen hin, die einer Straftat verdächtigt werden, die ihnen aber noch nicht nachgewiesen wurde. Lediglich *Verdächtige*, keine überführten Straftäter. Und schließlich kann man aller möglichen Dinge verdächtigt werden, ohne dass auch nur ein bisschen davon der Wahrheit entsprechen muss.

Auch das sind Tatsachen.

Wiesner war sehr nett und höflich, als er mir das mitteilte. Nur bis zur Klärung der Angelegenheit, das waren seine Worte. Bloß frage ich mich, wie lange genau das seiner Meinung nach sein wird. Ein paar Tage? Wochen? Monate? Ich glaube, mich zu erinnern, irgendwo gelesen zu

haben, dass es einen maximalen Zeitraum gibt, den ein Verdächtiger in Untersuchungshaft sitzen darf. Und danach? Lässt man ihn dann gehen, einfach so? Weil seine Unschuld dann automatisch erwiesen ist? Im Zweifel für den Angeklagten und das alles?

Wohl kaum.

Ich sollte Schlesinger danach fragen.

Andererseits, wie viele *wirklich* Unschuldige landen hier wohl überhaupt? Ich frage mich, ob es nicht doch eine bloße Formalität ist, dass man jemanden hier einsperrt, weil man bis zum Abschluss der Untersuchungen keine anderen strafrechtlichen Möglichkeiten hat, diesen Verdächtigen festzuhalten. Denn hier landen natürlich nur Verdächtige, bei denen man befürchtet, sie könnten die Untersuchungen beeinflussen, wenn man sie frei draußen herumlaufen ließe. Beweismittel verschwinden lassen, oder selbst verschwinden, solche Sachen.

Nicht unbedingt Dinge, die nach einer Unschuldsvermutung klingen.

»Dies ist keine Zeugenbefragung, Emma.« Auch das hat Wiesner mir bei unserem letzten Gespräch gesagt. Nein, eine Zeugin bin ich längst nicht mehr, und eine Unschuldige schon gar nicht.

Nicht in Wiesners Augen, jedenfalls.

Wie bin ich nur in diesen Schlamassel geraten? Wiesner hält mich für die Mörderin von Mia Neumann, und wenn kein Wunder passiert, wird ihn nichts und niemand mehr davon abbringen können, diesen Standpunkt auch der Staatsanwaltschaft darzulegen, die sie dann wiederum an einen Richter herantragen wird. Also hoffe ich auf ein Wunder, denn was bleibt mir anderes übrig?

Hoffe, dass es den vereinten Anstrengungen von Schlesinger und seinen mehr oder weniger offiziellen Mitarbeitern gelingen wird, Simon zu finden und ihn dazu zu bringen, dass er mein Alibi bestätigt. Ohne, dass Sophie davon erfährt. Was für eine beschissene Lage. Was für ein beschissener Strohalm, nach dem wir hier greifen müssen.

Ich begreife einfach nicht, wie es möglich war, mein Leben innerhalb von ein paar Tagen so derart in die Scheiße zu reiten. Ich sollte nicht fluchen, nicht mal in Gedanken. Kraftausdrücke sind ein Zeichen von Schwäche, sagt Sophie, und was man denkt, das tut man auch, früher oder später. Wie immer hat sie auch damit vermutlich recht.

Ein Summen ertönt draußen auf dem Gang, dann das Geräusch eines schweren Schlüssels, der in die Tür zu meiner Zelle gesteckt wird. Dann

öffnet sich die Tür und die Wärterin betritt den Raum. Sie ist eine untersetzte Frau mit schwarzem Haar, das zu einem derart strengen Pferdeschwanz zurückgebunden ist, dass man denkt, ihre Gesichtshaut würde jeden Moment einreißen. Bloß ihre Mundwinkel scheinen von dieser stetigen Rückwärtsbewegung ihrer Gesichtsmuskeln ausgenommen zu sein. Ihr Mund ist ein dünner Strich in der kargen Landschaft ihres Gesichts.

»Besuch«, sagt sie nur, und ich nicke. Inzwischen kenne ich das Procedere. Ich stehe auf, sie tritt beiseite, und ich gehe an ihr vorbei, bis ich die Tür erreicht habe.

Dort bleibe ich stehen und warte auf ihr Okay.

»Weiter!«, sagt sie, und ich trete auf den Flur, wo weiteres Wachpersonal steht, heute ein Mann mit einem fruchtbar gelangweilt wirkenden Gesicht, den ich noch nicht hier gesehen habe, oder ich habe es vergessen. Handschellen muss ich jedenfalls keine tragen, offenbar gelte ich nicht als gefährlich. Oder jedenfalls nicht als so gefährlich. Nachdem sie die Tür zu meiner Zelle wieder verschlossen hat – warum auch immer, denn diese ist ja jetzt leer – tritt die Beamtin seitlich hinter mich und fordert mich auf, weiterzugehen, bis wir schließlich vor Besuchsraum 2 stehen. Es gibt zwei davon, aber das Innere von Besuchsraum 1 habe ich noch nie gesehen. Nicht, dass ich besonderen Wert drauf lege.

Sie öffnet auch diese Tür, die nicht verschlossen ist, und lässt mich eintreten. Drinnen steht Doktor Schlesinger vor einer ausgesprochen simplen Sitzgarnitur; einem Tisch und zwei Stühlen, alles fest mit dem Boden verschraubt. Er kommt auf mich zu und streckt mir in einer herzlichen Geste seine Hände entgegen, dann zieht er mich in seine Arme. Seine Umarmung tut gut. Jede menschliche Berührung hier drinnen ist ein Highlight. Erst in diesem Moments spüre ich, wie sehr mir das gefehlt hat: Menschliche Berührungen, Kontakt. Ein Lächeln, eine nette Geste. Darauf zu verzichten, ist beinahe noch schlimmer als das Eingesperrtsein, das Weggesperrtsein.

Ich weiß nicht, wie lange ich das noch ertragen kann.

Ich weiß auch nicht, warum Sophie sich noch nicht hat blicken lassen. Schämt sie sich etwa? Glaubt sie, ich könnte tatsächlich ... nein, das ist ausgeschlossen. Sie kennt mich viel zu gut, um mir ernsthaft einen Mord zuzutrauen. Ich sollte Schlesinger danach fragen, sicher hat sie gute Gründe für ihr Fernbleiben.

Die Wärterin schließt die Tür hinter mir, und ich höre, wie sie auf dem Flur ein paar Schritte geht, bis sie eine Position erreicht hat, von der aus sie die Tür gut im Blick hat. Nur für den Fall vermutlich, dass mein Anwalt und ich uns für eine Flucht nach vorn entscheiden sollten, à la Bonnie und Clyde. Sie muss dabei so stehen, dass sie nicht sehen kann, was hier drin vorgeht, das ist gesetzlich vorgeschrieben, auch das hat Schlesinger mir erklärt.

Doktor Schlesinger, wie immer ganz der Gentleman, wartet, bis ich mich gesetzt habe, bevor er mir gegenüber Platz nimmt. Sein professionelles Lächeln kann nicht über die leicht geröteten Augen und die dunklen Augenringe über seinem weißen Schnurrbart hinwegtäuschen. Er hatte viel zu tun in letzter Zeit, und der Grund bin ich. Und vermutlich wird er unheimlich viel Geld verdient haben, wenn das hier vorbei ist. Sophies Geld, wohlgemerkt. Ich komme mir so schäbig vor, dass ich für einen Moment fast versucht bin, an das zu glauben, was Neumann mir damals am Gartenzaun an den Kopf geworfen hat. *Schmarotzerin, Parasit, Nutte*.

All das geht mir nicht zum ersten Mal durch den Kopf, seit ich hier drin bin.

Ich hoffe, dass Schlesinger endlich gute Nachrichten in Bezug auf Simon hat.

Hat er aber nicht.

»Simon Schwarz ist nicht auffindbar«, sagt er. »An der Schule glaubt man, er sei über die Ferien in Urlaub gefahren.«

Simon? In Urlaub? Das kann ich mir nur sehr schwer vorstellen. Er ist nicht der Typ für sowas, und er hat keine Familie oder Kinder, soweit ich weiß. »Ja, aber ... was soll das denn heißen, nicht auffindbar?«, stammele ich. »Er hätte mir doch bestimmt was gesagt, wenn er länger irgendwohin fährt, und, ich meine ... er ist nun wirklich nicht der Typ für zwei Wochen Pauschalurlaub am Strand.«

Schlesinger nickt bedächtig. »Sehen Sie, Emma, ich glaube ebenfalls nicht, dass Simon Schwarz tatsächlich in den Urlaub gefahren ist«, sagt er dann. »Und wenn, dann hat er vermutlich nicht vor, allzu bald zurück zu kommen.«

»Was, wieso glauben Sie das?« Meine Kehle ist plötzlich ganz trocken, wie zugeschnürt. Aus Sorge um ihn? Oder weil mir in diesem Moment klar wird, dass mein letzter Strohalm, das Alibi, das er mir hätte geben können, sich damit gerade verflüchtigt hat? Offenbar im wahrsten Sinne des Wortes.

»Wussten Sie, dass Simon ebenfalls in Drogengeschäfte verwickelt ist?«

»Was?«, schnappe ich. »Simon und Drogen? Nein, vollkommen ausgeschlossen. Er ist ein toller Lehrer, die Schüler lieben ihn.«

»Das bezweifle ich auch nicht, Emma.«

»Nein, wirklich«, beharre ich. »Ich kann mir das beim besten Willen nicht vorstellen.«

»Ich vermute, so ziemlich genau dasselbe haben auch Julian Jensens Eltern gesagt, als man ihren Sohn festgenommen hat, wegen Drogenbesitzes und dringendem Mordverdacht. Ich meine ...«

»Herrgott, dann hat der Junge sich eben ein bisschen Meth besorgt, um vor seinen Freunden anzugeben. Aber wie kommen Sie jetzt plötzlich auf organisierten Drogenhandel, und dass auch Simon etwas damit zu tun haben könnte?«

»Ich kann Ihnen momentan leider nicht genauer sagen, woher ich diese Information habe, aber es geht um dieselbe Art von Drogen, die Julian im Wald versteckt hat, unweit des Forsthauses, das Simon Schwarz bewohnt. Crystal Meth. Allem Anschein nach scheint er noch in weit größerem Umfang darin verwickelt zu sein als Julian Jensen. Vermutlich hat er den Schüler beliefert, und wer weiß, wen noch.«

»Ich kann das nicht glauben.«

»Ich verstehe, Emma«, sagt er im Brustton väterlichen Verständnisses und ruft mir damit eindrucksvoll ein weiteres Mal ins Gedächtnis, dass er ja bereits um meine Affäre mit Simon weiß. Meine *außereheliche* Affäre mit einem Kerl, der allem Anschein nach Drogen an Kinder vertickt hat. Wie muss mich das in Schlesingers Augen erscheinen lassen?

*Nutte. Parasit. Schmarotzer.*

»So, wie ich die Sache sehe«, sagt Schlesinger, »hat das im Moment eher wenig mit Ihrer Situation zu tun. Fakt ist aber leider, dass wir damit jetzt auch keinen Zeugen mehr haben, der Ihr Alibi bestätigen könnte, und dass ich auch nicht damit rechne, dass sich daran allzu bald etwas ändern wird.«

»Aber ...«

»Meine Leute suchen bereits intensiv nach Simon Schwarz, und außerdem habe ich das bestimmte Gefühl, dass sich auch die Polizei in nächster Zeit für den Verbleib von Herrn Schwarz interessieren wird. Aber selbst, wenn meine Leute oder die Behörden ihn finden, wird er dann alles

andere als ein verlässlicher Zeuge im Sinne eines Alibis für Sie sein. Zudem besteht damit eine überaus plausible Möglichkeit, dass er selbst aktiv in Mias Tod verwickelt ist.«

Ich starre Schlesinger nur an, zu mehr bin ich nicht fähig. Nachdem er mir gerade eröffnet hat, dass mein One-Night-Stand ein drogendealender Lehrer ist, soll er nun auch noch etwas mit Mias Tod zu tun haben? Ich hasse die Vorstellung. Und den kleinen Teil von mir, der sich jetzt schon fragt, ob ich daraus vielleicht einen Vorteil ziehen könnte. Ob es Schlesinger gelingen könnte, jemand anderen zum Sündenbock zu machen. Notfalls sogar Simon. Ärgerlich verbiete ich mir, weiter in diese Richtung zu denken. Meine Übelkeit, die sich gerade etwas gelegt hatte, wird wieder schlimmer.

»Sie sagten aus, dass Mia Ihnen ein Geheimnis verraten wollte, und dass sie glauben, es könnte dabei um das Konsumieren von Drogen an den Felsen im Hamstetter Forst gegangen sein.«

»Stimmt.«

»Nun, es wäre doch denkbar, dass außer Julian Jensen noch weitere Schüler ebenfalls in den Handel mit Crystal Meth verwickelt waren, richtig?«, fragt Schlesinger. »Und damit meine ich, weitere Kinder aus Élysée. Die Kinder *sehr* vermögender Eltern, aber ohne jegliche Kontakte zu den üblichen Bezugsquellen. Es wäre demnach ein ziemlich einträgliches Geschäft. Sozusagen ein monopolistisches.«

»Ja, und?«

»Nun, wenn Simon Schwarz dieser monopolistische Großhändler war und davon Wind bekommen hätte, dass Mia Neumann alles auffliegen lassen wollte, dann hätte er ein ziemlich plausibles Motiv gehabt, sie zum Schweigen zu bringen, bevor sie Ihnen oder, schlimmer noch, ihrem Vater, mehr von der Sache erzählen konnte. Außerdem steht sein Haus in der Nähe der Felsspalte, und niemand weiß, wo er sich zur Tatzeit aufgehalten hat. Er selbst kann diese Vorwürfe ja momentan auch nicht aus dem Weg räumen, da er sich ja aus dem Staub gemacht hat, was ebenfalls ziemlich verdächtig wirkt. Er ist so schnell und so gründlich untergetaucht, dass die Polizei praktisch gar nicht anders kann, als zu glauben, dass er vor irgendetwas davonrennt. Verstehen Sie, worauf ich hinauswill, Emma?«

»Aber er hätte nie ... ich kann mir das einfach nicht vorstellen. Sie war doch seine Schülerin!« Andererseits, wie gut ist meine Menschenkenntnis wirklich, nach allem, was ich gerade über Simon erfahren habe? Sein

lockeres Auftreten und eine gemeinsame Zigarette haben immerhin genügt, dass ich in seinem Bett gelandet bin.

»Es mag schwer vorstellbar sein, ja. Aber solange er nicht persönlich auftaucht und die Polizei vom Gegenteil überzeugen kann, bleibt das eine überaus plausible Möglichkeit.«

»Könnte das für uns nützlich sein?«, frage ich vorsichtig. Und hasse mich dafür.

»Das könnte es durchaus«, sagt Schlesinger nachdenklich. »Aber dieser Weg würde erhebliche Risiken beinhalten. Wenn Simon Schwarz beispielsweise plötzlich doch wieder auftaucht und ein Alibi für die Tatzeit hat. Oder, wenn es nicht gelingt, ihn ausfindig zu machen, bis Ihr Verfahren beginnt. Emma, ich müsste mir absolut *sicher* sein, dass er tatsächlich etwas mit Mias Tod zu tun hat, bevor ich in Erwägung ziehen kann, diese Route in Ihrem Interesse einzuschlagen. Können Sie mir irgendetwas sagen, das die Polizei zweifelsfrei von Simons Schuld an Mias Tod überzeugen würde? Immerhin haben Sie ja gerade noch behauptet, Sie wären zur wahrscheinlichen Tatzeit mit ihm zusammen gewesen.«

»Nein, kann ich nicht«, sage ich und schüttele den Kopf. Ich kann es mir ja noch nicht mal vorstellen, wie soll ich es da beweisen können? »Und es stimmt, wir waren zur Tatzeit zusammen.«

»Okay, gut«, sagt er und atmet seufzend aus. »Dann kommen wir jetzt zum eigentlichen Problem, Emma. Und ich fürchte, das ist weit dringender.«

Was denn noch? Mein Herz geht komplett auf Grundeis, ich kann förmlich spüren, wie sich eine dicke Eiskruste darum bildet, die es einzwängt und am Schlagen hindern will.

»Und was ist das für ein Problem?«, frage ich matt.

»Julian Jensen ist vor wenigen Minuten vollständig entlastet worden, was den Mord an Mia Neumann betrifft.«

»Was?!«

Die Eiskruste drückt unerbittlich und schmerzend zu, ich bekomme kaum noch Luft und der einzige Grund, aus dem ich mich nicht vor Schlesingers Augen übergebe, ist vermutlich der, dass ich von meinem letzten Essen, zerkochte Gemüsepampe, gerade mal ein paar Löffel herunterwürgen konnte.

»Ja«, sagt Schlesinger und nickt betrübt. »Hauptkommissar Wiesner hat mich erst vorhin davon in Kenntnis gesetzt, was man ihm übrigens hoch

anrechnen muss – er hätte uns diesbezüglich auch voll ins offene Messer laufen lassen können. Wie auch immer, es erscheint der Polizei – und ich zitiere – nun nicht länger plausibel, dass Julian Jensen etwas mit dem Tod von Mia Neumann zu tun gehabt hat. Jedenfalls nicht direkt. Zitatende.«

Einerseits bin ich beinahe erleichtert über diese Neuigkeit, aber gleichzeitig spüre ich, wie der Schock der Erkenntnis unerbittlich auf mich zurollt, beinahe wie in Zeitlupe. Ich hätte Julian nie zugetraut, ein Mörder zu sein, oder Mia auch nur im Affekt hinabgestoßen zu haben. Dass er etwas mit harten Drogen zu tun haben könnte, hätte ich mir bis vor Kurzem allerdings auch nicht vorstellen können, und jetzt als Zugabe noch diese Sachen über Simon. Wie gut kenne ich die Menschen in meiner Umgebung eigentlich? Gar nicht gut, lautet offenbar die Antwort. Ich habe keinen blassen Schimmer, wer sie in Wirklichkeit sind.

Oder vielleicht auch, wer *ich* in Wirklichkeit bin.

»Julian Jensens Anwalt hat sich die Aufnahmen der Überwachungskameras vom Tor Ihrer Wohnanlage besorgt«, fährt Schlesinger fort, aber ich höre nur noch mit einem halben Ohr hin, meine Konzentrationsfähigkeit ist so gut wie erschöpft. »Es gibt ein Video von Julian, mit einem Zeitstempel darauf. Auf dem ist zu sehen, dass Julian Jensen um 19:35 Uhr durch das Tor aus der Anlage nach draußen geradelt ist. Er kann daher unmöglich bereits um 19:40 Uhr vor Ort gewesen sein, als Mias Handy in die Felsspalte fiel. Die Strecke schafft man nicht mal mit dem Auto in fünf Minuten.«

»Aber er könnte ...«

»Natürlich gibt es die Möglichkeit, dass Mias Handy schon vorher kaputtging«, unterbricht mich Schlesinger, und spüre ich da nicht einen ganz leichten Anflug von Ungeduld in seiner Stimme? »Aber wie wahrscheinlich ist das wirklich, Emma? All das erscheint nun leider ziemlich weit hergeholt angesichts der Tatsache, dass *Sie* nachweislich zur Tatzeit in der Nähe der Felsen waren und uns im Moment jede Möglichkeit fehlt, die Polizei von den daraus folgenden Schlüssen abzuhalten. Nicht, wenn die ein Video haben, auf dem zu sehen ist, wie Mia nach einem heftigen Streit mit Ihnen emotionsgeladen davonläuft. Das passt einfach alles viel zu gut zusammen – zumindest in Wiesners Augen.«

»Aber wir haben uns nicht gestritten!«

»Ich weiß das, Emma, und Sie wissen das. Aber ich kann mir nur zu gut vorstellen, auf welche Weise die Staatsanwaltschaft dieses Video vor

Gericht präsentieren wird. Ich habe es mir mehrfach selbst angesehen. Sofern es nicht durch ein Wunder gelingt, die Tonspur der Aufnahme hörbar zu machen, kann man es letztlich auslegen, wie man will. Und angesichts der Umstände ... Nun, ich will ganz offen sein, Emma. Es sieht nicht gut aus. Überhaupt nicht gut.«

Ganz leise frage ich: »Und wenn ich es nun zugebe? Wenn ich sage, dass ich eine kurze Affäre mit Simon hatte, und bei ihm im Forsthaus war, um Schluss zu machen, als es geschah?« - Es wäre das Ende meiner Beziehung. Meiner Ehe mit dem einen Menschen, den ich wirklich liebe. Aber wenigstens müsste ich dann nicht den Rest meines Lebens im Gefängnis verbringen. Eingesperrt in eine Zelle mit anderen Frauen, die tatsächlich Morde auf dem Gewissen haben. Die wer weiß was mit mir anstellen würden.

Wie lange würde ich in so einer Umgebung durchhalten?

Wie lange könnte ich dort *überleben*?

Schlesinger schüttelt den Kopf. »Ich glaube nicht, dass Wiesner oder irgendein Richter Ihnen eine Affäre abnehmen würde, bloß, weil Sie das behaupten. Nicht ohne weitere Beweise, und schon gar nicht, wenn Sie jetzt plötzlich genau im passenden Moment damit um die Ecke kommen. Es wäre der schlechtestmögliche Zeitpunkt, Emma, weil man Ihnen schlicht unterstellen würde, Sie oder wir beide hätten uns das spontan ausgedacht, als uns klar geworden ist, dass Sie nunmehr die einzige Hauptverdächtige in einem Mordfall sind. Hätten Sie Wiesner gleich die ganze Wahrheit erzählt, wäre es vielleicht etwas Anderes gewesen, aber selbst dann ...«

»Aber es ist die *Wahrheit*, verdammt noch mal!«, rufe ich, während mir die Tränen in die Augen schießen. »Zählt das denn überhaupt nichts?«

»Die Wahrheit, liegt mithin im Auge des Betrachters, fürchte ich. Und ohne Simon Schwarz, der Ihr Alibi bestätigt, würde ich absolut davon abraten, alles auf diese eine Karte zu setzen. Wir werden ihn finden, Emma. Wir oder die Polizei. Aber *wann* wir ihn finden werden, steht momentan leider noch völlig in den Sternen. Es gibt keinen einzigen Hinweis auf seinen Verbleib, nicht mal sein Wagen ist irgendwo aufgetaucht, und glauben Sie mir: Meine Leute suchen sehr gründlich.«

»Was ... was mache ich denn jetzt nur?« Tränen kitzeln an meinen Wangen, aber ich habe nicht mal mehr die Kraft, sie wegzuwischen.

»Sie behalten zunächst vor allem Ihren Mut«, sagt Schlesinger. »Kopf hoch, Emma! Heute Abend werden wir Kriegsrat halten, Sophie und ich.

Außerdem noch Herr Harforch, den Sie ja bereits kennen. Machen Sie sich keine Sorgen, wir holen Sie hier raus. Allerdings brauchen wir jetzt eine neue Strategie. Und wir werden eine finden, verlassen Sie sich darauf.«

Zum Abschied drückt er mir die Hand, dann verlässt er die Zelle.

Irgendwie schaffe ich es, aufzustehen und mir mit den Ärmeln meines unförmigen grauen Sweatshirts die Tränen von den Wangen zu wischen, aber es kommen gleich neue nach. Ich bekomme kaum mit, wie die Wachbeamtin den Besprechungsraum betritt, und mich dann zurück in meine Zelle führt, wo ich völlig fertig auf der Pritsche zusammenbreche, die an der Wand befestigt ist. Zu schwach zum Sitzen, falle ich einfach auf die Seite und ziehe die Beine an den Körper, während meine Tränen ungehemmt über mein Gesicht laufen und auf dem kargen Betonboden unter mir zerplatzen.

Wie meine Träume, und wie mein Leben.

Plitsch, platsch, aus und vorbei.

Irgendwann fehlt mir die Kraft, die Augen aufzuhalten, doch bevor ich einschlafe, denke ich einen letzten tröstlichen Gedanken. Wenigstens kann ich Sophie jetzt ersparen, dass sie von diesem peinlichen Ausrutscher mit Simon erfährt. Aber es ist ein schwacher Trost, wenn ich dafür ins Gefängnis muss.

Dann denke ich gar nichts mehr.

## KAPITEL 49

»**W**ie geht es ihr?«, fragt Sophie und sieht in Schlesingers Richtung. Blass sieht sie aus, und müde, mit einem ungesunden Glanz in ihren schönen Augen.

Der Anwalt bläst die Backen auf, stößt die Luft aus, und sagt: »Den Umständen entsprechend.« Er schenkt Sophie ein aufmunterndes Lächeln. Das sie natürlich sofort durchschaut.

»Das klingt ja furchtbar«, murmelt Sophie, während sie nach dem Weinglas greift, das vor ihr auf dem Couchtisch steht. Sicher nicht ihr erstes an diesem Tag, denkt Schlesinger, und wer könnte ihr das verübeln? Insgeheim muss der Anwalt ihr recht geben, *den Umständen entsprechend* klingt wirklich furchtbar. Selbst in seinen Ohren hört sich seine Antwort nach einer beschönigenden Floskel an, aber was soll er Sophie auch sonst sagen? Dass es Emma *gar nicht gut* geht? Dass sie aussieht, als würde sie die nächsten paar Tage in Untersuchungshaft kaum überstehen, geschweige denn, eine Haftstrafe in einem richtigen Gefängnis – und dass das inzwischen eine durchaus wahrscheinliche Möglichkeit geworden ist? Oder, dass die einzige Chance, sie da vielleicht rauszuholen, in einem offenbar flüchtigen Drogendealer bestand, mit dem sie ein außereheliches Verhältnis hatte, von dem er Sophie nichts verraten darf – auf ausdrücklichen Wunsch seiner Mandantin?

Und das, obwohl jeder weiß, von wessen Geld seine Rechnungen bezahlt werden?

Eine vertrackte Situation, wenn es je eine gegeben hat.

Aber Schlesinger ist keiner, der vor vertrackten Situationen kapituliert. »Wir sollten uns eine neue Strategie zurechtlegen«, erläutert er den Grund

seines und Harforchs Hierseins. »Wir brauchen schnellstens eine, denn inzwischen ist Emma die einzige Verdächtige in einem Mordfall, und wie ich Wiesner kenne, will er die Sache jetzt schnell unter Dach und Fach bringen. Ich vermute, dass die Staatsanwaltschaft spätestens morgen Anklage gegen Emma erheben wird. Immerhin hat Wiesner bereits dringenden Tatverdacht angemeldet, sonst hätte er sie ja gar nicht erst in Untersuchungshaft bringen können, diese Runde ging also an ihn. Und ich meine damit, wir brauchen etwas *wirklich* Wichtiges, um ihn von der Idee abzubringen, dass Emma Mia Neumann umgebracht hat. Kleine Zweifel zu säen, wird nicht länger genügen. Wir brauchen etwas Handfestes. Ich will ganz offen sein, Sophie. Das brauchen wir *um jeden Preis*, wenn wir Emma vor dem Gefängnis bewahren wollen. Deshalb hat mich Herr Harforch heute nochmals begleitet. Sie verstehen, was ich damit sagen will?«

»Um jeden Preis«, wiederholt Sophie bedächtig und wirkt nur ein bisschen blasser im Gesicht als gerade eben noch, während ihr Blick abwesend in Harforchs Richtung schweift, der wie üblich schweigt. »Ich verstehe. Um jeden Preis. Von mir aus. Und was soll das nun konkret bedeuten, Herr Doktor Schlesinger?«

»Nun«, sagt Schlesinger, »es bedeutet vor allem, dass wir nicht länger in einer verteidigenden Position verharren können, sondern zum Angriff übergehen müssen.«

»Was heißen soll, dass wir den wahren Täter finden müssen«, sagt Sophie, »oder zumindest einen plausiblen Verdächtigen, um Emma zu entlasten.«

Ein weiteres Mal bewundert der Anwalt ihre schnelle Auffassungsgabe.

»Ja«, sagt er. »Genau darum geht es, Sophie. Ich denke, das wäre gut, wenn nicht sogar die einzige Möglichkeit. Wenn ein Prozess gegen Emma mir auch noch nicht als völlig aussichtslos erscheint, so würde ich es doch lieber gar nicht erst darauf ankommen lassen. Ich möchte den Teufel nicht an die Wand malen, aber selbst dann, wenn Wiesner nichts als Indizien vorzubringen hat, könnte das unter Umständen genügen, Emma für lange Zeit ins Gefängnis zu bringen. Dann hängt alles davon ab, welchen Richter wir erwischen, und wie der zu Viktor Neumann steht.«

»Ich verstehe«, sagt Sophie, dann greift sie nach ihrem Handy, das neben ihr auf der Sitzfläche der Couch liegt, entsperrt es und ruft jemanden an. Schlesinger hört ein leises Knacken aus dem Gerät, dann sagt Sophie: »Kannst du bitte zu uns rüberkommen? Mein Anwalt ist jetzt hier.« Dann

beendet sie das Gespräch, legt das Handy zurück auf die Couch und erhebt sich mit einem entschuldigenden Lächeln.

»Eine gute Freundin«, erklärt sie Schlesinger und Harforch. »Ich habe sie gebeten, rüberzukommen. Sie kann uns vielleicht weiterhelfen.«

»Okay«, sagt Schlesinger und ist bemüht, sich seine Verwirrung nicht anmerken zu lassen. Eine Freundin? Was soll das jetzt bringen? Als Sophie den Raum in Richtung Flur verlassen hat, wirft ihm Harforch einen fragenden Blick unter gerunzelten Brauen zu, und Schlesinger zuckt mit den Schultern. Keine Minute später ertönt der Türgong. Beinahe so, als hätte besagte Freundin draußen in ihrem Wagen bereits auf ihren großen Auftritt gewartet.

Kurz darauf kehrt Sophie in das Wohnzimmer zurück, bei ihr ist jetzt eine andere Frau, vielleicht zehn Jahre älter, aber ebenfalls gut aussehend, wenn auch auf eine etwas künstlich wirkende Weise, und, wie Schlesinger zu erkennen glaubt, mit Hilfe einiger dezent und ausgesprochen fachgerecht ausgeführter Operationen im Bereich der Nasenflügel und Mundwinkel.

»Das ist Vivian«, erklärt Sophie. »Vivian Lasalle, eine Nachbarin und *liebe* Freundin.«

Man begrüßt sich ringsum, dann geleitet Sophie die Frau zur Couch, auf der sie auch selbst Platz nimmt, und ihr Handy auf den Couchtisch legt, neben das Weinglas. Dort, wo es gerade noch lag, sitzt jetzt Vivian Lasalle. Kaum hat sie Platz genommen, senkt sie ihren Blick zu Boden wie ein schuldbewusstes Schulkind, und Schlesinger beginnt zu dämmern, was das hier werden soll.

Er wird nicht enttäuscht, im Gegenteil.

Sophie legt der Frau beruhigend eine Hand auf den Oberschenkel, worauf diese dann doch wieder kurz den Kopf hebt und Sophie ein dankbares Lächeln schenkt. Die Sorte Lächeln, die weniger von Zuneigung als von grenzenloser und unbedingter Bewunderung zeugt. »Du kannst vollkommen offen sprechen, Vivian«, sagt Sophie in beruhigendem Ton. »Doktor Schlesinger und sein Mitarbeiter sind langjährige Freunde der Familie, und alles, was wir hier besprechen, ist absolut vertraulich. Das ist es doch, Doktor Schlesinger?«

»Unbedingt«, bestätigt dieser.

»Also«, sagt Vivian Lasalle, strafft sich, und beginnt mit stockender Stimme zu erzählen. »Es gab diese Party, im Haus von Viktor Neumann, es waren eine Menge Leute eingeladen, fast alle Nachbarn. Er besitzt ein

großes Haus.« Auch ihre Art, zu erzählen, erinnerte an ein leicht verstörtes Schulkind, findet Schlesinger, während er aufmerksam zuhört. »Ich war gerade in der Küche, um ... ich weiß nicht mehr. Ich glaube, ich wollte mir etwas Salat holen oder sowas. Dann stand er plötzlich hinter mir.« Ihre Stimme bricht ab. Sofort ist Sophie mit einem Papiertaschentuch zur Stelle, was die Frau mit einem dankbaren Lächeln annimmt. Tränen schwimmen in ihren Augen.

»Es war Neumann«, fährt sie fort. »Er hat sich an mich herangedrängt, und nach meinen Schultern gegriffen. Hat gesagt, er wolle mich massieren, weil ich so verspannt wirke. Aber das wollte ich nicht, ich ... nein, ich *wollte* es nicht.«

»Moment«, sagt Schlesinger, entschlossen, das Spiel mitzuspielen, zumindest für den Moment. »Viktor Neumann hat sich Ihnen in ... unsittlicher und nicht erwünschter Weise genähert?«

Sie nickt. Dann, einen Schluchzer später, fährt sie fort. »Er hat mich an den Armen gepackt und herumgewirbelt, und versucht mich zu küssen. Ich habe ihn fortgestoßen. Er hat gesagt, das würde mir noch leidtun. Ich bin zurück zu den anderen gerannt und habe meinem Mann erzählt, es würde mir nicht gut gehen, damit wir endlich gehen konnten.«

Sie verstummt, lässt diese neue Information bei den anderen einsickern.

»Ihr Mann würde das bestätigen?«, fragt Schlesinger routinemäßig. »Dass Sie sagten, Ihnen sei übel geworden und dass Sie rasch gehen wollten?«

Sie nickt. »Ich glaube schon. Andere auch, die Jensens zum Beispiel. Helene erbot sich noch, mir irgendeins von ihren Naturheilmitteln rüberzubringen, wenn es mir am nächsten Tag nicht besser ginge. Aber natürlich ahnte niemand den wahren Grund. Es war furchtbar, ich konnte mit niemandem darüber reden. Ich hatte einfach Angst, sie würden mir nicht glauben. Niemand von ihnen.«

»Ich verstehe«, sagt Schlesinger. Und denkt, dass sich aus dieser Aussage vielleicht tatsächlich etwas machen ließe. Neumann als übler Chauvinist, der offenbar der Meinung ist, Frauen seien ausschließlich dazu da, ihm zu Willen zu sein. Und dann zieht ein paar Häuser weiter ausgerechnet ein lesbisches Ehepaar ein. Zumindest könnte das ein äußerst fragwürdiges Bild auf den Charakter des Oberstaatsanwalts werfen. »Ich kann mir vorstellen, wie schwer das für Sie ist«, sagt Schlesinger, »aber bitte verstehen Sie, dass ich das fragen muss. Gibt es irgendwelche weiteren

Beweise für dieses Geschehnis? Haben Sie vielleicht direkt im Anschluss mit Ihrem Mann darüber geredet, oder ...«

»Meinem Mann?«, haucht Vivian entsetzt. »Natürlich nicht!«

»Ich verstehe«, sagt Schlesinger, dann wirft er einen Blick in Richtung Sophie, die mit kerzengerade durchgedrücktem Rücken auf der Couch sitzt, bildschön und kühl wie eh und je. »So bedauerlich es ist, dass Ihnen das zugestoßen ist, fürchte ich doch, dass es schwer werden dürfte, in dieser Richtung ...«

»Da ist noch mehr«, sagt Sophie und greift wieder nach ihrem Weinglas, während Vivian sich neben ihr auf der Couch zusehends in ein Häuflein Elend verwandelt.

»Ich habe ihn gesehen«, sagt Vivian Lasalle. »Am Dienstag Abend. Ich habe mir zunächst nichts dabei gedacht, aber als ich mit Sophie drüber geredet habe, fiel mir auf, dass es tatsächlich *der* Abend gewesen sein muss. Der Abend, an dem Mia verschwand.«

»Okay. Was haben Sie gesehen?«

Vivians Blick zuckt wieder zu Sophie, die ihr zunickt. Beinahe so, als würde sie um Erlaubnis bitten. Oder ihren Einsatz abpassen.

»Ich wollte noch einen Spaziergang machen vor dem Abendessen, weil es den Appetit anregen soll. Ich weiß gar nicht so recht, wieso, aber irgendwie muss ich wohl in Gedanken gewesen sein, denn plötzlich fand ich mich vor seinem Haus wieder. Dem von Viktor Neumann. Ich war richtig schockiert, wo mich meine Schritte hingeführt hatten, aber ... na ja, wo ich schon mal dort war, konnte ich dem Impuls nicht widerstehen, und habe durch das Tor gespäht. Keine Ahnung, wieso eigentlich. Um zu schauen, ob er da ist, vielleicht. Oder um mir das Scheusal aus sicherer Entfernung anzuschauen. Ich weiß es nicht, wirklich.«

»Okay, und was haben Sie da gesehen?«

»Ihn. Er kam gerade aus der Haustür, davor ist so eine breite Freitreppe, die kam er gerade herunter. Und er schleppte etwas mit sich, länglich und schwer, und es war in schwarze Plastikfolie gehüllt, soweit ich das erkennen konnte. Erst dachte ich, es wäre eine Golftasche oder sowas, aber dann hab ich genauer hingesehen. Es war zu groß für eine Golftasche, zu lang. Und es waren auch keine Schläger drin. Er schleifte das Ding jedenfalls zum Kofferraum seines Wagens, dann wuchtete er es hoch und warf es hinein. Er hatte ziemliche Mühe damit, dabei ist er ein großer Mann, und ziemlich stark, nehme ich an.«

Schlesinger nickt. Das hier ist beinahe zu gut, um wahr zu sein. Vorsicht ist geboten. »Welcher Wagen war das, ich meine, welches Modell?«

»Der von Neumann?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht, äh ... eins von diesen elektrischen, also ... aus Amerika.«

»Ein Tesla?«

»Ja, genau. So einen fährt er.«

»Farbe?«

»Silbergrau, ein ziemlich dunkles Grau, beinahe Anthrazit.«

»Und der Plastiksack um den länglichen Gegenstand, welche Farbe hatte der?«

»Schwarz. Glänzend. Es hätten auch mehrere große Müllsäcke sein können, das konnte ich auf die Entfernung nicht genau erkennen. Aber die Umrisse ... es hätte ein *menschlicher Körper* sein können, aber natürlich dachte ich mir damals nichts dabei. Verstehen Sie?«

»Ich verstehe, Vivian«, sagt Schlesinger und beginnt, sich allmählich für die Frau und ihre Geschichte zu erwärmen. Vor allem aber für Viktor Neumann als potenziellen Mörder seiner Tochter. Die Polizei vermutet den Täter immer zuerst in der direkten Umgebung des Opfers, und die lautstarken Streitereien der beiden sind inzwischen aktenkundig. Was bleiben ihnen denn sonst schon noch für Möglichkeiten, bei Lichte betrachtet? »Und um welche Uhrzeit haben Sie das beobachtet?«

»Kurz nach sieben.«

»Sie tragen keine Armbanduhr.«

»Ich hatte kurz zuvor auf mein Handy geschaut, das habe ich immer dabei.«

»Und Sie sind ganz sicher, Viktor Neumann erkannt zu haben? An diesem ganz bestimmten Dienstag Abend, um kurz nach sieben Uhr? Jeder Zweifel ausgeschlossen, Vivian?«

»Ja«, sagt sie, »ich bin mir absolut sicher.«

»Okay«, sagt Schlesinger. »Gut, Vivian. Vielen Dank, dass Sie uns das erzählt haben. Und dafür, dass Sie meine Fragen über sich ergehen ließen.«

»Kein Problem«, murmelt Vivian und senkt wieder den Blick, um ihre Schuhspitzen zu betrachten.

»Und Sie wären bereit, diese Aussage auch vor einem Gericht zu wiederholen, nachdem man Sie eingeschworen hat?«, hakt Schlesinger

nach, obwohl er die Antwort bereits kennt. Aber wenn er sich schon auf dieses Spiel einlässt, kann er es auch gleich richtig spielen.

Für ein paar Augenblicke kommt keine Reaktion von Vivian, dann schließlich nickt sie, kurz und abgehackt. Schluckt, räuspert sich und krächzt dann ein zaghaftes »Ja« hervor, während Sophie ihr beruhigend den Oberschenkel tätschelt.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 50

**S**päter sitzt Schlesinger in seinem Mercedes, Harforch auf dem Sitzpolster hinter ihm, im Fond des Wagens.

»Was halten Sie von dieser Vivian?«, fragt Harforch, der vermutlich inzwischen zu denselben Schlüssen wie Schlesinger gekommen ist, immerhin war der Mann jahrelang für die Kriminalpolizei tätig und ist alles andere als ein Dummkopf. Und genau wie Schlesinger weiß er, dass allein das Resultat zählt, und selten der Weg, wie man an dieses Resultat gelangt ist. Und offenbar weiß das auch Sophie Stratmann. Für den *richtigen* Lösungsweg gibt es höchstens in der Schule Extrapunkte.

»Ich denke, mit dieser Aussage könnten wir es fast schaffen«, sagt Schlesinger, nachdem er noch ein Weilchen darüber nachgedacht hat, und sieht Harforch auf der Rückbank im Innenspiegel nicken. »Ich denke, es genügt zumindest für berechtigte Zweifel an Emma Stratmanns Schuld. Hinzu kommt die Sache mit dem Streit, den die Nachbarn gehört haben.«

Harforch nickt. »Und niemand hat Mia danach aus dem Haus *gehen* sehen, oder?«

»Nein«, sagt Schlesinger. »Die Aussage, dass Mia nach diesem Streit davongelaufen ist, stammt von Neumann selbst.«

»Hinzu kommt, dass er der Schule gegenüber zwei Tage lang behauptet hat, sie läge krank im Bett.«

»Richtig«, sagt Schlesinger. »Das dürfte durchaus Zweifel an Neumanns Glaubwürdigkeit säen, wenn wir ihn erstmal in die Lage gebracht haben, sich verteidigen zu müssen. Dann wäre die Aussage dieser Vivian Lasalle, er habe sich an sie herangemacht, sozusagen das Sahnehäubchen auf dem Cappuccino. Aber als erstes müssen wir rausfinden,

ob Neumann nicht doch irgendeine Art von Alibi für diesen Abend hat. Wenn uns die Aussage dieser Vivian auf die Füße fallen sollte ...«

»Haben wir ein Risenproblem.«

»Schlimmer, Harforch. Dann geht Emma Stratmann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ins Gefängnis. Und das ist nichts, das ich in meinem Portfolio stehen haben möchte.«

»Verstehe.«

»Also müssen wir zunächst alle Zweifel an ihrer Aussage aus dem Weg räumen. Ich denke, darum sollten Sie sich kümmern, Harforch.«

»Mach ich.«

»Gut. Nehmen wir also mal an, Neumann hat tatsächlich kein Alibi für diesen Abend, sagen wir, zwischen sieben und acht Uhr dreißig. Der Streit mit seiner Tochter könnte also ausgeartet sein, und wir haben die aktenkundige Aussage, dass Neumann und seine Tochter sich des Öfteren und an diesem Abend ganz besonders heftig gestritten haben. Hinzu kommt, dass Mia Neumann sich in dieser Hinsicht auch Emma anvertraut hat. Aber diese Aussage ist wenig nützlich, solange Emma noch selbst unter Verdacht steht, fürchte ich. Dennoch, es gibt das Video, und es zeigt zumindest, dass Mia emotionale Probleme hatte, als sie mit Emma sprach.«

»Was bedeutet?«

»Nun, es bedeutet, dass ich das Video inzwischen nicht mehr unter »komplett negativ«, sondern unter »neutral« verbuchen würde. Man kann das so oder so auslegen. Durchaus auch zu unseren Gunsten.«

»Verstehe«. Harforch stößt ein leises, beinahe verächtliches Schnaufen aus, das auch ein Lachen sein könnte. »Sagen Sie, glauben Sie dieser Vivian die Geschichte mit der versuchten Vergewaltigung? Ich meine, es lässt Neumann zwar nicht gerade sympathisch erscheinen, aber ist das nicht doch ein bisschen dick aufgetragen?«

»Es spielt keine Rolle, was ich glaube oder nicht glaube, Harforch. Wichtig ist nur, dass die Zeugin auch vor Gericht bei ihrer Geschichte bleibt. Schon mal als Charakterzeugnis, was Neumann betrifft, und dann ist da natürlich noch der schwere Gegenstand, in Plastik gehüllt, den er im Kofferraum seines Wagens verstaut hat.«

»Hm. Und Sie glauben, das genügt, um Emma Stratmann komplett zu entlasten?«

Schlesinger überlegt, dann sagt er: »Schwer zu sagen.«

»Das heißt, wir bräuchten idealerweise noch mehr konkrete Verdachtsmomente gegen Neumann. Irgendetwas, um den Stein ins Rollen zu bringen. Etwas, um ihn auf dem Radar der Polizei auftauchen zu lassen.«

»Das wäre vermutlich gut, ja.«

»Gibt es Kameras hier auf dem Gelände?«

Schlesinger schüttelt den Kopf. »Nein, die Bewohner haben sich einhellig dagegen ausgesprochen. Es gibt welche draußen vor dem Tor, das ist alles. Sie wollen sich hier schließlich nicht wie in einem Überwachungsstaat vorkommen, das hat Sophie mir mal erzählt. Verständlich, vermutlich.«

»Gut«, sagt Harforch. »Dann habe ich da vielleicht eine Idee.«

Mit diesen Worten steigt er aus dem Wagen.

## KAPITEL 51

**H**arforch sieht Schlesingers Mercedes nach, der davonfährt, dann um die Ecke auf die Hauptstraße einbiegt, und aus Harforchs Sicht verschwindet. Der blutrote Schein der Rücklichter wird noch eine Sekunde auf das Pflaster zurückgeworfen, dann ist es wieder dunkel und totenstill. Schlesinger, das haben sie vereinbart, wird ein paar Meter weiter an einer Stelle parken, die plausibel wäre, wenn er geradewegs vom Grundstück der Sophie Stratmann kommt, sein Handy zücken, es ans Ohr halten und so tun, als telefoniere er mit einem wichtigen Klienten. Falls jemand vorbeikommt, was aber nicht zu erwarten ist. Und falls einer nachfragt, was noch weniger zu erwarten, aber eben auch nicht vollkommen ausgeschlossen ist, wird er sich als Anwalt von Sophie Stratmann zu erkennen geben, die das selbstverständlich bestätigen wird. Wobei Harforch bezweifelt, dass es auch nur ansatzweise soweit kommen würde. Schlesingers Wagen passt perfekt in diese Gegend, genau wie Schlesinger selbst, vermutlich kennen ihn ein paar der Anwohner sogar persönlich.

Harforch wirft einen Blick durch das Gartentor auf das dahinterliegende Grundstück. Dort steht, gut sichtbar und verdammt schlecht geparkt, der Tesla Model X von Neumann, tatsächlich in einer dunklen Metallic-Lackierung, was man aufgrund der Lichter, die durch die Fenster des Hauses hinaus auf den Vorplatz fluten, gut erkennen kann. So weit schon mal gut, denkt er.

Dann zieht sich Harforch eine Maske über und legt los.

Dazu ignoriert er das Gartentor und läuft noch ein Stück tiefer in die Straße hinein, deren Abschluss Neumanns Grundstück bildet. Was gut ist, denn die Verbindung zwischen dem äußeren Zaun um ganz Élysée und

dem, der Neumanns Grundstück umgibt, ist nicht komplett geschlossen, da Letzterer wohl eher der optischen Abgrenzung dient, als eine wirklich effektive Maßnahme gegen Eindringlinge darzustellen. Auch als Harforch wie ein Schatten über den Zaun gleitet, bleibt im Haus alles still. Er drückt sich am äußersten Ende der Hecke vorbei, wobei ein paar Blätter zu Boden gehen, das ist alles.

Dann ist er auf Neumanns Grundstück.

Die Lampen entlang des Kiesweges, der zu der gigantischen Villa führt, erkennt er sofort, denn er hat unzählige Modelle von Bewegungsauslösern studiert, wie auch Alarmanlagen und alle möglichen anderen Schutzvorkehrungen, die sich ängstliche Bürger von Sicherheitsfirmen aufschwätzen lassen. Das meiste davon ist in seinen Augen ohnehin ziemlich nutzloses Zeug – zumindest, wenn der Eindringling einigermaßen weiß, was er tut. Aber es beruhigt wohl das Gewissen, vermutet Harforch. Das kann man sich dann schon mal ein paar tausend Euro kosten lassen. Hier jedoch von Sicherheitsbedenken keine Spur; es gibt lediglich ein paar billige Bewegungsmelder, die dafür sorgen, dass die Lampen anspringen, sobald es draußen dunkel ist und man in ihre Nähe kommt, das ist alles. Vermutlich würde das nicht einmal ausreichen, dass jemand im Inneren des Hauses bemerken würde, wenn er mitten auf dem Kiesweg ginge, aber wozu ein unnötiges Risiko eingehen? Also schleicht Harforch in einem großen Bogen um die Dinger herum, bis er die Rückseite des Hauses erreicht hat.

Auch dort ist alles still.

Er nähert sich, diesmal jedoch von hinten kommend, wieder dem Vorplatz, wo der Tesla wie hingeworfen in der breiten Auffahrt parkt. Auch hier gibt es einen Bewegungssensor, ein kleines Plastikding, das an der Spitze der Miniaturausgabe einer romanischen Säule befestigt ist. Ziemlich kitschig, findet Harforch, während er grinsend einen Streifen von dem schwarzen Textilklebeband abreißt – ein fester Bestandteil seiner Standardausrüstung ist, die er immer dabei hat. Schließlich weiß man nie, wozu man sowas mal gebrauchen kann. Harforch nähert sich der Säule von hinten und klebt dann blitzschnell einen breiten Streifen Klebeband über den Lichtsensor. Bewegt zum Test die Hand vor der Säule hin und her.

Nichts passiert, kein Licht geht an, der Sensor ist jetzt blind.

Gut.

Dann geht er zu Neumanns Wagen. Was er dort zu tun hat, dauert keine zehn Sekunden, dann ist er wieder bei dem Sensor, wo er das Klebeband entfernt und es in seine Tasche steckt. Dann huscht er zurück, wie er gekommen ist, über den Zaun und steht schließlich wieder auf die Straße. Dort nimmt er die Skimaske ab und steckt sie ebenfalls in seine Tasche, bevor er gemächlich davon schlendert.

An der vereinbarten Straßenkreuzung steht Schlesingers Mercedes. Harforch öffnet die Tür zum hinteren Teil des Wagens und schlüpft wortlos hinein.

»Alles erledigt, Chef«, sagt er dann.

Schlesinger nickt zufrieden und der Wagen setzt sich in Bewegung.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 52

**D**ie Polizeimeister Brandner und Drostens saßen bereits seit über zwei Stunden in ihrem Zivilfahrzeug am Straßenrand herum, den Blick starr auf das breite Eisentor gerichtet, das die Einfahrt zum umzäunten Villenviertel Élysée darstellte. Das Ganze auch noch im strömenden Regen und bei Temperaturen, die gerade noch als erträglich zu bezeichnen waren, wovon sie in ihrem klimatisierten Wagen freilich eher wenig mitbekamen. Von der zu erwartenden Frustration, die diese Tätigkeit bei den meisten ihrer Kollegen hervorgerufen hätte, war an diesem Morgen jedoch bei den beiden Beamten nichts zu spüren.

Vielmehr fühlten sie sich ein bisschen wie professionelle Glücksritter, die ein Casino betreten, in der Annahme ein todsicheres System im Gepäck zu haben, mit dem sie endlich den lange begehrten Jackpot knacken würden. Die Art von Karrieredurchbruch, die einem Jackpot gleichgekommen wäre, hatten Brandner und Drostens sich zwar schon seit einiger Zeit abgeschminkt, aber wenn diese Sache hier tatsächlich wie erwartet lief, würden sie in Zukunft zumindest deutlich mehr Mitspracherecht bei der Gestaltung ihres Dienstplans haben, das hatte man ihnen versprochen, und das war immerhin ein Anfang. Obendrein ein bisschen Schulterklopfen von oben, was konnte da schon ein bisschen frühmorgendliches Herumsitzen schaden?

Als das Tor aufschwang und ein nachtgrauer Tesla Model X aus der Einfahrt fuhr, sagte Brandner zu Drostens: »Was so ein Ding wohl kosten mag?«

Drostens zuckte mit den Schultern: »Zu verdammt viel, wenn du mich fragst.«

»Stimmt wohl«, lachte Brandner, und dann: »Na hoppla!«, als der Tesla nahezu sprunghaft in Richtung Hauptstraße beschleunigte.

»Deutlich zu schnell, oder?«, fragte Drosten grinsend, während er ihren Wagen startete, und die Verfolgung des Tesla aufnahm.

»Auf jeden Fall«, stimmte Brandner zu und griff nach der Winkerkelle, die er zuvor griffbereit in den Fußbereich vor dem Beifahrersitz gelegt hatte. Drosten gab indes Gummi, doch es war gar nicht so einfach, an dem Tesla dranzubleiben. Dann gab Drosten Lichthupe, Brandner ließ die Scheibe auf der Beifahrerseite herabgleiten, und streckte den Arm mit der blinkenden Kelle zum Fenster raus.

Kurz bevor der Tesla die Hauptstraße erreichte, wo er vermutlich noch einmal richtig beschleunigen und sie mühelos hätte abhängen können, bremste er ab und hielt schließlich am rechten Seitenstreifen.

»Das war clever, mein Freund«, sagte Brandner mit einem leisen Lächeln. »Immerhin haben wir dein Kennzeichen. Daher solltest du besser keinen Fluchtversuch probieren. Das wird sonst teuer.«

Drosten stieß ein schnaufendes Lachen aus und steuerte den Wagen nun ebenfalls auf den Straßenrand zu und parkte hinter dem Tesla.

»Dann mal los«, sagte Brandner, dann stiegen die beiden Beamten aus.

Sie näherten sich dem Tesla und es folgte das altbekannte Procedere. Oder jedenfalls bis zu einem gewissen Punkt. Während Drosten in der Nähe ihres Wagens zurückblieb, demonstrativ die Hand am Holster seiner Dienstwaffe, schlenderte Brandner in fast schon gemächlichem Schritt auf den Tesla zu. Dessen Fahrer hatte die Scheibe nach unten gleiten lassen und steckte seinen Kopf zum Fenster heraus, während er sich zu dem Polizisten umdrehte und ihn finster anfunkelte.

»Guten Morgen«, säuselte Brandner, und stellte sich vorschriftsmäßig vor. Verlangte dann Ausweis und Fahrzeugpapiere des Fahrzeugführers zu sehen.

Die Zornesfalte auf der Stirn des Fahrers vertiefte sich daraufhin, doch dann zwang er sich zu einem Lächeln. »Ich hab es heute ein bisschen eilig, Jungs«, sagte er. »Wenn es darum geht, dann können wir das auch auf dem kurzen Dienstweg ...«

»Ausweis und Fahrzeugpapiere«, beharrte Brandner. »Und was immer Sie mit kurzem Dienstweg meinen – ich will mal in Ihrem Interesse annehmen, dass Sie nicht gerade versuchen, einen Polizeibeamten zu

bestechen. Schon der Versuch stellt nämlich eine Straftat dar, nach Paragraph ...«

»Das musst du mir nicht erzählen, Mensch!«, knurrte der Fahrer. Plötzlich war sie wieder da, die steile Zornesfalte auf der Stirn des Mannes. Brandner amüsierte sich insgeheim köstlich. Und die Show wurde immer besser. »Habt ihr beiden überhaupt eine Ahnung, wer ich bin?«

»Nein«, log Brandner. »Aber gleich werde ich's vermutlich wissen. Ausweis und Fahrzeugpapiere, bitte. Und wenn Sie weiterhin darauf bestehen, Polizeibeamte zu duzen, werde ich ...«

»Ja?«, blaffte der Mann. »Was wirst du dann tun, he?«

»Okay«, sagte Brandner. »Das reicht. Steigen Sie bitte aus dem Wagen, ganz langsam und vorsichtig. Als würden Sie dabei ein rohes Ei transportieren.«

»Wie bitte?«

»Aus dem Wagen steigen, jetzt«, wiederholte Brandner mit aller Strenge, die er in seine Stimme legen konnte, während er sich gleichzeitig insgeheim fast scheckig lachte über diesen Typ. Solche kann man sich gar nicht ausdenken, dachte er. Die müssen irgendwo an einem Baum wachsen. Einem verdammt hässlichen Baum. Einen Oberstaatsanwalt hätte er sich jedenfalls ganz anders vorgestellt. Irgendwie ehrfurchtgebietender. Aber immerhin war der hier ja auch ein ganz besonderes Exemplar, wie sie seit heute Morgen dank eines anonymen Anrufs erfahren hatten. Nun würde sich zeigen, ob der Anrufer die Wahrheit gesagt hatte.

»Einen Scheiß werde ich!«, rief der Mann. »Es kostet mich einen Anruf, und dann seid Ihr beide eure Jobs los!«

»Natürlich, natürlich«, sagte Brandner und gab Drost den vereinbarte Zeichen, woraufhin dieser im Laufschrift näherkam, hauptsächlich des dramatischen Effekts wegen.

»Die lernen es einfach nicht, oder?«, sagte Drost, während er die Dienstwaffe zog. Auch das nur wegen des Effekts. Um klarzumachen, dass der Spaß nun vorbei war. Oder gerade erst richtig begann, je nach Perspektive.

Brandner schüttelte den Kopf. »Tun sie nicht, nein.«

Während Drost den Herrn Oberstaatsanwalt Neumann sich gegen das Dach seines deutlich zu teuren Wagens lehnen ließ, Hände im Nacken, und überhaupt das volle Programm abzog, beugte Brandner sich in den Wagen und öffnete das Handschuhfach. Darin fand er Papiere, die den Besitzer des

Wagens als einen gewissen Viktor Neumann angaben. Nichts davon überraschte irgendwen.

»Sind Sie das?«, fragte Brandner dennoch mit Unschuldsmiene, nur so zum Spaß. »Viktor Neumann, wohnhaft in Elise? Was soll das denn sein?« Brandner gab ein vernehmliches Schnaufen von sich.

»Élysée«, berichtigte Neumann. »Und natürlich bin ich das, Sie haben mich ja gerade aus der Einfahrt fahren sehen, nicht? Haben Sie gelesen, was über dem Tor steht? É-ly-sée. Meine Güte, und jetzt lassen Sie mich wieder einsteigen.«

»Moment noch, ja?«, sagte Brandner. »Vorher würde ich gern noch Ihr Warndreieck, den Verbandskasten und Ihre Warnweste sehen.«

»Seid ihr jetzt völlig verrückt geworden oder was?«, fiel Neumann ins vertrauliche Du zurück. »Ich mach euch die Hölle heiß, ihr beiden Witzfiguren, ich bin Oberstaatsanwalt in Frankfurt.«

»Na, wenn das so ist, Herr Oberstaatsanwalt«, sagte Brandner und schlenderte seelenruhig zum Heck des Wagens, »dann machen Sie jetzt trotzdem mal Ihren Kofferraum auf und zeigen uns Ihr Warndreieck, ja?«

Während Drost ihn, immer noch mit gezogener Waffe, im Auge behielt, beugte Neumann sich durch das Fenster ins Innere des Wagens und betätigte einen Knopf. Die Heckklappenverriegelung sprang auf und die Klappe fuhr nach oben, wobei ein dezenter Warnton erklang. Brandner zog sich Latexhandschuhe über. Im Inneren des Kofferraums fand er die geforderten Sachen. Warndreieck, Weste und Verbandskasten.

Aber er fand noch mehr.

»Na, was haben wir denn da?«, sagte Brandner und hielt eine etwa handtaschengroße Plastiktüte in die Höhe, die mehrere Brocken einer kristallinen Substanz enthielt. Es hatte mitten im Ersatzrad gelegen, unter der dafür vorgesehenen Abdeckung. Neumann hatte sich noch nicht mal die Mühe gemacht, es zu verstecken. »Entweder ist der Herr Neumann ein Liebhaber von Kandiszucker oder das Zeug hier ist etwas anderes.«

»Etwas *ganz* anderes, würde ich sagen«, bestätigte Drost. »Wollen Sie nicht etwas dazu sagen, Herr Neumann?«

Der Angesprochene verdrehte den Kopf in Richtung Kofferraum, so gut das sein massiger Leib zuließ, den er gegen die Seitenwand des Autos presste. »Was?«, krächzte er, als er den Beutel in Brandners Hand sah. »Was soll das denn? Dieser Scheiß gehört mir nicht. Versuchen Sie etwa, mir das unterzuschieben? Was soll das, verdammt?«

»Natürlich gehört Ihnen das nicht«, sagte Brandner und nickte langsam. »Und vielleicht ist es ja auch gar nicht das, wonach es aussieht, nämlich ... also rein hypothetisch, versteht sich ... eine handelsübliche Menge Methamphetamin, im Volksmund auch als Crystal Meth bekannt. Und mit handelsüblich meine ich, weit über einer Menge, die als Eigenbedarf ausgelegt werden könnte.«

»Ich nehme solchen Scheißdreck nicht.«

»Das hat auch niemand behauptet, Herr Neumann. Aber ich denke, es wäre das beste, wenn Sie die Fahrt in unserem Wagen fortsetzen, bis geklärt ist, worum es sich bei der Substanz handelt und wie sie in Ihren Kofferraum kommt.«

»Das gibt eine Dienstaufsichtsbeschwerde«, wetterte Neumann. »Danach könnt ihr beiden Clowns euch direkt beim Arbeitsamt anstellen.«

»Ach, wenn Sie wüssten, wie oft man uns sowas schon an den Kopf geworfen hat«, sagte Brandner mit einem nonchalanten Lächeln. »Und doch sind wir noch hier, an der Spitze der Karriereleiter, wie Sie sehen.«

Drosten kicherte. »Also ich finde, der Verdächtige zeigt sich enorm unkooperativ. Vielleicht sollte mal jemand überprüfen, ob er nicht doch selbst auf dem Zeug ist. Vermutlich wäre außerdem eine Leibesvisitation angeraten.«

»Da ist was dran«, sagte Brandner und schüttelte betrübt den Kopf, während er das Meth in einen Beweismittelbeutel stopfte, in den es kaum hineinpasste. Denn natürlich war es Crystal Meth und kein Zucker – das war ihnen allerdings schon klargewesen, als sie heute Morgen vor den Toren Élysées Aufstellung genommen hatten, ebenso wie der Name, das Fahrzeugmodell und das Kennzeichen ihres ›Kunden‹ ihnen da schon längst bekannt gewesen war. Hier zeigte es sich mal wieder, dachte Brandner vergnügt. Verbrechen zahlt sich eben nicht aus. Irgendwann verpfeift einen immer irgendwer.

Sogar, wenn man Oberstaatsanwalt ist.

## KAPITEL 53

**H**aupthauptkommissar Wiesner musste seinen Wagen fast mitten auf der Kreuzung parken, so viele Fahrzeuge standen entlang der schmalen Zufahrtsstraße in Élysée, die zum Anwesen von Viktor Neumann führte. Offenbar hatte man sich ein paar Gehaltsstufen über ihm entschlossen, heute das ganz große Besteck aufzufahren, und das, fand Wiesner, war einigermaßen mutig, trotz der Tatsache, dass eine routinemäßige Polizeistreife Neumann wegen überhöhter Geschwindigkeit angehalten und im Kofferraum seines Wagens ein Päckchen Drogen gefunden hatte. Inzwischen wusste er allerdings auch, dass das kein Zufall gewesen war, sondern auf einen anonymen Anruf zurückzuführen war. Vermutlich ein anderer Dealer, der sich die Konkurrenz vom Hals hatte schaffen wollen. Auch Rache war ein denkbare Motiv, immerhin hatte sich Neumann im Laufe seiner Karriere als Staatsanwalt sicher keine Freunde im kriminellen Milieu gemacht. Oder jemand war es leid, einen Teil seines Profits aus dem Drogengeschäft an Neumann abdrücken zu müssen.

Letztlich spielte das Wie und Warum aber auch keine große Rolle für Wiesner. Entscheidend war lediglich, dass er nun eine Chance bekam, sich in Neumanns Haus umzusehen, während das Dezernat Drogen dieses gründlich auf den Kopf stellte. Doch letztlich war Wiesners Hiersein vor allem Schröder zu verdanken, dessen tentakelartigen Verflechtungen sozialer Kontakte sich in alle möglichen Abteilungen und Dezernate des Polizeiapparates erstreckten.

Eine Chance, die Wiesner sich nicht entgehen lassen wollte.

Der Kommissar betrat das Grundstück durch das sperrangelweit offenstehende Tor und folgte der kiesbestreuten Auffahrt bis zu der

beeindruckenden Villa, welche Viktor Neumann sein eigen nannte. Was verdient man wohl so als Oberstaatsanwalt, ging es Wiesner durch den Kopf. Genug, um sich das hier leisten zu können? Oder konnte man das erst, wenn man für gelegentliche Nebeneinkünfte sorgte, zum Beispiel, indem man bei bestimmten Schwerekriminellen hin und wieder mal ein Auge zudrückte – oder gar selbst in deren Geschäfte einstieg, Beteiligungen erwarb? Eigentlich keine schlechte Idee, war die Oberstaatsanwaltschaft doch in aller Regel eingeweiht, wenn es um Razzien in der Drogenszene und dergleichen ging. Ein todsicheres Geschäftsmodell für alle Beteiligten, so schien es.

Das war es auch für Neumann gewesen.

Bis es aufgefliegen war.

Die jüngsten Vorwürfe gegen den Oberstaatsanwalt ließen auch Wiesners Fall in einem völlig neuen Licht erscheinen und abgesehen von dem zu erwartenden Hickhack betreffs der dienstlichen Zuständigkeiten im Revier und vor Ort, war Wiesner beinahe schon dankbar für diesen Umstand. Emma Stratmann hatte ihm in der Rolle der Mordverdächtigen trotz der zunehmend prekären Indizienlage gegen sie von Anfang an Bauchschmerzen bereitet. Neumann hingegen genoss bei ihm kein sonderlich hohes Ansehen, insbesondere, seit er sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit in Wiesners Ermittlungen eingemischt hatte – was ihm von Rechts wegen als unmittelbar Beteiligter an den Ereignissen, die zum Tod seiner Tochter geführt hatte, selbstverständlich verboten war, aber Derartiges scherte ja einen Herrn Oberstaatsanwalt Neumann wenig. Aus reiner Egomane und unkontrolliertem Kontrollzwang gegenüber jedem, der in der Hierarchie unter ihm stand. Das hatte zumindest Wiesner die ganze Zeit über angenommen. Was, wenn aber in Wahrheit etwas ganz anderes dahintersteckte? Vielleicht der Versuch, die Polizei aktiv davon abzuhalten, dem wahren Täter auf die Spur zu kommen?

Gewichtiger als diese waghalsigen Vermutungen war jedoch Wiesners Instinkt. Und der sagte ihm, dass Emma Stratmann vielleicht eine Person mit Geheimnissen sein mochte, aber als Mörderin konnte er sie sich nur schwerlich vorstellen. Sie hatte ihre Frau betrogen, da war sich Wiesner einigermaßen sicher, und zwar mit diesem Lehrer, Simon Schwarz. Nachvollziehbar, vermutlich, weil der so ziemlich der einzige in Emma Stratmanns Bekanntenkreis war, der nicht vor Geld stank. Ein

bodenständiger Bursche, nach allem, was Wiesner bisher erfahren hatte, attraktiv auf seine Art.

Na klar, das verstand er, wenn er es auch nicht guthieß, aufgrund von eigener leidvoller Erfahrung. Und die daraus resultierende Zwickmühle für Emma Stratmann verstand er ebenfalls. Wie sie da in der U-Haft saß und nun vermutlich zutiefst bereute, sich auf diese Schäferstündchen mit Schwarz eingelassen zu haben, weil sie das in die unmittelbare zeitliche und örtliche Nähe eines schweren Verbrechens gebracht hatte, ohne das zu ahnen.

Aber eine Lehrerin, die ihre eigene Schülerin in eine Felsspalte stürzt und dann kaltblütig jede Beteiligung an diesem furchtbaren Verbrechen abstrikt? Nein, so ein Typ war Emma Stratmann einfach nicht, da war sich der erfahrene Kommissar sicher.

Inzwischen hatte Wiesner das Eingangsportal von Neumanns Villa erreicht. Kopfschüttelnd blieb er davor stehen und sah sich um, blickte entlang der sorgfältig geweißten Fassade auf verschnörkelte Verzierungen und ausladende Fensterbänke. Blumenkübel, die jetzt ungenutzt herumstanden, und aussahen, als könnten darin im Sommer halbe Mammutbäume heranwachsen. Oder Palmen vielleicht, die jetzt in einem temperierten Raum im Inneren des gigantischen Anwesens herumstanden und auf die ersten warmen Frühlingstage warteten. Alles hier war beeindruckend, keine Frage, geradezu protzig, aber Wiesner bezweifelte, dass er es in einem solchen Haus auch nur einen Tag lang aushalten würde. Er fand es kein bisschen gemütlich. Das ganze Ding erschlug einen förmlich, aber nein, das war keine gute Metapher in Anbetracht der Umstände seines Hierseins.

Als er schon die Hand nach der Klinke der nur angelehnten Tür ausgestreckt hatte, hielt er inne. Sein Blick fiel auf ein Bild über dem Türstock, eine Art Mosaik, das bis vor Kurzem noch einen Vogel (oder vielleicht auch einen Engel?) dargestellt hatte, doch nun fehlte der komplette mittlere Teil der Einlegearbeit, schien mit einem groben Werkzeug herausgebrochen worden zu sein. Wiesner senkte den Blick und gewährte ein Häufchen bunter Steine am Boden, die jemand hastig beiseite gefegt hatte. Er warf einen letzten Blick auf die Überreste des Mosaiks. Nein, kein Engel, dacht er, sondern ganz bestimmt irgendein Greifvogel. Ein Adler, oder eine Eule vielleicht, die ein weißes Beutetier in den Krallen gehalten hatte. So oder so, für diesen Raubvogel war die Jagd nun vorbei.

Dann drückte er die Tür zu Neumanns Villa auf und trat ein.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 54

**H**auptkommissar Alexander David lehnte hinter Wiesner an der Wand des Verhörzimmers, einen Kaffeebecher in der Hand. Er würde nichts sagen, aber sehr wohl zuhören. Das war ihre momentane Vereinbarung, weil die Staatsanwaltschaft der berechtigten Meinung war, dass die Mordsache im Fall Viktor Neumann unbedingten Vorrang vor dem Verdacht auf Drogenhandel hatte, sehr zum Leidwesen Davids. Inzwischen bezweifelte der Drogenfahnder sogar, dass man das in seinem Wagen gefundene Crystal Meth dem ehemaligen Oberstaatsanwalt überhaupt noch weiterverfolgen würde, wenn man ihn tatsächlich wegen Mordes angeklagt hatte. Wenn der Kerl tatsächlich ins Gefängnis wanderte, würde er – zumindest für die nächsten paar Jahre – auch keine allzu große Motivation verspüren, über die Struktur des Drogenhandels zu sprechen. Immerhin sah David für sich jedoch die Chance, wenigstens ein paar Namen oder Vertriebswege aus dem Kerl herauszubekommen, bevor das passierte – vielleicht im Austausch gegen eine etwas mildere Beurteilung der Umstände.

Andererseits dürfte einem Oberstaatsanwalt sehr wohl klar sein, was ihn selbst im besten aller Fälle erwartete, falls man ihm tatsächlich die Ermordung seiner eigenen Tochter samt der Vertuschung des Verbrechens nachweisen konnte. Von der versuchten Einmischung in den Fall, die Wiesner angedeutet hatte, einmal ganz zu schweigen.

Es würde kein gutes Ende nehmen mit Viktor Neumann, so oder so.

Neumann starrte den Mordermittler derweil aus blutunterlaufenen Augen wütend an. Natürlich hatte er das zu erwartende Theater gemacht, als man ihn mit den Vorwürfen konfrontiert hatte, und jeden einzelnen

davon energisch abgestritten. Er wisse nichts von Drogen, hatte er seit seiner Verhaftung kontinuierlich gepredigt. Weder mit denen in seinem Wagen, noch von dem Vorrat, den Davids Leute später in der Garage seines Hauses gefunden hatten, wollte er das Geringste gewusst haben. Und schon gar nicht habe er etwas mit dem Tod seiner Tochter zu tun, und was für eine durch und durch absurde Vorstellung das doch sei.

Natürlich, dachte David im Stillen, genauso hätte er sich in einer vergleichbaren Situation vermutlich auch verhalten. Und Neumann machte seine Sache gut, er kam glaubwürdig rüber, seine Entrüstung wirkte nicht gespielt. Aber das war ein Mann, der den besten Lügnern gegenübergesessen hatte, und von ihnen vermutlich jede Menge gelernt hatte. Und dann war da noch die erdrückende Beweislast.

»Ich hab mit solchem Dreck nichts am Hut!«, erklärte Neumann wieder und wieder, wie eine kaputte Schallplatte. Mittlerweile honorierte Wiesner diese alte Leier lediglich noch mit einem milden Lächeln. Sie hatten gute Arbeit geleistet, glaubte David, trotz der komplizierten Ermittlungssituation. Hatten an alle Fallstricke gedacht, jede Vorschrift beachtet. Immerhin war ihnen ja von Anfang an klar gewesen, gegen wen sie hier antraten, seit der anonyme Anruf gestern Abend beim Drogendezernat eingegangen war.

Da war es noch darum gegangen, Drost und Brandner auf den Oberstaatsanwalt anzusetzen. Kanonenfutter, die beiden, deren Köpfe man notfalls rollen lassen konnte, wenn sich die ganze Sache doch als Finte oder als übler Scherz herausstellen sollte. Die Chancen dafür hatten nach Davids Einschätzung etwa fifty-fifty gestanden, wenn überhaupt, und das auch nur, wenn man den Umstand einkalkulierte, dass Julian Jensen, der ein paar Tage zuvor mit einem kleinen Päckchen Crystal Meth erwischt worden war, nur wenige Häuser weiter wohnte und dessen Eltern mit Neumann gut befreundet waren.

Also hatte er eine »zufällige« Verkehrskontrolle vor den Toren Élysées arrangiert, und überraschenderweise hatten Brandner und Drost dann tatsächlich etwas im Kofferraum des metallic-grauen Tesla von Neumann gefunden – und noch dazu eine nicht mal allzu kleine Menge. Der Tipp war also solide gewesen. Davids Instinkt war sofort angesprungen. Und der sagte ihm, dass sie den Kerl festgenagelt hatten.

Dass da noch mehr kommen würde.

Und es war mehr gekommen.

Viel mehr.

Wiesners Kollege Schröder hatte in erstaunlich kurzer Zeit von der Verhaftung Neumanns Wind bekommen und David gefragt, ob er und Wiesner sich der Hausdurchsuchung anschließen könnten – weil Neumann nämlich in einen aktuellen Mordfall verwickelt war, dem an seiner Tochter nämlich.

In der Garage hatten sie nicht bloß weitere Drogen gefunden.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 55

»O kay«, sagte Wiesner, während er sich von Neumann einen Blick einfing, der gewiss getötet hätte, wenn das physikalisch irgendwie möglich gewesen wäre, und zwar alles und jeden im Raum. An Wiesner prallte er allerdings ab. »Kommen wir nochmal zu der Spraydose«, sagte er. »Wir haben eine rote Farbspraydose in Ihrer Garage gefunden. Der darin enthaltene Farblack hat denselben Rotton wie der, mit dem das Wort MÖRDERIN auf Emma Stratmanns Wagen gesprüht wurde. Was haben Sie dazu zu sagen?«

»Die Farbe brauche ich für Gartenarbeiten«, behauptete Neumann, nicht zum ersten Mal an diesem Nachmittag. Mit einem innerlichen Kopfschütteln dachte Wiesner: Na, wenigstens bleibt er seiner eigenen Lügengeschichte treu. Auch, wenn ihm klar sein muss, dass wir ihm die niemals abnehmen werden.

»Ich konnte nichts Rotes in Ihrem Garten entdecken, Herr Neumann, und die Dose sieht mir noch ziemlich neu aus, kaum gebraucht. Kann es sein, dass Sie damit Frau Stratmanns Auto verschönert haben?«

»Kann es sein, dass Sie den Arsch offen haben, Wiesner?«, brüllte Neumann. Auch diese Vermutung hat er bisher schon ein paar Mal geäußert, und jedes Mal ein bisschen lauter. Und jedes Mal hatte er Wiesner damit eine größere Freude gemacht. Verdächtiger konnte man sich kaum benehmen.

»Herr Doktor Neumann, ich muss Sie eindringlich bitten, sich zu mäßigen.«

»Du kannst mich mal. Wenn ich mit dir fertig bin, kannst du dir einen neuen Job suchen, du Aushilfssheriff.«

»Okay, Herr Doktor Neumann, wie Sie meinen«, sagt Wiesner und fand, dass es allmählich Zeit wurde, die eigentliche Katze aus dem Sack zu lassen, denn die war ein *richtig fetter Kater*. Ein flüchtiger Blick auf den leise lächelnden Alexander David verriet ihm, dass der diesem Ereignis ebenfalls schon freudig entgegensah. »Dann vergessen wir mal für einen Moment die Spraydose«, sagte Wiesner in versöhnlichem Ton. »In Ihrer Garage wurde außerdem eine Tüte voller Glasflaschen gefunden, Weinflaschen in der Hauptsache, offenbar zur Entsorgung im Glasmüll gedacht.«

»Ja, und?«, blaffte Neumann. Beinahe fand Wiesner das schade. Er hätte sich gewünscht, dass der Oberstaatsanwalt wenigstens an diesem Teil erkennen würde, dass es sinnlos war, weiter den grantigen und zu Unrecht Beschuldigten zu spielen. Doch Neumann blieb seiner Rolle treu, eben wie ein echter Profi.

»Unter den Flaschen befand sich eine«, sagte Wiesner und blätterte in der Mappe mit den Fotos, die während der Hausdurchsuchung von Neumanns Villa gemacht worden waren, »mit einer Beschädigung an der Unterseite. Es fehlte sogar ein ziemlich großes Stück vom Flaschenboden. Mit Wucht herausgeschlagen, wie es scheint.«

Jetzt schob er Neumann das Foto hin, der nur einen flüchtigen Blick drauf warf und Wiesner dann fragend – und weiterhin wütend – anstarrte.

»Es fanden sich Blutrückstände am Boden dieser Flasche. Diese werden zur Stunde in unserem Forensiklabor untersucht, aber ich gehe davon aus, dass man sie Ihrer Tochter zuordnen wird, Herr Neumann.«

»Was?«, platzte es aus dem schwergewichtigen Mann heraus. Wie eine Vulkaneruption, dachte Wiesner. Da will man auch nicht wirklich in der unmittelbaren Umgebung sein, wenn's passiert.

»Ich möchte Sie daran erinnern, dass es zu Ihren Gunsten ausgelegt werden kann, wenn Sie jetzt ein vollumfängliches Geständnis ablegen. Und damit meine ich, *bevor* die Ergebnisse aus der Forensik da sind. Sie wissen ja, wie das läuft.«

Neumann schwieg, die Lippen zu einem blutleeren Strich aufeinandergepresst. Beinahe so, als befürchtete er, ihm könne sonst ein Geständnis versehentlich entfliehen. Als ob das jetzt noch nötig gewesen wäre.

»Es geht noch weiter, Herr Doktor Neumann«, fuhr Wiesner dessen ungeachtet fort. »Als unsere Spezialisten von der Spurensicherung den

Boden der angrenzenden Küche untersuchten – Ihrer Küche, wohlgemerkt – fanden sie mehrere großflächig verteilte Blutspritzer, oder vielmehr Rückstände davon. Diese wurden zwar weggewischt, sodass mit bloßem Auge nichts mehr davon zu sehen war, aber ...«

Wiesner musste nicht weiterreden, denn ihm war klar, dass Neumann sehr genau wusste, wie eine Luminoluntersuchung unter Schwarzlichteinsatz funktionierte. Die auf diese Weise nachgewiesenen Blutreste reichten zwar oft nicht aus, um sie einer bestimmten Person zuzuordnen, aber glücklicherweise hatten sie ja noch die Flasche. Auf der sich überhaupt keine Fingerabdrücke befanden – außer denen von Doktor Viktor Neumann, natürlich, und die dafür reichlich.

Als Schröder, dieser unschlagbare Spürhund, ihm das Ding grinsend unter die Nase gehalten hatte, hatte Wiesner das Gefühl gehabt, eine tonnenschwere Last sei von seinen Schultern genommen worden. Er hatte förmlich spüren können, wie sein nervöser Magen sich fast augenblicklich beruhigt hatte. Der Rest waren Kleinigkeiten. Puzzleteile, die das Bild ergänzen würden, mehr nicht. Es vervollständigen machen, obwohl jeder längst erkennen konnte, was es darstellen würde.

»Mia hat alles herausgefunden, nicht wahr?«, fragte Wiesner. »Ihre Verwicklungen ins Drogengeschäft. Darum ging es bei diesem letzten Streit zwischen Ihnen, nicht wahr? Und sie hat gedroht, alles Emma Stratmann zu erzählen, richtig? Oder gleich der Polizei.«

»Nein«, zeigte sich Neumann plötzlich überraschend gesprächig. »Darum ging es nicht mal ansatzweise.«

»Und worum dann?«

»Es ging darum, dass sie in ihre beschissene Lehrerin verknallt war, diese Stratmann. Und um das Video von den beiden. Das hat der ganzen Sache noch die Krone aufgesetzt.«

»Sie meine das Video, das Sie daraufhin an Direktor Weber geschickt haben, zusammen mit einer Mail, in der sie Frau Stratmann bezichtigen, sich Mia in unsittlicher Weise genähert zu haben?«

»Kein Kommentar.«

»Wie Sie wollen, Herr Neumann«, sagt Wiesner und entschied sich dann dafür, den Schwung, den das Gespräch gerade bekommen hatte, weiter auszunutzen. Alle Karten auf den Tisch zu legen, und warum auch nicht? Der Rest waren Kleinigkeiten. »Kommen wir bitte zu den Geschehnissen des fraglichen Abends. Gegen 19:10 am betreffenden Dienstag wurden Sie

gesehen, wie Sie etwas in den Kofferraum Ihres Wagens luden. Was war das und wo sind Sie damit hingefahren?«

»Ich habe nichts in meinen Kofferraum geladen, und soweit ich mich erinnere, hatte ich an diesem Abend in Frankfurt zu tun.«

»Ich nehme an, dafür gibt es Zeugen?«

»Woher soll ich das wissen? Ich war in einer Bar, verdammt. Ich muss auch mal abschalten.«

»Sie streiten sich also lautstark mit Ihrer Tochter, und direkt danach fahren Sie nach Frankfurt, um eine Bar zu besuchen. Aha.«

»Herrgott, sie ist mir eben auf die Nerven gegangen an diesem Abend und ...«

»Auf die Nerven, Herr Neumann?«

»Mensch, jetzt tun Sie nicht so! Es ist nun mal nicht immer alles eitel Sonnenschein beim Familienleben! Ich hatte doch keine Ahnung, dass sie ... dass sie ...« Neumanns Stimme brach mit einem Krächzen ab.

»Gut«, sagte Wiesner. »Wir werden das überprüfen, Herr Neumann, aber ich muss Ihnen ja wohl nicht erklären, dass es nicht gut für Sie aussieht im Moment. Sie hätten problemlos vorher in den Hamstetter Forst fahren können, um ...«

»Wieso zur Hölle hätte ich das tun sollen?«, krächzt Neumann mit heiserer Stimme. Er mag ein Vulkan sein, denkt Wiesner, ein mächtiger Berg, aber jetzt wirkt es, als wäre er so gut wie erloschen. Jetzt kommt nur noch ein bisschen Rauch raus. »Das glauben Sie doch nicht ernsthaft, oder? Dass ich meine eigene Tochter ...?« Seine Schultern sacken nach vorn. Den Blick gesenkt, starrt er auf seine Hände, die vor ihm auf der Tischplatte liegen wie große fleischige Inseln.

»Was ich glaube, spielt keine Rolle, fürchte ich. Alles, was ich hier versuche, ist, Ihnen eine Brücke zu bauen. Sie und Mia haben sich gestritten, es wurde hitzig, sie hatten eine Weinflasche in der Hand und ... ein Unfall, so könnte man es sehen. Eine unglückliche Affekthandlung. Kein kaltblütiger ...«

»Ich hatte keine verdamnte Flasche in der Hand, verdammt, und ... ach, scheiße. Es ist ein Komplott. Das Ganze ist eine einzige Verschwörung gegen mich, und diese verdamnte Lesbe ...«

»Gut, Herr Neumann«, sagte Wiesner, der nicht die geringste Lust verspürte, eine weitere Runde in diesem ganz speziellen Neumannschen

Gedanken-Karussell zu drehen, das sich inzwischen ganz auf Emma Stratmann zu fokussieren schien. »Ich denke, damit habe ich erstmal alles.«

Er stand auf, verließ das Verhörzimmer und überließ dem Drogenfahnder Alexander David das Schlachtfeld. Schließlich gab es da noch so einiges zu klären, auch wenn Wiesner bezweifelte, dass Neumann sich seinem Kollegen gegenüber kooperativer zeigen würde als ihm. Draußen stand Schröder und sah ihn fragend an. Wiesner nickte, Schröder grinste unter seinem buschigen Schnurrbart hervor und als sie den Gang ein paar Meter weiter gelaufen und um die Ecke gebogen waren, klatschen sie grinsend ab. Das hatten sie sich verdient, fand Wiesner.

Sie hatten ihn, der Fall war gelöst.

Sie hatten Neumann.

David gegen Goliath, und ausnahmsweise einmal hatte die Sache den biblischen Ausgang genommen, was in der Realität viel zu selten vorkam. Diesmal *wusste* Wiesner einfach, dass sie richtig lagen. Wusste es noch, bevor das Labor ihm seine Vermutung zwei Tage später vollumfänglich bestätigte. Die Blutreste vom Boden der Flasche passten tatsächlich perfekt zu Mia Neumann, die Fingerabdrücke zu ihrem Vater, andere waren nicht darauf. Die DNA des Blutes, welches die Luminol-Untersuchung zum Vorschein brachte, konnte nicht identifiziert werden, aber das sah Wiesner angesichts der weiteren Umstände nicht als Problem an. Die Sache war rund, und auch die Drogen, von denen Neumann angeblich nichts gewusst haben wollte, passten perfekt ins Bild. Damit fügt sich das komplette Puzzle zusammen, jedes Teil passte nun perfekt an seinen Platz.

Wie bei einem Mosaik.

## KAPITEL 56

### DREI WOCHEN SPÄTER

**E**ine knappe Woche später fand man das ausgeschlachtete Wrack des dunkelblauen Passats von Simon Schwarz in der Elbestraße in Frankfurter am Main. Die Elbestraße war einer Gegend, in der solche Wracks nicht sonderlich auffielen, es musste seit Tagen dort herumgestanden haben.

Es ließ sich niemand finden, der diesem Umstand ausreichend Beachtung geschenkt hatte, um sich noch daran zu erinnern, wie lange es das schon getan hatte, denn das Viertel entlang der Elbestraße wurde größtenteils von Junkies und Bandenkriminellen bevölkert, die, selbst, wenn sie etwas gewusst hätten, darüber als Letztes mit der Polizei gesprochen hätten. Die Karosse samt Rädern, den Motor und sogar den größten Teil der Innenausstattung hatten selbst die Autoschieber dieser Gegend weitestgehend verschmäh, vermutlich waren die Nummernschilder noch das Wertvollste an dem Auto gewesen. Deren Fehlen war überhaupt der Grund, aus dem man das Auto erst so spät gefunden hatte, obwohl bereits tagelang danach gefahndet worden war.

Die Kriminalpolizei ließ den Wagen abschleppen und überstellte ihn ins Labor, wo er gründlich untersucht wurde. Hinweise auf den Verbleib des Lehrers oder einer möglichen Verwicklung in den Todesfall ›Mia Neumann‹ wurden nicht gefunden, womit auch niemand wirklich gerechnet hatte. Was man allerdings fand, waren chemische Rückstände, die in Zusammenhang mit der Herstellung einer synthetischen Droge namens Crystal Meth gebraucht wurden, und davon reichlich.

Daraufhin ließen die Behörden Simons Haus im Wald öffnen und durchsuchten dieses unter der Leitung von Alexander David, der damit den

dritten und bislang größten Drogenfund innerhalb weniger Tage verbuchen konnte, und das in einer Gegend, an der die meisten Menschen vermutlich am allerwenigsten damit gerechnet hatten.

Allerdings erfuhren die meisten Menschen auch nie von den Erfolgen Alexander Davids, weil diese aufgrund der Bemühungen gewisser Einwohner von Élysée nie in der Presse auftauchten. Hauptkommissar David selbst erhielt eine mehr oder weniger inoffizielle Belobigung durch seinen direkten Vorgesetzten und erfreute sich anstatt an ausgeschnittenen Zeitungsartikeln über seinem Triumph an der Betrachtung eines ganz bestimmten Fotos, das während der Durchsuchung von einem Kollegen geschossen war, kaum mehr als ein Schnappschuss.

Es zeigte David im Kreise einiger grinsender Drogenfahnder dabei, wie er einen großen Beutel Crystal Meth aus dem Inneren eines höchst kitschigen indianischen Totempfahls zog.

Auch Alexander David grinste dabei.

Auch wenn im Anschluss an diesen Fund offiziell die bundesweite Fahndung nach Simon Schwarz ausgerufen wurde, und David und seine Kollegen diverse Theorien zum Verbleib des Lehrers hatten, gelang es nie, ihn aufzuspüren oder die Umstände seines Verschwindens restlos aufzuklären.

Er blieb wie vom Erdboden verschluckt.

Für immer.

## KAPITEL 57

EMMA

ÉLYSÉE, HEUTE

Ich kann es immer noch nicht richtig fassen, wieder frei zu sein.

In Élysée herrscht auch zwei Wochen nach meiner Rückkehr noch eine Stimmung des Unverständnisses und ja, auch der offenen Abscheu gegenüber Viktor Neumann und dem, was er getan hat. Absolut zu Recht. Keiner hätte so etwas annähernd für möglich gehalten, zumal hier in Élysée. Ein Vater, der seine eigene Tochter erschlägt, weil sie seinen Drogengeschäften auf die Spur gekommen ist. Seine eigene Tochter! *Schließlich sind wir hier ja nicht in irgendeinem Ghetto oder der Frankfurter Bahnhofsgegend.* Das höre ich unsere kultivierten Nachbarn kopfschüttelnd sagen. Als ob die jemals in einer solchen Gegend oder auch nur in der näheren Umgebung gelebt hätten, oder auch nur eine grobe Vorstellung davon haben, wie das sein muss.

Mir hingegen begegnen sie, als wäre ich der Mittelpunkt ihres Lebens, und vielleicht bin ich das für den Moment ja auch. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, nachdem mir Sophie gesagt hat, dass direkt nach meiner vorläufigen Verhaftung überhaupt niemand bei ihr vorbeigeschaut hat, kein einziger Nachbar, von Vivian Lasalle abgesehen. Niemand sonst hat sich

auch nur für Sophies Darstellung der Ereignisse oder ihre Meinung zu den Vorwürfen gegen mich interessiert. Geschweige denn für meine.

Was nur bedeuten kann, dass unsere Nachbarn mir das grausame Verbrechen, das Neumann mir in die Schuhe schieben wollte, noch vor ein paar Tagen tatsächlich zugetraut haben. Wenn ich mir das vor Augen halte, kann ich sie kaum anschauen, wenn sie mir begegnen. Kann nicht zurücklächeln, wenn sie mir die Hand schütteln.

Dann will ich nur noch auf dem schnellsten Wege weg von hier.

Es stimmt schon, und was das betrifft, hatten wohl auch meine Eltern recht, trotz all ihrer missmutigen Ablehnung der Ehe von Sophie und mir und unseres kultivierten Lebensstils. Auch wenn ich mich bisher immer noch nicht dazu durchringen konnte, Mutter anzurufen und ihr von dieser Sache zu berichten – keine Ahnung, ob ich das überhaupt noch will – lagen sie zumindest richtig, was die Einwohner von Élysée betrifft. Jeder von ihnen versteckt sich hinter einer Maske aus Geld und Gleichgültigkeit.

Ich hätte es früher bemerken sollen.

Ich weiß, dass Geld die Menschen nicht zu Engeln macht, schon gar nicht unglaublich *viel* Geld. Wenn überhaupt, dann ist das Gegenteil der Fall, was Viktor Neumann uns allen eindrucksvoll demonstriert hat. Ich habe gesehen, was Martha ihrem Pudel angetan hat. Ich habe mir das nicht nur eingebildet, und was die Eulen betrifft ... ich will eigentlich gar nicht mehr darüber nachdenken. Sollen sie ihre Spielchen spielen, mit ihren Luxusvillen und ihren Schönheitsoperationen und den Drogen und dem ganzen anderen Scheiß. Sollen sie sich doch von mir aus gegenseitig umbringen, wenn sie Spaß dran haben.

Ohne mich und Sophie, jedenfalls.

Was den unglücklichen Buster betrifft, bin ich inzwischen fest überzeugt davon, dass Martha es irgendwann tatsächlich übertrieben und ihn getötet hat. Es würde mich nicht wundern, wenn sie ihn tatsächlich unter ihren Rosenbüschen hat. Auch sie hat uns die trauernde Hundemami nur vorgespielt. Sie hat sich übrigens schon seit einer Weile nicht mehr bei uns blicken lassen. Macht nichts, wir werden dieser halb irren alte Schachtel bestimmt keine Träne hinterherweinen.

Wir haben ja uns.

Sophie und ich, in Liebe, für immer. Wie schön es ist, das zu denken. Es auszusprechen und es leben zu können, jeden Tag, ohne Angst haben zu müssen, dass unsere Lebensweise irgendwem nicht in den Kram passt.

Nein, ich denke, ich werde Mutter nicht anrufen. Vielleicht überhaupt nie mehr.

Ja, vielleicht überhaupt nie mehr.

Ich habe gehört, dass es bereits jede Menge Interessenten für das Neumann-Haus gibt, das demnächst zum Verkauf stehen soll. Diese Leute scheint es nicht im Geringsten zu kümmern, dass in dem Haus ein siebzehnjähriges Mädchen durch die Hand ihres Vaters zu Tode kam. Aber auch das wundert mich inzwischen auch nicht mehr.

Nicht bei *diesen* Leuten.

Mein Bauchgefühl hat von Anfang an recht gehabt, wir gehören einfach nicht hierher. Nicht in diesen goldenen Käfig, der das Schlechte in unseren Mitmenschen erst zum Vorschein bringt, wie durch die Linse eines Mikroskops. Und nein, damit meine ich nicht bloß das Geld. Es geht nicht darum, wie vermögend jemand ist, sondern darum, was das aus einem macht. Was man zulässt, dass es aus einem macht.

Inzwischen stimmt Sophie mir übrigens zu, was das betrifft. Wir werden fortgehen und das Haus wieder verkaufen, in dem wir uns doch nie so richtig zu Hause gefühlt haben, und das, obwohl sich Sophie solche Mühe gegeben und das Anwesen hergerichtet hat, innen wie außen. Aber nach allem, was hier passiert ist ... Nein, das ginge einfach nicht, auch wenn die Einwohner von Élysée mich gerade als sowas wie die Heldin des Viertels bejubeln, es geht nicht.

Ich bin keine Heldin. Wenn, dann verdient Sophie diesen Titel, oder vielleicht unser Anwalt Schlesinger, der ohnehin aussieht wie ein etwas in die Jahre gekommener Superman. Immer, wenn ich an den freundlichen Mann mit dem weißen Schnurrbart denke, stiehlt sich ein Lächeln auf meine Lippen.

Immerhin verdanke ich ihm meine Freiheit.

Direktor Weber hat sich nach Neumanns Festnahme natürlich umgehend bei mir entschuldigt. Nicht in aller Öffentlichkeit, versteht sich, sondern quasi privat, in seinem Büro, und mir angeboten, nach den Ferien wieder als volle Lehrkraft einzusteigen. Ich dankte ihm höflich und sagte, ich würde noch ein bisschen Zeit brauchen, um mir das zu überlegen. Ich musste mich schwer zusammenreißen, ihm nicht an Ort und Stelle eine zu knallen, verdient hätte er es jedenfalls.

Und seinen Job kann er sich in die Haare schmieren.

Ich weiß auch schon, wo wir demnächst unsere gemeinsame Zeit verbringen werden. Sophie hatte eine tolle Idee. Wir werden in das alte Herrenhaus ihrer Familie ziehen, eine dreigeschossige Tudorvilla mitten im Wald, zurück nach *Manderley*, wie sie im Scherz nennt, nach einem alten Hitchcock-Film, wie sie sagt. Ich habe noch nie von diesem Film gehört, aber Sophie scheint fast zu platzen vor Vorfreude, und dem schließe ich mich gerne an, solange wir nur so schnell wie möglich von hier verschwinden.

Auf den Fotos, die sie mir von *Manderley* gezeigt hat, sieht es wunderschön aus, geradezu märchenhaft. Wie ein verwunschenes Prinzessinnenschloss mitten im Wald. Ich stelle mir vor, dass die Wände des alten Gemäuers von Efeu überwuchert sind, und vielleicht gibt es in einem der Türme, welche dem Gebäude beinahe den Eindruck einer mittelalterlichen Burg verleihen, sogar eine dunkle kleine Kammer, in der ein Spinnrad steht, wie bei Dornröschen. Vielleicht bin ich aber auch nur eine hoffnungslose Romantikerin.

Ich verstehe gar nicht, warum sie mir die Bilder nicht schon früher gezeigt, oder warum wir bisher nicht ein einziges Mal hingefahren sind.

Sie muss eine wundervolle Kindheit dort gehabt haben.

## KAPITEL 58

**S**o kam es, dass die junge Frau, die inzwischen wieder eine glücklich verheiratete junge Frau war, zurückkehrte nach Manderley, dem alten Familiensitz mitten im Wald. Das hatte sie nicht vorgehabt, schließlich war ihr ursprünglicher Plan gewesen, dem Grundstück beim Sterben zuzuschauen. Ihm vielleicht einsame Gesellschaft dabei zu leisten. Zu verfallen, wie das Gelände seit Jahren verfiel.

Doch inzwischen war sie ja nicht mehr einsam. Und würde es nie wieder sein.

Das glaubte sie zumindest.

Sie hatte ein zweites Mal um Emma kämpfen müssen, mit allen Mitteln, und erneut hatte ihre Liebe den Sieg davongetragen, wie schon damals in Frankreich. Die Liebe, welche die stärkste Kraft im Universum ist, hatte erneut gewonnen, der böse Drache war besiegt und saß wegen Mordes an seiner eigenen Tochter im Gefängnis, wo er hingehörte.

Damit war ihm noch ein sehr gnädiges Schicksal zuteilgeworden, fand Sophie.

Die schöne Emma gehörte nun ganz allein ihr, Sophie, und würde ihr für immer gehören. Das, begriff Sophie, war der eigentliche Zweck der alten Tudorvilla. Ein Rückzugsort, fernab von Störungen und anderen Menschen, denn andere Menschen können der Liebe furchtbare Dinge antun, sie können sie verbiegen und verzerren, und etwas Schreckliches aus ihr machen, bis nichts mehr übrig ist von dem ursprünglichen Gefühl. Nein, dachte Sophie, nie wieder.

Hier würden sie sicher sein vor fremden Einflüssen, vor bösen Drachen und schwarzen Rittern, hier würde sich ihre Liebe entfalten können. Hier

*würden sie zusammen sein.  
Für immer.*

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 59

### 6 MONATE SPÄTER

#### ÉLYSÉE, HEUTE

S chließlich war die Wahl auf die Grubers gefallen. Das Komitee der Bewohner von Élysée hatte wochenlang getagt und über den eingereichten Bewerbungen gebrütet, um zu entscheiden, wer ihre neuen Nachbarn sein würden. Als Sophie Stratmann und ihre Frau Emma verkündet hatten, sie würden dem Viertel den Rücken kehren, hatten sich alle betrübt gezeigt, doch die meisten atmeten insgeheim erleichtert auf. Damit würde diese ganze betrübliche Angelegenheit endlich vorüber sein, und nichts würde zurückbleiben, um die Anwohner an die tragischen Ereignisse um den Tod des armen Schulmädchens zu erinnern.

Das Haus von Viktor Neumann war von der Polizei noch nicht freigegeben worden, aber vermutlich würde das bald passieren. Gewisse Einwohner von Élysée hatten Kontakte, nicht unähnlich denen, die Neumann selbst gehabt hatte, und übten auf die übliche, diskrete Weise Druck auf gewisse hochrangige Beamte aus, damit das schnell passierte.

Nicht auszudenken, dass eine verfallende Ruine in Élysée zurückblieb, als ständiges Mahnmal für ... nein, man sprach nicht mehr darüber, es war besser so. *Es* war nie passiert, das war mittlerweile der allgemeine Konsens der lieben Menschen von Élysée.

Das zerstörte Mosaik über der Tür von Neumanns Villa war inzwischen vollständig entfernt worden - ersetzt durch eine weiße, glatte Fläche. Auch darüber redete niemand, auch die steinernen Eulenstatuen in den Vorgärten schwiegen sich beharrlich aus, wie es von jeher die Art der Eulen ist.

Nachdem die Umzugswagen der Familie Gruber, insgesamt waren es drei, ihre Last in das ehemalige Haus der Stratmanns entladen hatten, kehrte endlich die wohlverdiente Ruhe wieder in das Luxusviertel ein. Die Grubers fühlten sich auf Anhieb wohl und alle waren sich einig, mit ihnen eine gute Wahl getroffen zu haben. Hans Gruber war im oberen Management eines international agierenden Bankunternehmens tätig und seine Frau, Liana, war Hausfrau mit Leib und Seele. Grundsolide Leute also, und keine Künstler – oder gar Mörder, Gott bewahre!

Auch waren sie sehr gesellig und fanden sich schnell in die Gebräuche und kleinen Eigenheiten der Bewohner von Élysée ein. Besonders rührend war, dass Liana es sich nicht nehmen ließ, beinahe jeden Tag bei der armen, alten Martha vorbeischaute. Seit ihr Pudel Buster davongelaufen war, war die alte Frau nur mehr ein Schatten ihres früheren Selbst.

Liana Gruber hatte Sophie Stratmanns Pflanzkübel entfernen lassen, weil sie sie schrecklich unpraktisch und überhaupt viel zu groß fand; die meisten Nachbarn waren derselben Meinung. Warum sein Haus mit Pflanzen umgeben, die nur im Sommer wuchsen und in der kalten Jahreszeit in ein Gewächshaus verfrachtet werden mussten? Sie entschied sich für klassische Rosenbüsche, wie sie bei Martha wuchsen und nahm sich vor, sich bei der Gelegenheit ein neues Hobby zuzulegen: das Rosenzüchten. Dies fand großen Anklang bei den Frauen aus der Nachbarschaft, die versprachen, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Die alte Martha war besonders glücklich darüber. Immerhin war es ihr in jüngeren Jahren gelungen, eine eigene Gattung Bourbonrosen zu züchten, die sie Liane nun voller Stolz präsentierte. Dabei kam sogar ein bisschen von dem alten Frohsinn zurück in die Augen der Alten.

Als nun die jungen Rosenbüsche angeliefert wurden, machte sich Liana Gruber höchstpersönlich daran, die Erde an den betreffenden Bereichen zu lockern und den Boden für die Bepflanzung vorzubereiten. Ihr kleinster Sohn Jakob – die beiden älteren Töchter waren zu dem Zeitpunkt in der Schule – spielte mit einem kleinen Schaufelbagger in der losen Erde, als er plötzlich auf Widerstand stieß.

Interessiert grub er weiter und legte kurz darauf ein paar Knochen, frei, an denen noch Reste von stumpf gewordenem, lockigem Fell klebten.

»Mami, was ist das?«, fragte der Kleine unschuldig, und als Liana Gruber sah, was er da auszugraben im Begriff war, schickte ihn sie sofort ins Haus, wo Jakob sich gründlich die Hände waschen musste. Später

erklärte sie ihm, es hätte sich um irgendwelche Wurzeln gehandelt, vielleicht von einem alten Baum.

Doch während Jakob im Haus war, schaufelte sie das Ding komplett aus der Erde. Es handelte sich um einen halb verwesten Hundekadaver, vermutlich den eines Pudels, aber sicher war sich Frau Gruber da aufgrund des fortgeschrittenen Zustands der Verwesung nicht. Angeekelt stopfte sie den Hundekörper in einen Plastiksack und Jakobs Spielzeugbagger gleich mit dazu. Später am Abend erzählte sie ihrem Mann davon, der beides am nächsten Tag auf dem Weg zur Arbeit fachgerecht entsorgte. Das Ehepaar beschloss, den Fund nicht weiter zu erwähnen, und bald hatte auch der kleine Jakob die ganze Sache vergessen.

Martha grübelte bis zu ihrem Lebensende über das Schicksal von Buster nach, dem drolligen Pudel, dessen jugendliches Temperament bisweilen nach einer besonderen Form der Züchtigung durch ihren starken Arm verlangt hatte. Aber das war natürlich nur zu Busters Bestem gewesen.

Schließlich hatte sie das Tier ja geliebt.

## KAPITEL 60

EMMA

MANDERLEY

6 MONATE SPÄTER

**D**ie Manderley-Villa ist ein Traum, oder könnte es zumindest bald wieder sein. Als wir hier ankamen, war ich dann doch erstmal ganz schön schockiert von dem Verfall, der hier während Sophies Abwesenheit stattgefunden hat. Was Sophie nämlich vergaß zu erwähnen, war, dass die Fotos, die sie mir von Manderley gezeigt hat, über fünf Jahre alt sind, und dass sich seitdem niemand mehr um das Grundstück oder das Haus gekümmert hat.

Wegen ihres Vaters, sagte sie. Er war der letzte der Familie, der hier gelebt hat, und nach seinem Tod ... nun, sie hat wohl einfach nie die Muße gefunden, sich danach noch groß mit dem Haus zu befassen. Der Schmerz und die Trauer über den Verlust ihres Vaters müssen wohl die ausschlaggebenden Gründe gewesen sein, nehme ich an. Aber ich weiß es nicht, sie redet so gut wie nie über ihre Eltern, doch dem Wenigen, das sie sagt, kann ich immerhin entnehmen, dass ihre Mutter schon tot gewesen

sein muss, als ihr Vater starb, was bedeutet, dass sie ungewöhnlich jung beide Eltern verloren hat.

Was vermutlich der Grund ist, aus dem sie nicht darüber reden mag. Verständlich.

Sie hat offenbar weder Geschwister, noch hatten ihre Eltern welche, und von Großeltern ist ebenfalls nie die Rede. Merkwürdig, aber schließlich ist Sophie auch eine außergewöhnliche Frau, eine Künstlerin. Vielleicht braucht es solche Narben früh im Leben von kreativen Menschen, damit sie sich später ungezügelt entfalten können. Aber das ist natürlich nur eine Theorie, was weiß ich denn schon davon – als momentan arbeitslose, wenn auch nicht gerade aktiv arbeitssuchende – Lehrerin?

Als wir hier einzogen, habe ich mir das alles in kräftigen, schönen Farben ausgemalt. Und viel zu romantisch, wie sich dann herausgestellt hat. Wie wir das alte, riesige Gebäude Flügel um Flügel wieder herrichten lassen würden. Wie wir vielleicht selbst Hand anlegen würden hier und dort, die Wände in hübschen Pastellfarben streichen, wie jenen, die Sophie für unsere Räume in Élysée ausgesucht hatte. Moosgrün und Smaragd. Eine große Aufgabe, das war mir klar, aber wir haben ja Zeit.

Wir haben alle Zeit der Welt, die Ewigkeit, zusammen.

Bis wir alt und runzelig geworden sind.

Zumindest dachte ich das mal.

Aber warum müssen wir diese Zeit ausgerechnet hier verbringen?

Sophie hat mich durch das Haus geführt und gemeinsam haben wir die Dinge aufgeschrieben, die augenscheinlich reparaturbedürftig sind. Risse im Verputz. Moosflechten auf der Rückseite des Hauses, die wild wuchernde Rasenfläche, Hecken, die dringend gestutzt werden müssten.

Wir waren voller Tatendrang, als wir hier hergezogen sind.

Und verliebt, so verliebt. Als Sophie meinte, wir sollten vielleicht unser Ehegelübde erneuern, mit einer anschließenden Galaparty hier auf dem Gelände, nur im Kreise unserer engsten Freunde, war ich sofort begeistert. Wir würden eine Party geben, im Sommer, mitten im Grünen, an einer langen Tafel, und am Abend würde es ein Feuer geben, und Lampions und ... Bis mir einfiel, dass wir praktisch überhaupt keine Freunde haben. Schon gar nicht, seit wir aus Élysée fortgezogen sind, und damit, unsere Nachbarn dort als echte Freunde zu bezeichnen, tue ich mir dann doch eher schwer.

Irgendwann kam unser Vorhaben wohl einfach zum Erliegen. Wir wohnen nun schon gute sechs Monate hier, und alles, was bisher passiert

ist, ist, dass ein paar Handwerker uns einen Flügel im Erdgeschoss notdürftig soweit hergerichtet haben, dass man ihn bewohnen kann. Das geschah an den ersten drei Tagen nach unserem Umzug, und seitdem passierte – eigentlich überhaupt nichts mehr.

Überall stehen Umzugskartons herum, Sophie scheint keinerlei Ambitionen zu haben, sie auszupacken und ich weiß einfach nicht, wohin mit meinem Zeug. Schließlich möchte ich meine Klamotten nicht in irgendein klammes, kaltes Zimmer packen, in dem es nichts gibt außer ein paar mit Schutzfolie verhangenen Möbeln und gigantischen Spinnen. Die Spinnweben lassen zumindest darauf schließen, aber vielleicht ist es selbst denen hier irgendwann zu langweilig geworden und sie sind längst fort.

Jedes Mal, wenn ich Sophie danach frage, wann es weitergehen wird mit den Bauarbeiten, lächelt sie mich nur an, schiebt es dann unter irgendeinem fadenscheinigen Grund auf und sagt: »Bald, Liebes. Schon ganz bald. Lass uns doch erstmal ankommen, ja? Gib uns ein paar Tage, um uns einzugewöhnen.«

Und uns den Arsch abzufrieren.

Bloß, dass wir seit sechs Monaten nichts anderes machen als anzukommen. Wir leben in unseren beiden notdürftig hergerichteten Zimmern, andauern fällt die Heizung aus und eine von uns muss in den Keller gehen, um sie wieder anzustellen. Manchmal kommt literweise rostiges Wasser aus dem Hahn, bevor es klar wird. Und während ich marode Leitungen flicke und mir über rissigen Putz den Kopf zerbreche, streicht sie um das Haus. Spaziert ziellos über das Gelände, die verwilderte Wiese und den angrenzenden Wald. Beinahe so, als wäre sie ein Geist, der an das uralte Gemäuer und das Grundstück gebunden ist, und ich nur ein Besucher. Verdammt dazu, ihr dabei zuzusehen. Ich werde wirklich mit ihr reden müssen, so kann es jedenfalls nicht weitergehen.

## KAPITEL 61

**A**ls ich heute versuchte, zu duschen, kam nur eine eisige, rostrote Brühe aus dem Hahn, und auch, nachdem ich es minutenlang laufen ließ, änderte sich nichts am Zustand des Wassers, meine Laune verschlechterte sich zusehends, und schließlich schleuderte ich den Duschkopf in die Ecke, stellte das Wasser ab und blieb ungeduscht. Eklig.

Ich habe langsam echt keine Lust mehr auf diesen ganzen Mist hier, und wie das Gebäude um uns herum zusammenfällt. Ich verstehe nicht, wie Sophie das alles einfach hinnehmen kann. Dass sie der marode Zustand des Hauses kein bisschen zu stören scheint, während uns jetzt auch noch die hastig zusammengeschusterten Provisorien der Handwerker um die Ohren fliegen, kapiere ich einfach nicht. Sowieso ist sie nur äußerst selten im Haus anzutreffen und streicht lieber durch den nahen Wald. Als gäbe es sonst nichts zu tun. Mir einzureden, dass sie dabei das Gelände inspiziert, um sich ein Bild von den zu erwartenden Renovierungsarbeiten zu machen, habe ich schon vor Wochen aufgegeben.

Sie will gar nichts reparieren, sie will ... ich habe keine Ahnung, was sie will, wirklich.

Warum wir überhaupt hier sind.

Wenn man sie denn überhaupt mal zu Gesicht bekommt, trägt sie stets dieses leicht abwesende, verträumte Lächeln auf den Lippen, als lebten wir hier im schönsten Paradies, und ich wäre nur zu dämlich, das einzusehen. Als Dreingabe blieben heute Morgen auch noch die Heizkörper kalt, mal wieder. Also schlüpfte ich in meine eisigen Klamotten und lief nach draußen. Meine aktuelle Haute Couture besteht übrigens aus doppelt getragenen Jogginghosen und mindestens drei viel zu großen Sweatshirts,

während sie nach wie vor in makellos sauberer, modischer Kleidung umherläuft, als gäbe sie die Gastgeberin bei einer exklusiven Dinnerparty. Als würde sie das alles hier gar nicht wirklich betreffen.

Manchmal kommt mir ein schrecklicher Gedanke. Was, wenn sie den offensichtlichen Zustand des Hauses gar nicht wahrnehmen *kann*, weil ihr Gehirn ihr einen Streich spielt und sie glauben lässt, alles wäre in Ordnung? Was, wenn sie aus irgendeinem Grund *verrückt* geworden ist?

Ich hoffe wirklich, dass es nur eine Phase ist, die schnell vorübergeht und irgendwie damit zu tun hat, dass sie gerade eine kreative Schreibphase hat, wie sie sagt. Idealerweise wird sie mit dem neuen Manuskript allerdings fertig, bevor wir beide erfroren sind.

Dementsprechend ist meine Laune, als ich mich draußen auf die Suche nach ihr mache. Unterkühlt, ungeduscht und noch dazu ohne Kaffee – was das betrifft, sind wir inzwischen auf irgendein Instantpulver umgestiegen, was ich anfangs witzig fand, weil es mich an meine Studententage erinnerte. Mittlerweile komme ich nicht mehr ran an das Zeug.

Da es draußen noch kälter ist als im Inneren des Hauses, und das Gelände wirklich riesig ist, laufe ich nur eine schnelle Runde ums Haus, wobei ich Sophie natürlich nicht finde, was meinen Frust gleich noch mehr anfeuert. Zurück im Haus bin ich völlig durchgefroren, aber zu wütend über diesen Umstand, als dass ich die Suche einfach abbrechen könnte. Daher mache ich mich auf, sie im Haus zu suchen, auch wenn es eher unwahrscheinlich ist, dass ich sie hier antreffen werde.

Eine halbherzige Aktion, ich rufe nicht mal ihren Namen, während ich wahllos irgendwelche Zimmertüren aufreiße. Zielloser Aktionismus, das ist mir durchaus klar, aber ich fürchte, wenn ich mich nicht bewege und *irgendetwas* tue, werde ich einfach auf dem Boden festfrieren.

Oder vielleicht selbst durchdrehen.

Natürlich finde ich sie auch in den oberen Etagen nicht, aber im letzten Zimmer des Ostflügels im ersten Stock fällt mir etwas auf. Jemand hat die Laken von einem Schreibsekretär und dem dazugehörigen Bürostuhl gezogen, die beide vor dem Fenster stehen. Jemand war hier und scheint an diesem Tisch gearbeitet zu haben. Jemand offenbar, der gerade eine kreative Phase hat und deshalb bisweilen etwas abwesend wirkt, um es milde auszudrücken. Ich werfe einen Blick über meine Schulter zurück in den Gang, aber da bleibt alles ruhig. Wer weiß, wo Sophie sich gerade herumtreibt.

Also betrete ich das Zimmer.

Als ich beginne, die Schubladen des Sekretärs zu öffnen, fahre ich bei jedem Quietschen, das die altersschwache Holzkonstruktion von sich gibt, zusammen. Vor schlechtem Gewissen, vermutlich. Doch grundlos, wie sich zeigt. Die Schubladen sind alle leer. Vermutlich öffne ich die Flügeltüren des Sekretärs nur aus reinem Hang zur Vollständigkeit, denn selbstverständlich sind auch diese leer bis auf ein paar fette Staubflusen auf dem Boden des Schrankes. Ich bin schon dabei, die Türen wieder zu schließen, als mir der Papierschnipsel ins Auge fällt.

Also hocke ich mich vor die Tür des Sekretärs und schaue mir die Sache genauer an. Tatsächlich, da lugt ein Eselsohr hervor, das in einem kaum sichtbaren Spalt in der Decke des Schrankfachs feststeckt. Jetzt fällt mir auch der in das Holz der Decke eingelassene Riegel auf. Ein einfacher, aber ziemlich effektiver Mechanismus, weil wohl niemand auf die Idee kommen würde, an dieser Stelle nachzuschauen. Ein Geheimfach, und man müsste schon vor dem Sekretär mit dem Gesicht nach oben auf dem Boden liegen, um es zufällig zu entdecken.

Vorsichtig schiebe ich den Riegel beiseite. Mit einem leisen Klicken springt das bislang verborgene Fach auf. Ein weiteres, verstecktes Schubfach, ideal, um, sagen wir mal, einen drei Finger dicken Papierstapel drin verschwinden zu lassen. Denn ein solcher liegt darin.

Offenbar habe ich das Manuskript zu Sophies neuem Buch gefunden.

Ich sollte das Fach wohl sofort wieder verschließen – und dabei nicht vergessen, die verräterische Papierecke herausschauen zu lassen – und dann schnellstens verschwinden. Das hier geht mich absolut nichts an, Sophie besteht darauf, dass niemand ihre Entwürfe zu sehen bekommt, nicht mal ich. Nicht, bis sie sie so weit überarbeitet hat, dass sie das Licht der Welt erblicken dürfen. Was das betrifft, ist sie fast schon abergläubisch, aber ich schätze, das ist wohl normal bei Künstlern wie ihr. Die haben schließlich alle ihre Macken und Eigenheiten.

Ich sollte es wirklich zurücklegen und ganz schnell vergessen, dass ich es gefunden habe.

Aber ich kann nicht.

Im Moment bin ich einfach zu wütend auf sie. Vielleicht will ich auch einfach nur wissen, ob es sich gelohnt hat, die letzten Monate praktisch wie ein Urmensch zu leben, damit ihre legendäre Muse bei Laune bleibt, oder

ob ich mir das alles für eine weitere Sammlung schräg klingender Gedichte um irgendwelche Rosenstiche angetan habe.

Also nehme ich den Stapel heraus und lasse die Blätter vorsichtig durch meine Finger gleiten. Die Seiten sind eng mit Sophies säuberlicher Handschrift beschrieben, hie und da hat sie einige Ausbesserungen und Veränderungen vorgenommen, manchmal ein Wort oder eins ihrer kryptischen Zeichen zwischen die Zeilen gekritzelt. Ich staune, alles in allem scheint sie gut vorangekommen zu sein, schätzungsweise sind das dreihundert Buchseiten, wenn nicht mehr.

Ich beginne zu lesen, ich kann einfach nicht anders, während ich auf den kalten Steinfliesen hocke und mir den Hintern abfriere. Aber das ist schnell vergessen, als ich die ersten Absätze überfliege. Nein, das hier sind keine gefühlsduseligen Gedichte und auch nichts von Rosen. Es ist eine richtige Geschichte, und sie scheint ziemlich gut zu sein. Spannend.

Gleich am Anfang geht es um ein Mädchen, das offenbar mitbekommt, wie ihre Mutter in den Tod springt. Ein Krimi oder Thriller aus Sophies Feder? Schwer vorstellbar, dass sie sich zu derartiger Trivialliteratur herablässt, wobei ich das natürlich begrüßen würde. Als ich das erste Kapitel beendet habe, wird mir klar, dass ich vermutlich gerade das beste in den Händen halte, das Sophie je geschrieben hat, und offenbar hat sie sich dabei an einigen realen Gegebenheiten orientiert, was der Handlung eine besondere Note verleiht. Das Haus, eine dreistöckige Tudorvilla, in dem das Mädchen am Anfang spielt, ist eindeutig das, in dem wir jetzt leben.

Und das Mädchen ...

Als ich die Treppenstufen im Geschoss über mir quietschen höre, lasse ich vor Schreck beinahe den Papierstapel fallen. Dann lege ich ihn hastig wieder zurück in die geheime Schublade und verschließe sie. Hinterlasse alles so, wie ich es vorgefunden habe, bis auf den hervorlugenden Papierschnipsel, aber das bemerke ich in diesem Moment nicht einmal. Mit klopfendem Herzen schleiche ich zur Zimmertür, die immer noch einen Spalt offensteht, stelle mich neben den Türrahmen und lausche auf den Gang hinaus. Ein paar schreckliche Sekunden lang befürchte ich, dass sie das Zimmer betreten wird, um sich an den Sekretär zu setzen und dort weiter an ihrem Manuskript zu arbeiten, doch dann höre ich, wie sie die Treppe nach unten steigt, auf diese träge, langsame Art, die sie sich angewöhnt hat, seit wir hier eingezogen sind in dieses Eisschloss voller

Geheimnisse und verborgener Schubladen und Geschichten von kleinen Mädchen, denen schreckliche Dinge zustoßen.

Plötzlich ist mir richtig übel.

Das legt sich erst, als ich höre, wie unten die Haustür hinter ihr ins Schloss fällt. Offenbar ist sie zu einer ihrer weiteren Erkundungstouren aufgebrochen. Ich könnte jetzt vermutlich ungestört weiter in ihrem Manuskript lesen, aber das traue ich mich dann doch nicht. Was, wenn sie gleich wieder zurückkommt? Ich will mein Glück nicht überstrapazieren, auch wenn ich unbedingt wissen *muss*, wie die Geschichte mit dem Mädchen, das ein wenig an Sophie erinnert, weitergeht.

Stattdessen tue ich etwas Anderes. Ich gehe die Treppe hinauf in den zweiten Stock, aus dem ich Sophie habe kommen hören, dann weiter, in den dritten Stock. Ich muss wissen, ob dieses Turmzimmer aus ihrer Geschichte tatsächlich auch in unserem Haus existiert oder nur in Sophies Fantasie.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 62

**V**erdammt. Ich kann immer nur wenige Seiten lesen, während Sophie durch das Gelände des Anwesens streift, und an manchen Tagen ergibt sich überhaupt keine Gelegenheit dazu. Ich bin dabei ständig auf dem Sprung, aber auch so fasziniert von der Handlung des Buches, dass ich ernsthaft befürchten muss, sie könnte mich ertappen, weil ich nicht höre, dass sie zurückgekommen ist. Seit ich die ersten paar Seiten in ihrem Manuskript gelesen habe, lässt sie mich so gut wie gar nicht mehr allein, selbst ihre Streifzüge durchs Gelände dauern nun selten länger als eine halbe Stunde.

Hat sie etwas mitbekommen?

Keine Ahnung, aber neuerdings möchte sie den ganzen Tag mit mir im Wohnzimmer hocken, das alles andere als gemütlich ist, wo wir beide dann in dicke Decken gehüllt, stumpfsinnig die Wand anstarren.

Sie hat sich komplett verändert, und ich weiß nicht, was ich noch tun soll. Alleinlassen kann ich sie aber auch nicht, denn offenbar beschäftigt sie etwas. Wenn sie nur mit mir darüber reden würde!

Außerdem hat sie mit dem Trinken begonnen und da ich nicht weiß, was ich sonst tun soll, mache ich eben mit. Dann liegen wir benebelt unter dicken Decken und kuscheln uns aneinander und warten, bis der Tag vergangen ist. Wenigstens hält die Heizung jetzt schon seit einer ganzen Weile durch und zu Essen haben wir ja auch genug. Sobald das Frühjahr kommt, sagt sie, wird sich alles ändern. Dann werden wir das ganze Haus gründlich putzen und ausbessern, und Freunde einladen, aber ich glaube schon längst nicht mehr daran.

Sie ist zum Sterben hier, glaube ich, und erwartet von mir dasselbe.

Und sie weiß genau, dass ich mich dem nicht widersetzen kann. Wo sollte ich sonst hin, was sollte ich sonst tun? Ich werde mit ihr zusammen sein, bis zum bitteren Ende. Das weiß sie.

Gestern bin ich dann doch ein paar Seiten weitergekommen in ihrem Manuskript. Die Geschichte des Mädchens geht spannend, wenn auch mit erheblichen Zeitsprüngen, weiter, und so allmählich kommt mir der Verdacht, dass es sich dabei tatsächlich um eine autobiografische Erzählung handelt und Sophies Mutter praktisch vor den Augen ihrer elfjährigen Tochter aus dem Turmzimmer in den Tod sprang. Das erklärt vielleicht, warum sie manchmal etwas seltsam ist, speziell an diesem Ort.

Manderley ist ein Ort des Todes für sie.

Eine Gruft der Erinnerungen.

Aber warum bestand sie dann überhaupt darauf, wieder hierher zu ziehen? Ausgerechnet an den Ort, der für sie mit so viel Leid und persönlicher Tragödie verbunden ist? Fast noch schlimmer finde ich die Kapitel in ihrem Manuskript, aus denen hervorgeht, dass ihr Vater die beiden schrecklich vernachlässigt haben muss als Kind, seine Tochter ebenso wie seine viel zu junge Frau, die sich hier wie eine Gefangene vorgekommen sein muss, völlig ausgeschlossen von der Welt, mit niemandem zur Gesellschaft außer ihrer kleinen Tochter und ein paar wortkargen Angestellten. Ist es da ein Wunder, dass ihre Mutter mit dem Trinken angefangen und sich schließlich aus dem Fenster des Turmzimmers gestürzt hat?

Ist es vielleicht diese Stelle im Gras, wo man sie gefunden hat, die Sophie besucht, wenn sie ihre endlosen Spaziergänge durch das Gelände unternimmt? Oder besucht sie diesen geheimnisvollen Bunker im Wald, an dem sie stapelweise Kisten mit ihrem Buch gefunden hat? Ihr Vater muss über irgendwelche Mittelsmänner die gesamte Auflage ihres Debütromans aufgekauft haben, womit es automatisch zum Bestseller wurde. Wie niederschmetternd muss es gewesen sein, als Sophie das herausfand? Oder ist das vielleicht auch nur ein Symbol in ihrem neuen Roman? Ein Versuch, sich von einem erfolgreichen Erstling zu emanzipieren, ohne unter dem Erwartungsdruck zusammenzubrechen?

Ich weiß es nicht, ich habe den Bunker nie gesucht. Mir fehlt der Mut dazu und ich weiß nicht, wie ich es ihr erklären sollte, wenn sie mich dabei erwischt. Aber falls es stimmt, und ihr Buch tatsächlich niemand lesen wollte, dann beschleicht mich ein richtig übles Gefühl, wenn ich an Vivian

Lasalle und den Leseclub von Élysée denke. Vivian, die Sophie für die größte Schriftstellerin seit Jane Austen hielt. Was dann während deren Lobhudeleien in Sophie vorgegangen sein muss, mag ich mir gar nicht ausmalen.

Einfach weiterzulächeln, während man so etwas mit sich herumträgt? Vielleicht sollte ich doch sehen, ob ich das Waldstück mit dem Bunker finden kann. Nachsehen, ob es stimmt. Das ist vermutlich besser als die ewige Ungewissheit.

Aber was, wenn Sophie das mitbekommt?

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 63

**D**as Manuskript zieht mich an wie ein Magnet, aber Sophie lässt mich nun wirklich kaum noch allein. Sie selbst verlässt das Haus inzwischen so gut wie nie, sogar ihre Streifzüge durch das Gelände haben aufgehört, und mir fällt kein vernünftiger Grund ein, aus dem ich selbst über das Gelände spazieren sollte, jetzt, wo der Boden gefroren ist und überall Schnee liegt, oder Matsch, an wärmeren Tagen.

Außerdem bin ich mir inzwischen einigermaßen sicher, dass das mit den Büchern, die ihr Vater gekauft hat, wahr ist. Ebenso, dass ihre Mutter hier starb, und praktisch vor ihren Augen.

Es ist *alles* wahr, was in dem Manuskript steht.

Es gibt allerdings auch Stellen, und die geben mir zu denken, an denen sie die Tatsachen ein wenig verdreht zu haben scheint. Oder erinnere ich mich nur nicht mehr so genau daran wie sie? Das alles ist ewig her, beides wäre wohl möglich. Zumal das Ende meiner Zeit in Frankreich nicht gerade eine Zeit ist, an die ich gern und oft zurückdenke. Im Gegensatz zu Sophie, offenbar.

Ich habe mich gestern wieder in das Zimmer mit dem Sekretär geschlichen. Volles Risiko, denn Sophie hatte sich unten im Wohnzimmer hingelegt. Glücklicherweise ist sie aber nicht aufgewacht, und ich musste einfach wissen, worüber sie in ihrem Manuskript noch so alles schreibt.

Sie kann unmöglich ernsthaft erwägen, *das* zu veröffentlichen.

Es würde uns möglicherweise beide ins Gefängnis bringen, oder doch zumindest jede Menge Fragen aufwerfen. Gestern las ich das ganze Kapitel über ihren Aufenthalt in Frankreich, wie sie eine Pause von Paris brauchte, und Mathieu auf der Landstraße kennenlernte. Nun weiß ich, dass

zumindest der Teil keine Fiktion ist, und der Rest daher vermutlich auch nicht.

Es ist ein Tagebuch. Über sie, über mich, über unser Leben.

Über das, was wir uns geschworen hatten, nie jemandem zu erzählen.

Es einfach zu vergessen.

Warum zur Hölle schreibt sie es dann aber auf? Was, wenn sie tatsächlich plant, das Ding ihrem Agenten vorzulegen? Ich muss dringend weiterlesen, aber heute ist sie wieder wie ein Wachhund, lässt mich keine Sekunde aus den Augen, und ich komme nicht an das verdamnte Manuskript.

Sie ahnt etwas, inzwischen bin ich fast sicher.

Wenn ich ihr vorschlage, wegen irgendwelcher Besorgungen in die Stadt zu fahren, besteht sie darauf, dass wir das gemeinsam machen, und erfindet die merkwürdigsten Gründe dafür. Sie weicht mir kaum noch von der Seite, es ist richtig erdrückend, ich komme mir vor wie eine Gefangene mit einer persönlichen Wächterin. Sie umarmt mich ständig, aber wenn ich ihre Zärtlichkeit erwidere, fühlen sich ihre Lippen kalt und spröde an, fast, als würde ich eine Leiche küssen ...

## KAPITEL 64

**H**eute scheint es Sophie besser zu gehen. Sie hat ein komplettes Frühstück bestellt, aus einer kleinen Bäckerei aus dem Dorf, inklusive Kaffee in zwei Thermoskannen. Es war wundervoll, das beste Frühstück, das wir seit Langem hatten. Daher sagte ich spontan zu, als sie mich fragte, ob ich sie nachher in die Stadt begleiten wolle, um das Zeug zurückzubringen und ein paar Besorgungen zu erledigen. Eigentlich, sagte sie, würde sie gern Sekt zum Frühstück trinken, habe aber bewusst darauf verzichtet, ich könne mir wohl denken, wieso. Das konnte ich durchaus und war sehr froh, dass sie sich offenbar entschlossen hatte, unserer gemeinsamen Trinkerei vorerst einen Riegel vorzuschieben.

Ich mag das Zeug nicht mal mehr. Ich glaube, ich habe nur mitgetrunken, weil es ohne Alkohol noch unerträglicher in dem alten Gebäude gewesen wäre. Als wir gegen Mittag mit meinem Jeep in die Stadt fahren, Sophie am Steuer, und ich daneben, und ihre Hand nach meinem Oberschenkel tastet, lasse ich es geschehen, und lege meine noch obenauf. Beinahe wie früher, denke ich. Hoffe, dass es bald wieder wie früher sein wird. Hoffe es inständig. Hoffe, dass das Frühjahr bleibt, und nicht bloß auf eine kurze Stippvisite vorbeischaut. Das Frühstückszeug auf der Rückbank scheppert und ich frage sie nach dem Anlass für ihren Sinneswandel. Habe ich ein wichtiges Datum verpasst?

»Ich wollte eben etwas Besonderes«, sagt sie und lächelt dabei verschmitzt, »für meinen ganz besonderen Menschen. Oh, und ich habe mein Manuskript fertig.«

»Was?«, schnappe ich, vermutlich viel zu überrascht. Ich dachte, sie hätte das Ding schon vor Wochen abgeschlossen. Zumindest wüsste ich

nicht, wann in den letzten Tagen sie allein daran gearbeitet haben sollte. Während ich schlief? Gut möglich vermutlich angesichts der heftigen Schlummertrünke, die ich in letzter Zeit allabendlich in mich hineingeschüttet habe.

»Herzlichen Glückwunsch«, sage ich und hoffe, dass sie die Verzögerung auf meine freudige Überraschung schiebt. »Kann ich es mal lesen?«

»Klar«, sagt sie. »Wann immer du möchtest. Ich bin mir allerdings noch nicht sicher, ob ich es überhaupt veröffentlichen werde.«

»Was?«, frage ich wieder, und denke *Gott sei dank*, aber sie lacht nur und schüttelt den Kopf. »Lies es erstmal, dann wirst du es vielleicht verstehen. Und es ist ja nun nicht gerade so, als würde ein begieriges Publikum auf mein nächstes Werk warten, nach all den Jahren. Abgesehen vielleicht von Vivian Lasalle.«

Mir fällt auf, dass dies das erste Mal überhaupt ist, dass wir von jemandem sprechen, den wir in Élysée gekannt haben, seit wir von da fortgezogen sind.

»Worum geht es denn in dem Buch?«, frage ich. »Hast du schon einen Titel?« Hauptsächlich, weil ich hoffe, dass sie dann keinen Verdacht schöpft. Immerhin kenne ich den Inhalt ja schon, zumindest den größten Teil. Schätzungsweise fehlen mir noch fünfzig Seiten bis zum Ende.

»Ach, lies es einfach selbst, Schatz«, sagt sie lachend. »Ich will dir ja nicht die Spannung nehmen. Hashtag Spoiler Alert!« Sie kriegt sich gar nicht wieder ein.

»Dann ist es eine Geschichte, ja?«

»Ja, Emma. Es ist eine Geschichte.«

## KAPITEL 65

In der Stadt teilen wir uns auf. Ich werde das Geschirr und die Thermoskanne von unserem üppigen Frühstücksbuffett zurück zum Bäcker bringen und Sophie will in der Zwischenzeit ein paar alte Kontakte wiederaufleben lassen, wie sie sagt. Handwerkerfirmen, meint sie, die dem bevorstehenden Großauftrag gewachsen sind und saubere Arbeit leisten. Es gibt Erkundigungen einzuholen, Angebote zu verhandeln, Preise festzulegen.

Ich kann es nicht glauben, es geht wirklich los!

Ich glaube zwar nicht, dass sie das alles tatsächlich in einer oder zwei Stunden zuwege bringen kann, aber ich bin froh, sie wieder voller Tatendrang und Optimismus zu erleben, und nach all der Zeit auch mal wieder ein paar Stunden ohne sie unterwegs zu sein. Nachdem ich das Geschirr bei der freundlichen Bäckersfrau abgegeben habe, beschließe ich, einen kleinen Abstecher in den süßen Buchladen zu machen, den es auf der einzigen Hauptstraße im Ort gibt, und schlendere anschließend mit einem Thriller von Kathy Reichs zurück zur Bäckerei, wo ich mich in die Ecke setze, einen großen Milchkaffee bestelle und zu lesen beginne. Der Roman ist ziemlich fesselnd und ich hoffe inständig, dass es okay für Sophie ist, dass ich den zu Ende lese, bevor ich offiziell mit ihrem Manuskript beginne. Was machen jetzt schon ein paar Tage, nachdem sie über ein Jahr daran gearbeitet hat, wenn nicht länger?

Als vor der Bäckerei ein kleiner Lieferwagen vorfährt, dem ein junger Mann entsteigt, muss ich lächeln. Auf der Seite des Lieferwagens steht: Handwerkerdienste aller Art. Genau das könnten wir doch gebrauchen, denke ich. Das Logo der Firma ist offenbar ein kleiner Hund mit einem

Papierhut auf dem Kopf, der eine Leiter durch die Gegend trägt. Der junge Mann betritt die Bäckerei und bestellt einen Kaffee zum Mitnehmen. Die Verkäuferin nickt ihm lächelnd zu, als er eintritt und ich versenke mich wieder in mein Buch.

Ein paar Zeilen später räuspert sich jemand auffällig und als ich den Kopf hebe, steht der junge Mann vor meinem Tisch. Er ist ziemlich attraktiv, hat ein einnehmendes Lächeln, und trägt staubbedeckte Arbeitsklamotten, vermutlich kommt er gerade von irgendeiner Baustelle.

»Entschuldigen Sie«, sagt er. »Aber habe ich rein zufällig die Ehre mit der neuen Besitzerin der Startmann-Villa?«

Ich schaue von meinem Buch hoch und schenke ihm ein verwirrtes Stirnrunzeln.

»Wie bitte?«

»Die Tudorvilla im Wald«, sagt er. »Das Anwesen, das früher den Stratmanns gehört hat. Das ist jetzt Ihr, oder?«

»Nein«, sage ich. »Es gehört Sophie Stratmann. Ich wohne allerdings auch dort. Aber woher ...?«

»Oh je, Sie müssen mich ja für furchtbar aufdringlich halten. Ich habe mich nur ein wenig umgehört im Ort und, o Mann, jetzt ist es mir richtig peinlich. Aber Sie beide leben jetzt dort, ja?« Er ist ziemlich neugierig, aber das stört mich nicht. Ich bin froh, mal wieder mit jemand anderem als Sophie reden zu können. Auch, wenn es – natürlich – um das Haus geht.

»Das tun wir, ja. »Wir ... na ja, wir sind jetzt die Stratmanns. Wir beide.«

Er mustert mich eine knappe Minute lang mit einem Ausdruck kompletter Verwirrung im Gesicht, während ich praktisch dabei zusehen kann, wie sein Gehirn versucht, meine Antwort in einen sinnvollen Kontext einzuordnen. Schließlich kapiert er es.

»Ach so!«, ruft er halblaut. »Sie und Sophie Stratmann ...«

»Wir sind verheiratet, ja«, sage ich.

»Wow, das ist cool. Und jetzt wird mir auch alles klar. Schönes Gebäude übrigens, die Substanz ist ein Traum. Wussten Sie, dass es so gut wie keine Tudorvillen mehr in diesem Teil Deutschlands gibt? Jugendstil, klar, jede Menge. Sogar ein paar Barockschlösschen, wenn man das nötige Kleingeld dafür hat. Aber Ihr Haus, das ist echt eine Seltenheit. Und eine Schönheit noch dazu.« Während er das sagt, schaut er mir für den Bruchteil einer Sekunde intensiv in die Augen. Lächelt dabei. Flirtet er etwa mit mir?

Nachdem ich ihm gerade erklärt habe, dass ich mit einer Frau verheiratet bin? Aber schmeichelnd ist es dennoch ein bisschen.

Ich reiche ihm die Hand.

»Emma Stratmann«, sage ich, und er schüttelt meine Hand. Die Innenflächen seiner Hände sind bei Weitem nicht so rau, wie man das von einem Handwerker erwarten würde, aber sein Händedruck ist fest.

»Nico Sperzig«, sagt er und strahlt mich an. »Handwerkerdienste aller Art. Herzlich Willkommen in ...«

In diesem Moment, als unsere Hände noch verbunden sind, erstarrt mein Gesicht. Sophie ist neben der Tür der kleinen Bäckerei vor dem Schaufenster aufgetaucht und schaut zu uns herein. Nein, sie schaut nicht, sie starrt, und ihr Blick ist dabei der einer vollkommen Irren. Die Augenbrauen gefurcht wie die Karikatur des Bösewichts aus einem Superhelden-Comic, der Mund ein blutleerer Strich, die Mundwinkel nach unten gebogen, eine Hand hat sie flach an die Seite ihres Kopfes gelegt, um ihre Augen abzuschirmen.

Sie sieht aus, als würde sie gleich durch die Scheibe springen, mit einer Axt in der Hand.

Sie sieht aus, als hätte sie Mordgedanken.

Ich bin völlig geschockt, diesen Blick habe ich noch nie bei ihr gesehen. Ich hebe die Hand, um ihr zuzuwinken und löse sie dabei aus der von Nico Sperzig, dem Handwerker, der sie nicht sehen kann, weil er ihr den Rücken zugewandt hat. Sie erwidert meinen Gruß nicht, sondern löst sich jetzt von der Scheibe. Um reinzukommen und sich zu uns zu setzen, nehme ich an, aber ich irre mich. Sie bleibt einfach nur da draußen stehen und starrt mich an, als wolle sie mir gleich die Augen aus dem Kopf kratzen.

Nico dreht sich um, sieht sie und fragt: »Ist das Ihre Frau?«, doch bevor ich noch etwas dazu sagen kann, wirbelt sie auf den Absätzen herum und stakst davon. Sie sieht dabei aus wie ein durchgedrehtes Aufziehpüppchen. Nico sieht mich mit einem fragenden Gesichtsausdruck an, den ich ihm nicht verübeln kann.

»Moment bitte«, sage ich, stehe auf und trete auf die Straße. Während ich das tue, rede ich mir noch ein, dass ich mir ihr wutverzerrtes Gesicht vielleicht nur eingebildet habe. Eine ungünstige Reflexion auf der Fensterscheibe, oder vielleicht ist ja auch meine Fantasie mit mir durchgegangen.

Doch in diesem Moment schießt mein weißer Jeep an mir vorbei, wobei er mich beinahe von den Beinen fegt. Ich sehe gerade noch, dass tatsächlich Sophie am Steuer des Wagens sitzt, dann ist der Wagen auch schon in Richtung Wald davon gedüst, und ich bleibe hustend in einer Staubwolke zurück.

Was zur Hölle ist in sie gefahren?

Als ich mich wieder zur Bäckerei umdrehe, steht Nico in der Tür und sieht mich fragend an. »Alles klar bei Ihnen?«

»Klar, ich bin nur gerade von meiner Mitfahrgelegenheit versetzt worden.«

»Das tut mir leid. Soll ich Sie heimfahren?«

»Klar«, sage ich. »Das wäre nett. Sie kennen den Weg zur Villa?«

»Natürlich«, sagt er. »Wollen wir jetzt gleich los?«

»Nein«, sage ich und muss grinsen über den kleinmädchenhaften Trotz in meiner Stimme. Ich habe keine Ahnung, was Sophie da gerade durch den Kopf geschossen ist, aber ich bin nicht gewillt, ihr hinterherzurennen wie ein dummer, kleiner Schoßhund. Soll sie sich erstmal wieder einbekommen. Immerhin habe nicht ich sie versetzt, sondern sie mich. »Setzen wir uns wieder rein und plaudern wir noch ein bisschen«, schlage ich vor. »Wenn Sie Ihre Sache gut machen, finden wir bestimmt ein paar Jobs für Sie an unserem Haus. Dann können Sie sich das Gebäude in aller Ruhe anschauen.«

»Im Ernst?«, fragt er mit großen Augen. »Das wäre der Hammer! Das Haus ist echt ein Traum für jeden Handwerker!«

»Oder«, schlage ich aus einem spontanen Impuls heraus vor. »Wollen wir vielleicht was Stärkeres trinken gehen als Kaffee?«

Sophie kann warten.

## KAPITEL 66

**A**ls mich Nico vor dem großen Tor absetzt, das den Eingang zu unserem Grundstück bildet, ist die Sonne gerade dabei, unterzugehen. Sie lässt das Haus in einem rubinroten Schimmer erstrahlen, als wäre es in Blut getaucht oder würde brennen.

Die blaue Stunde.

Wobei sie eigentlich treffender die rote Stunde hieße, überlege ich. Nico bietet an, mich nach drinnen zu begleiten, und bei der Gelegenheit schon ein paar erste Kostenvoranschläge für die dringendsten Reparaturen zu machen, aber das lehne ich dankend ab. Ich muss erstmal ein paar Takte mit der Liebe meines Lebens reden, um herauszufinden, was zum Teufel da vorhin in sie gefahren ist.

Nico kennt sich wirklich gut mit der Geschichte von Manderley aus, schon seit Jahren ist er ein echter Fan der Villa. Er wusste zum Beispiel, dass das Gebäude tatsächlich für ein paar Jahre während des zweiten Weltkriegs als Kaderschule für die Nazis diente, was den von Sophie entdeckten Bunker erklärt und mich in der Annahme bestärkt, dass dieser wirklich existiert. Anschließend diente es dann alliierten Offizieren als Wohnunterkunft, bevor es irgendwann an Sophies Vater verkauft wurde, vermutlich zu einem Spottpreis. Während er in einen unerschöpflichen Vorrat an Anekdoten und baulichen Besonderheiten über das alte Haus aus dem Ärmel schüttelte, habe ich mir zwei Gläser Rotwein zu Gemüte geführt, die sich nun doch ganz schön bemerkbar machen. Nico hat die ganze Zeit nur alkoholfreies Bier getrunken. Vermutlich, weil er glaubte, ich würde ihn mich sonst nicht nach Hause fahren lassen. Immerhin steht

für ihn hier ein Großprojekt auf dem Spiel, da will er es sich nicht mit einer potenziellen Kundin verscherzen.

Und ich glaube, er findet mich tatsächlich sympathisch. Immerhin hat er mal eben seine Pläne für den restlichen Tag verworfen, um mit mir über das Stratmann-Haus zu plaudern. Ich will versuchen, ob ich Sophie nicht davon überzeugen kann, ihn für ein paar Umbauarbeiten anzustellen. Und wenn er so geschickt ist, wie ich glaube, werden wir in Nullkommanichts wieder in einem wunderschönen Haus wohnen.

Ich sehe zu, wie er seinen Lieferwagen geschickt vor dem Tor wendet und dann durch den Wald davon düst, dann schiebe ich das Tor auf. Auch das soll demnächst durch ein elektrisches ersetzt werden, im Moment ist es in keinem guten Zustand. Es quietscht erbärmlich, als ich es zur Seite bewege, dann trete ich durch den Spalt. Es erinnert mich an eine Szene aus einem alten Gruselfilm. Die Sorte, die ständig auf Friedhöfen spielten und nicht mit Kunstnebel geizten. In solch einen Film würde unser Anwesen wohl auch ganz gut passen, aber das wird sich ja schon bald ändern.

Während ich die Auffahrt zum Eingang der Villa entlanglaufe, fällt mir mit leichtem Schaudern auf, dass das so ziemlich die exakte Tageszeit sein muss, zu der auch Sophies Mutter damals vom Turm gestürzt sein muss. Die blaue Stunde, Zwielficht, zumindest, wenn man Sophies Manuskript Glauben schenken möchte. Die rote Stunde, aber daran möchte ich jetzt nicht denken, bleiben wir lieber bei Blau.

Dann trete ich ins Haus.

## KAPITEL 67

Ich finde Sophie schließlich im Turmzimmer.

Sie steht am Fenster, die alten Vorhänge hängen schlaff und grau herunter, vollgesogen vom Nieselregen. Kaum ein Lüftchen weht und es ist unsagbar kalt hier oben. Sie macht mir Angst, sie muss sich ja den Tod holen, wenn sie schon länger hier oben herumsteht.

»Hey, was ...?«, beginne ich, aber sie deutet nur wortlos auf das Sofa in der Ecke und das Tischchen, das davor steht. Darauf liegt ein Papierstapel, den ich sofort erkenne, beschwert mit einem faustgroßen Kiesel, damit die einzelnen Blätter nicht davongeweht werden. Ich runzle dennoch die Stirn, als wüsste ich nicht, was das ist und sähe den Stapel zum ersten Mal.

»Mein Manuskript«, sagt sie. »Lies.«

»Was denn?«, frage ich. Bemerke, dass meine Stimme verschliffen klingt. »Das ganze Ding? Wollen wir das nicht unten im Wohnzimmer machen? Hier oben ist es doch bitterkalt. Kannst du nicht wenigstens das Fenster zumachen?«

»Nur die paar Teile, die du noch nicht kennst«, sagt sie mit Bestimmtheit. Na toll, das weiß sie also auch schon, hat es vermutlich schon die ganze Zeit gewusst. Es ist mir beinahe egal. Sollte ich jetzt wirklich noch ein schlechtes Gewissen haben? Nach dem, was sie da reingeschrieben hat, über mich?

Über uns?

»Ich denke, er ist gut geworden«, sagt sie. »Was meinst du?«

Ich nicke nur stumm. Wozu sollte ich versuchen, zu leugnen, dass ich das meiste schon kenne? Und es stimmt, der Roman ist wirklich gut. Längen besser als dieser kitschige ›Stich der Rose‹-Unfug.

»Ich hab eine Markierung reingemacht, da, wo es interessant wird«, sagt sie, und als ich den Stein zur Seite lege und vorsichtig durch den Stapel blättere, finde ich es gleich. Eine Rose, plattgedrückt und getrocknet, ausgerechnet. Ich lege auch sie vorsichtig beiseite und beginne zu lesen.

Der Text beginnt damit, dass sie noch einmal auf Frankreich eingeht. Sie schreibt, sie habe dafür gesorgt, dass Mathieu zum Trinker wurde. Habe ihm Gedanken in den Kopf gesetzt, Gedanken an Eifersucht und Untreue und sich damit selbst zur Märtyrerin der Liebe gemacht. Ich wage kaum, aufzusehen, so verrückt liest sich das alles. Märtyrerin der Liebe! Mathieu war irgendwann von mir gelangweilt, von dem provinziellen Leben in seinem kleinen Dorf, von unseren immer gleichen Gesprächen, von den scherzhaften Flirts zwischen Sophie und mir, ach, was weiß ich. Und er war ein Trinker. Ist es immer schon gewesen. Ich hatte ohnehin vor, ihn zu verlassen, ich bin eigentlich nur wegen Sophie geblieben, und sie wegen mir.

Aber als ich dann lese, dass sie ihn ganz bewusst provozierte, damit er auf mich losgeht, dort oben auf dem Turm, da weiß ich, dass das nicht stimmen kann. Dieser angebliche Roman mag autobiografische Züge tragen, aber er ist auch sehr durch Sophies Sicht der Dinge eingefärbt.

Es war ein bedauernswerter Unfall, weiter nichts.

Ein Unfall, den wir wie einen Selbstmord aussehen ließen, weil wir befürchteten, niemand würde uns glauben, was wirklich passiert ist. Aber dennoch war es ein Unfall, weiter nichts. Selbstverteidigung. Wenn aber jemals jemand das hier liest, dann wird man uns ziemlich sicher beide wegen Mordes anklagen. Warum zum Teufel schreibt sie solchen Unsinn in ihr Manuskript?

Doch dann fällt mir Mia Neumann ein.

Mein Kopf ruckt hoch, bevor ich etwas dagegen tun kann. Mein Magen zieht sich zu einem schmerzenden Klumpen zusammen. Meine Blicke finden ihre Augen, und als ich das traurige Lächeln darin sehe, wird mir alles klar.

Alles.

Wieder nickt sie, kaum merklich.

»Ja, meine Liebe«, sagt sie. »Ich habe die Kleine aus dem Weg geschafft. Sie ist zu mir gekommen, nach dem Streit mit ihrem Vater, ausgerechnet. Kann man sich das vorstellen? Aber natürlich wollte sie nicht wirklich zu mir. Sie wollte eigentlich zu dir, aber du warst ja nicht da. Weil

du dich im Forsthaus mit deinem Liebhaber Simon vergnügt hast. Dachtest du wirklich, ich wüsste nichts davon?«

»Ich habe nicht ...«, stammele ich, völlig gelähmt vor Entsetzen. Sie hat es gewusst, die ganze Zeit?

»Ich hatte es zumindest geahnt«, korrigiert sie mich, als habe sie gerade meine Gedanken gelesen. »Schon vor dem Video, aber als ich das gesehen hatte, war mir alles klar. Du bist eine sehr schöne Frau, Emma, eine begehrenswerte Frau. Da muss ich wohl davon ausgehen, dass das auch anderen auffällt. Aber ich *kann* dich nicht teilen, verstehst du? Du gehörst mir. Ganz allein mir.«

Mir kommt ihr Vater wieder in den Sinn, der nie zu Hause war und seine mangelnde Liebe durch materielle Zuwendung auszugleichen versuchte. Die Bücher im Bunker, und ihre Mutter, die sich vor lauter Einsamkeit vor den Augen ihrer Tochter in den Tod stürzte. Ihre Launen in den letzten Monaten, dieses morbide Versinken in einen Dämmerzustand, einen Dornröschenschlaf, nur ist sie selbst es, die sich mit diesem Fluch belegt hat. Uns beide. Weil es stimmt – sie ist unfähig, allein zu sein. Genauso, wie sie unfähig ist, sich mit einer Situation abzufinden, in der sie nicht ihren Willen bekommt. Sie wollte mich, damals in Frankreich, und was sie will, bekommt sie auch.

Ich hätte es wissen müssen.

»Natürlich habe ich die Schuld nicht bei dir gesucht«, sagt sie. »Dieser ekelhafte Kerl Simon Schwarz, der sich dir aufgedrängt hat, ich habe es nie verstanden, aber ich hielt das Problem für gelöst. Ein einmaliger Ausrutscher, das versicherte er mir, als ich ihn zur Rede stellte. Er versprach, sich von dir fernzuhalten, auch wenn ich ihm das natürlich nicht glauben konnte. Ich kenne die Männer, weißt du? Also habe ich dafür sorgen müssen, dass er sich dir nie wieder aufdrängt – oder irgendwem sonst. Mit Mia war es dasselbe. Eine hormongesteuerte Schülerin, verzweifelt auf der Suche nach einer Ersatzmutter. Jemandem, zu dem sie aufsehen kann. Sie hat deinen Mut bewundert, weißt du? Das hat sie mir selbst gesagt. *Deinen* Mut, dass ich nicht lache. Was hattest du denn je im Leben auszustehen, Emma? Irgendwann habe ich ihr verheultes Geplärre nicht mehr ausgehalten und ihr die Weinflasche auf den Kopf geschlagen. Nur ein einziges Mal, aber sie ist sofort zu Boden gegangen und hat sich nicht mehr geregt ...«

»Das ist Unsinn, Sophie«, sage ich sanft. »Du musst dir das einbilden. Neumann hat seine Tochter umgebracht, weil sie seine Drogengeschäfte auffliegen lassen wollte, das hat die Polizei doch eindeutig ...«

»Die Polizei«, sagt sie in verächtlichem Tonfall.

Plötzlich kommt mir Schlesinger in den Sinn, und sein Compagnon Harforch. Wären die tatsächlich in der Lage, Neumann einen Mord unterzuschieben, auf Geheiß ihrer vermögenden Klientin? Würde Schlesinger sich zu so etwas herablassen? Man würde es nicht glauben, andererseits habe ich Harforch kennengelernt, und dieser Typ war mir nie geheuer. Allein die Tatsache, dass ein gestandener Anwalt wie Schlesinger sich einer solch zwielichtigen Gestalt bedient ... kann es tatsächlich sein, dass ein Mann völlig unschuldig wegen des Mordes an seiner eigenen Tochter im Gefängnis sitzt – nur, damit ich nicht ins Gefängnis muss?

Und dann kapiere ich es. Nein, es ging nie wirklich darum, ob ich wegen Mordes angeklagt werde. Sondern darum, dass Sophie mich zurückbekommt. Wie einen Gegenstand, auf den man nicht verzichten möchte. Wie einen liebgewonnenen Besitz. Und sie bekommt immer, was sie will.

»Du gehörst mir«, sagt sie leise noch einmal, über das Rascheln der schlaffen Vorhänge vor dem Fenster hinweg. »Und niemandem sonst. Ich konnte es nicht zulassen, dass sich irgendjemand zwischen uns drängt, Emma. Ich könnte es nicht ertragen, dich zu verlieren.«

»Und deshalb hast du Simon Schwarz getötet? Und eine unschuldige Schülerin? Weil du glaubtest, sie würden sich zwischen uns drängen?« Noch während ich das sage, versuche ich, die Lücke in ihrer Logik zu finden. Den eindeutigen Beweis, dass sie das letzte halbe Jahr damit verbracht hat, sich eine Theorie zurechtzubasteln, derzufolge sie die Mörderin von Mia Neumann ist, wider jede Vernunft. Einen Beweis, dass ihr Schriftstellerhirn da mit ihr durchgegangen sein muss.

Aber je länger ich das versuche, desto schwerer fällt es mir.

»Sie war sofort tot, Emma«, fährt sie mit ihrer grausigen Erzählung fort. »Sie wusste gar nicht, wie ihr geschah. Es gab nicht mal sonderlich viel Blut, weißt du? Später habe ich sie in dicke Plastikfolie aus dem Garten gehüllt, ins Auto verfrachtet und zu der Felsspalte gefahren. Ich wusste, dass die Jugendlichen da immer abhängen, also habe ich sie einfach da reingeworfen. Vermutlich, um es so aussehen zu lassen, als sei sie von

allein da reingestürzt. Ich habe nicht darüber nachgedacht, das kam erst später.«

»Aber das stimmt nicht«, beharre ich. »Man hat die Weinflasche in Neumanns Glasmüll gefunden, und sie passte zu Mias Kopfwunde. Seine Fingerabdrücke waren die einzigen, die dran waren. Außerdem das fortgewischte Blut in seiner Küche.«

»Erinnerst du dich an unseren Besuch bei ihm? Ich habe ihm die Flasche als Mitbringsel geschenkt, mit der ich am Abend zuvor seine Tochter getötet hatte, ein Schwein wie er hat es nicht besser verdient. Wir haben gemeinsam daraus getrunken an jenem Abend, und ich habe darauf geachtet, vorher meine Fingerabdrücke von der Flasche abzuwischen. Und das Blut in der Küche? Das war meins, Liebes, deshalb habe ich das Weinglas ja überhaupt erst umgeschmissen. Als ich dann die Tücher aus der Küche holte, habe ich mich mit einer Scherbe geschnitten, ein bisschen Blut in der Küche verteilt und es wieder weggewischt. Ich wusste, dass man die Blutreste unter Schwarzlicht zwar sehen, sie aber höchstwahrscheinlich nicht würde zuordnen können.«

Wenn sie sich das wirklich ausgedacht hat, hat sie wirklich an alles gedacht. Ich lasse mich schwer in die Polster sinken, den kleinen Papierstapel mit dem Manuskript immer noch auf dem Schoß.

»Als wir herzogen, dachte ich, das wäre unser Neuanfang«, sagt sie leise. Meine Nackenhaare stellen sich auf, aber diesmal nicht vor Kälte. »Niemand mehr, der zwischen dir und mir stehen würde, nur wir zwei. Und eine Weile ging es ja auch gut, aber dann bemerkte ich sie wieder, deine Unzufriedenheit. Und da wurde es mir klar.«

»Was wurde dir klar?«, frage ich bang.

»Dass es nicht die anderen waren, die sich zwischen uns drängten, dass es niemals die anderen waren, sondern immer du selbst. Nicht die Schülerin, nicht dieser asoziale Grobian Simon Schwarz, und schon damals in Frankreich ... es war nicht Mathieu, der dich nicht freigegeben wollte, es warst immer du. Du hast mit mir gespielt, Emma. Du hast mich ausgenutzt, das hast du von Anfang an getan.«

»Was?«

»Ja. Du hast dich in mein Herz geschlichen, hast dich von meinen Gefühlen ernährt, bist dick und fett geworden von meiner Liebe und meinem Geld, wie ein ...«

Wie ein *Parasit*, kommen mir die Worte in den Kopf, die Neumann mir damals an unserem Gartenzaun an den Kopf geworfen hat.

»Aber das stimmt nicht!«, protestiere ich. »Ich habe immer nur dich geliebt, Sophie, das weißt du doch!«

Sie schüttelt langsam den Kopf. »Als ich dich heute in der Bäckerei mit diesem Kerl zusammensitzen sah, wurde mir klar, dass ich alles umsonst gemacht hatte. Dass ich all diese Leben ausgelöscht habe, in der Annahme, sie seien die Schuldigen gewesen. Dabei habe ich das Übel die ganze Zeit an meiner Brust genährt. Dich, Emma. Du bist das Übel, du bist der Nagel in meinem Fleisch. Du bist eine Sadistin, die erst zufrieden ist, wenn sie mich am Boden sieht. Wenn sie mich leiden sieht, wenn sie ...« Sie senkt den Blick, taumelt ein paar Schritte zurück. Gefährlich nah auf das offene Fenster zu.

»So ein Unsinn!«, rufe ich, springe auf, die Blätter ihres Manuskripts verteilen sich auf dem Fußboden, es ist mir egal.

Sie stolpert einen weiteren Schritt rückwärts auf das Fenster zu, streckt die Hand nach dem Rahmen aus wie eine Blinde, sieht nach einem Halt, wo keiner ist. Ich renne quer durch das Zimmer auf sie zu, und komme mir dabei vor wie in einem Albtraum, scheine durch zähflüssigen Sirup zu laufen. Viel zu langsam.

»Mein Leben hat keinen Sinn mehr«, ruft sie halblaut. »Nicht nach dem, was ich auf meine Schultern geladen habe, das ist mir heute klargeworden. Es tut mir leid, Emma, ich bin dir einfach nicht gewachsen. Es tut mir ...«

Da erreiche ich sie endlich. Sehe, dass sie den Fuß bereits auf den flachen Sims des Fensters gesetzt hat. Höre mich selbst brüllen: »Neeeeiiiiin!«, doch es ist zu spät, ich erreiche sie nicht mehr. Im allerletzten Moment schießt ihre Hand vor, und im ersten Augenblick bin ich erleichtert, dass sie nun doch zur Vernunft kommt. Nach meinem Arm greift, nach meiner Hilfe. Dass sie sich von mir retten lassen will.

Doch dann geht ein Ruck durch meinen Arm, und plötzlich fliegt das Fenster auf mich zu.

Ich rudere mit den Armen, doch ich finde mein Gleichgewicht nicht wieder. Mein rechter Fuß verheddert sich in einem der Vorhänge, ich höre, wie die kleinen Messingösen aus der Verankerung reißen und dann bin ich plötzlich schwerelos. Schweben, fliege einen Augenblick lang, bevor das Gewicht der Welt mich unbarmherzig nach unten reißt. Fliege auf den

Abgrund zu, und die blaue Stunde ist vorüber, die Sonne hinter dem Horizont verschwunden, nur ihr blutroter Schimmer bleibt mir jetzt noch.

Es ist wunderschön.

Dann rast das weite Grün des Rasens auf mich zu, und dann ...

Gar nichts mehr.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## KAPITEL 68

### GRÜNES GRAB

**D**ie junge Frau war zufrieden. Die Bauarbeiten an der Tudorvilla gingen nun zügig voran. Sie selbst hätte es vermutlich auch in bescheideneren Wohnverhältnissen ausgehalten als hier in Manderley, aber Sophie fand, sie schulde Emma eine Umgebung, wie diese sie sich immer gewünscht hatte.

*Emma würde bekommen, was ihr zustand.*

*Immerhin war sie Sophies wahre Liebe.*

*Der Sommer war angebrochen und es versprach ein langer, warmer, aber nicht zu heißer Sommer zu werden. Wie dafür geschaffen, auf der weitläufigen Rasenfläche hinter dem Haus zu sitzen und dem fernen Hämmern und Sägen zu hören, während das alte Haus zu neuem Glanz erblühte.*

*Heute hatten sie sogar das alte Puppenhaus mit nach draußen geschleppt, das die junge Frau auf dem Dachboden gefunden hatte, eingemottet unter einem alten Laken, und genauso schön, wie sie es aus ihrer Kindheit in Erinnerung gehabt hatte. Lediglich die Püppchen waren verschwunden, und Sophie hatte sie nirgends finden können, aber das machte nichts.*

*Sie brauchte sie nicht mehr, sie hatte nun eine eigene Familie.*

*Die junge Frau goss noch etwas Tee in eine Tasse, und führte sie ihrer Geliebten vorsichtig an den Mund. Der Tee war kochend heiß, und ihre Geliebte gab leise Schmerzlaute von sich, als der Tee ihre Lippen berührte und ihre Kehle hinab rann. Wie üblich ging das meiste aber daneben und lief über Emmas Kinn, aber das störte Sophie nicht. Liebevoll tupfte sie Speichel und Tee vom schönen Gesicht ihrer Geliebten.*

»Ach, Emma, meine schöne Emma«, sagte sie leise. »ist es nicht ein schöner Tag, um draußen zu sein und den Vögeln zu lauschen?«

Emma in ihrem Rollstuhl sagte natürlich nichts dazu, sie sprach sowieso nie, und vielleicht war es auch das Beste so. Sophies Liebe zu ihr war ungebrochen, und wenn überhaupt, so hatte sie sich noch verstärkt, seit ihre Geliebte so unglücklich aus dem Fenster des Turmzimmers gestürzt war. Ein bedauerlicher Unfall, von dem alle entsetzt gewesen waren – am meisten Sophie selbst. Was hatte Emma überhaupt da oben zu suchen gehabt? Ein Mysterium, das auch die Polizei nicht hatte lösen können, zum allgemeinen Bedauern. Doch ein Unfall musste es gewesen sein, denn einen Grund, sich etwas anzutun, hatte Emma ja nun wirklich nicht gehabt. Sie lebte in einem wunderschönen Haus, mit ihrer wunderschönen Frau und besaß alle Annehmlichkeiten, die man sich nur wünschen konnte.

Doch all das war längst vergessen.

Schnee von gestern.

Sophie hatte sich sogar bemüht, den jungen Handwerker ausfindig zu machen, mit dem sie Emma damals in der Bäckerei hatte sitzen sehen. Sie hatte herausgefunden, dass er sehr geschickt in Holzarbeiten war, und hatte ihn beauftragt, die alte Beplankung im Inneren des Hauses auf Vordermann zu bringen. Er war ganz aus dem Häuschen gewesen, als er den Auftrag angenommen hatte, und das zu einem sehr günstigen Preis. Manchmal lud sie ihn sogar ein, mit ihnen beiden Tee zu trinken, und wenn er sie dann mit seinen nicht enden wollenden Anekdoten über die Geschichte des Hauses unterhielt, schaute sie manchmal in die Augen ihrer geliebten Emma, auf der Suche nach irgendeiner Reaktion, aber es kam keine, die Augen blieben stumpf und leer. Wie Murmeln im Gesicht einer Puppe.

»Noch einen Schluck, meine Liebe«, schlug Sophie vor und führte ihrer lieben Emma die Tasse erneut an die Lippen, und auch jetzt achtete sie ganz genau auf irgendwelche Reaktionen, als sie das brühheiße Getränk an die ausgetrockneten Lippen ihrer Frau führte. Doch es kam auch diesmal nichts außer diesem leisen Brummen tief aus Emmas Kehle. Selbst ihre Hände, die sie wie stets im Schoß gefaltet hatte, blieben völlig regungslos. Da war nichts mehr in Emma, das hätte reagieren können.

Zufrieden lehnte Sophie sich in ihrem Lehnstuhl zurück und genoss ihren Tee in kleinen Schlucken. Vielleicht würde sie das Manuskript ja doch eines Tages veröffentlichen, mit ein paar kleinen Änderungen, verstand

*sich. Aber eigentlich war das nicht mehr wichtig. Wichtig war allein, dass Emma nun ihr gehörte, ganz allein ihr.  
Für immer.*

Ende

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)